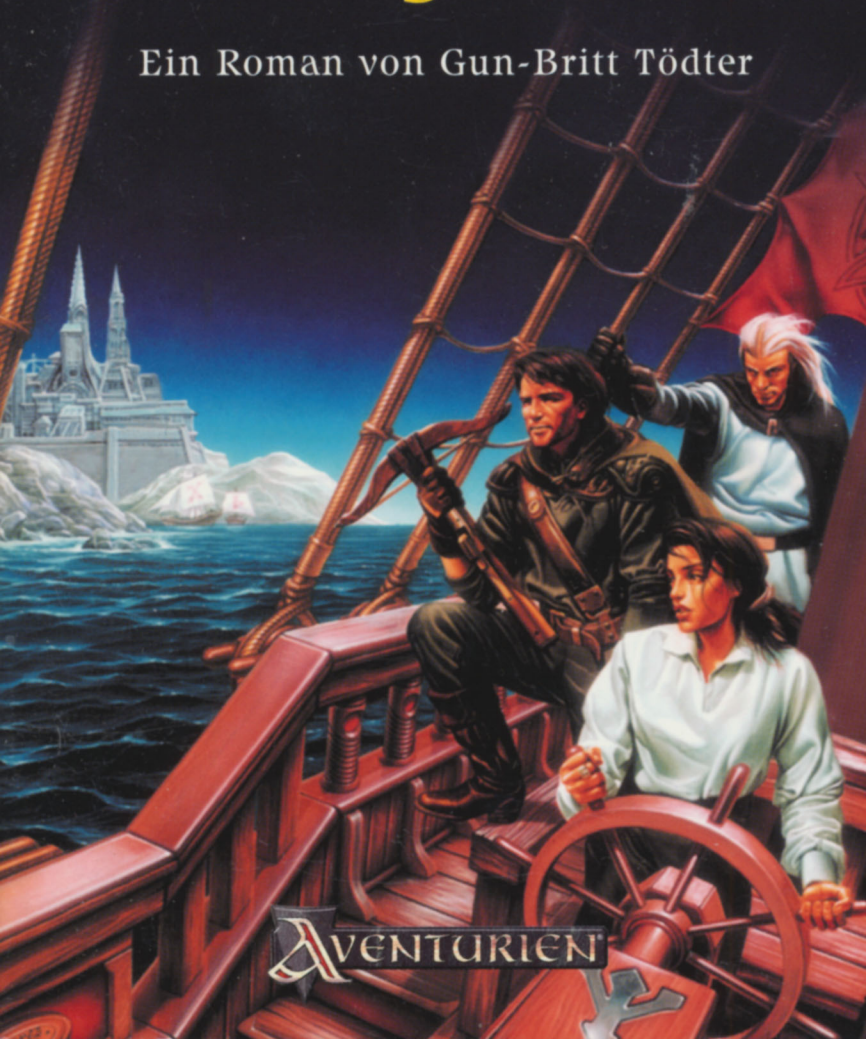


HEYNE
BÜCHER

Das Schwarze Auge

Koboldgeschenk

Ein Roman von Gun-Britt Tödter



AVENTURIEN

»Aventurien« heißt die phantastische Spielwelt voll kühner Abenteuer, Magie und farbiger Exotik, erschaffen von einem Spezialistenteam und ausgebaut von tausenden begeisterter Spieler. Es ist der Schauplatz des heute größten deutschen Fantasy-Rollenspiels »Das Schwarze Auge«. Die Romane der gleichnamigen Serie lassen uns diese Welt noch viel unmittelbarer und plastischer erleben.

Ein Schatz aus alter Zeit lockt Azaril Scharlachkraut nach Perricum, in die Kaiserliche Hafenstadt. Und alsbald stehen nur noch eine junge Schelmin und deren Freunde zwischen Borbarads Spionin und ihrer Beute.

Ein vollständiges Verzeichnis aller
im HEYNE VERLAG erschienenen Romane aus
der aventurischen Spielewelt
finden Sie am Schluss des Bandes.



GUN-BRITT TÖDTER

Koboldgeschenk

*Vierundfünfzigster Roman
aus der
aventurischen Spielewelt*

begründet von
ULRICH KIESOW

Originalausgabe



WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

HEYNE SCIENCE FICTION & FANTASY

Band 06/6054

Umwelthinweis:

Dieses Buch wurde auf chlor- und
säurefreiem Papier gedruckt.

Originalausgabe 4/2001

Redaktion: Friedel Wahren

Copyright © 2001

by Wilhelm Heyne Verlag GmbH & Co. KG, München,

und Fantasy Productions, Erkrath

<http://www.heyne.de>

Printed in Germany 2001

Umschlagbild: Zoltán Boros & Gábor Szikszai / Agentur Kohlstedt

Kartenentwürfe: Ralf Hlawatsch

Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München

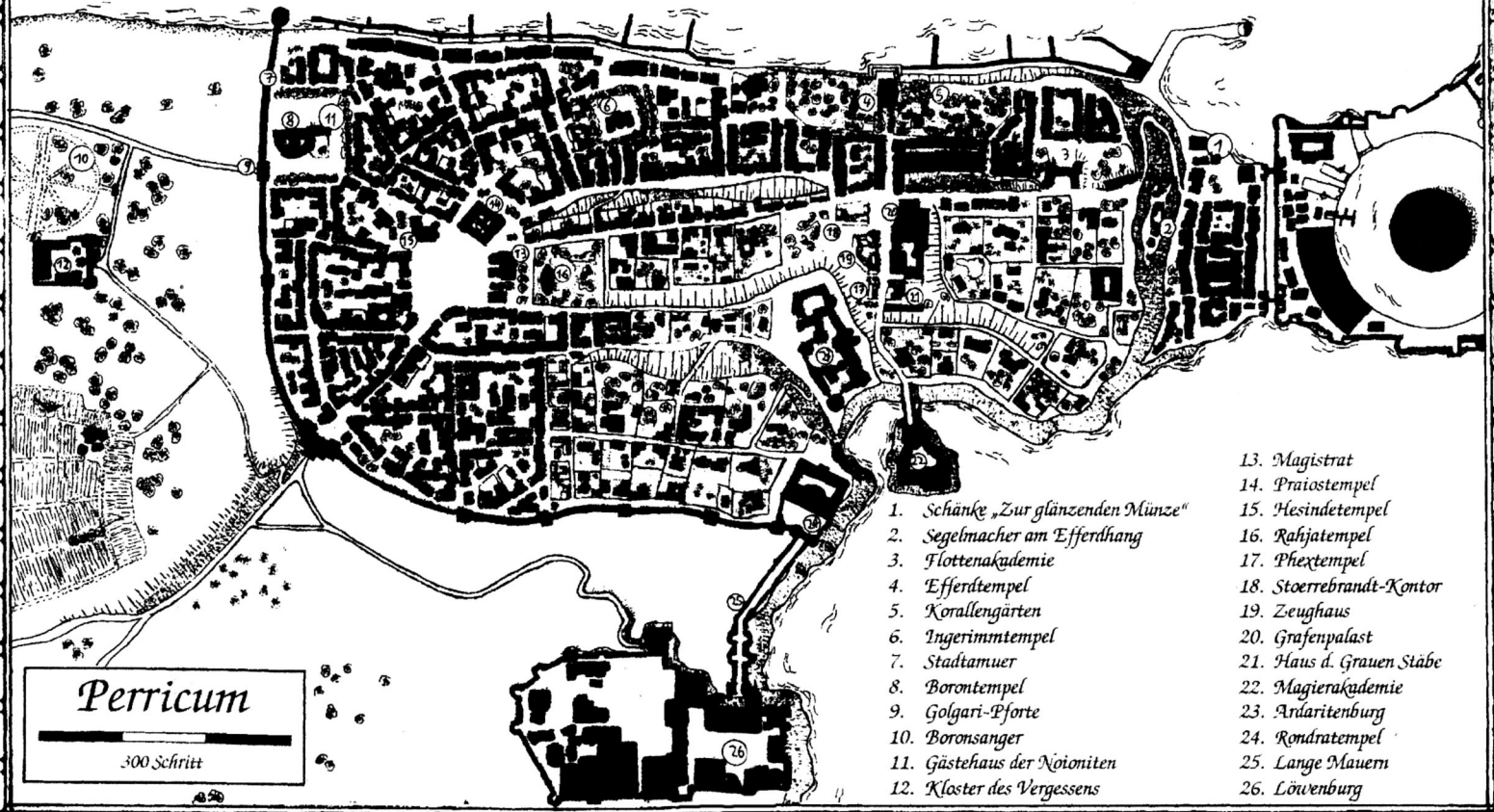
Technische Betreuung: M. Spinola

Satz: Schaber Satz- und Datentechnik, Wels

Druck und Bindung: Presse-Druck, Augsburg

ISBN 3-453-17895-5

→ Darpāt →



1. Schänke „Zur glänzenden Münze“
2. Segelmacher am Efferdhang
3. Flottenakademie
4. Efferdtempel
5. Korallengärten
6. Ingerimtempel
7. Stadttauer
8. Borontempel
9. Golgari-Pforte
10. Boronsanger
11. Gästehaus der Noioniten
12. Kloster des Vergessens

13. Magistrat
14. Priostempel
15. Hesindetempel
16. Rahjatempel
17. Phextempel
18. Stoerrebrandt-Kontor
19. Zeughaus
20. Grafenpalast
21. Haus d. Grauen Stäbe
22. Magierakademie
23. Ardaritenburg
24. Rondratempel
25. Lange Mauern
26. Löwenburg

Perricum
300 Schritt

g f i r n s O z e a n



Meer
S
e
e
n
d
e
n
S
e
e
n
d
e
n
S
e
e
n
d
e
n

K
i
s
t
l
i
n
d
e
n
S
e
e
n
d
e
n

P
e
r
l
e
n
m
e
e
r

W
a
l
d
i
n
s
e
l
n

Aventurien



*Für all die Freunde,
die mir ein Lachen zu entlocken vermochten,
wenn mir zum Weinen zumute war*

*Und mit herzlichem Dank an Martina Nöth,
aus deren Lied ›Die Moorhexe‹
ich im zweiten Kapitel zitieren durfte*



Vorspiel

Neugier ist eine Tugend! In den meisten Fällen ...

– Koboldischer Standpunkt

»Es ist Unserem Herrn nicht gefällig, solches in den Händen von Ungläubigen zu lassen!«

»Meine Teuerste, ich stimme Euch zu, doch wie wollt Ihr dies aus den Händen nehmen, die durchaus etwas festzuhalten vermögen?«

»Mit Seiner Kraft und der Kraft der Ihm Folgenden ist es mir möglich, alles zu erfahren und zu bekommen, was ich in Seinem Namen wissen und besitzen möchte, daran solltet Ihr nicht zweifeln!«

»Allein Zweifel an Eurer Person und Eurem Vermögen sind mir fremd, aber Ihr setzt Euch damit einer Gefahr aus, die mir die Eurer letzten Reisen bei weitem zu übersteigen scheint.«

»Der Preis, den es zu gewinnen gilt, ist dafür umso höher, nicht wahr, mein lieber Baron? Oh, Eure Besorgnis ehrt Euch. Zweifelt nicht an Seiner Macht! Ihr habt die Dinge, um die ich Euch bat?«

»Würde ich es sonst wagen, vor Euch zu treten, Verehrteste?«

»Eine Frage, auf die Ihr mir noch eine Antwort schuldig seid, werter Baron. Aber Eure verborgenen Geheimnisse schätze ich an Euch am meisten.«





1. Kapitel

*Aller Anfang sei schwer, sagen die Menschen.
Mein Kind, wie unwissend sind sie!*

– Koboldische Weisheit

»Was schaust du da?« Neugierig schoben sich eine schmale, schmutzige Hand auf die Schulter und ein keckes kleines Gesicht an die Seite Brins, um ebenfalls um das alte Fass neben dem Bootsschuppen sehen zu können. Der Junge war bei der unvermuteten Berührung spürbar zusammengefahren und fluchte nun leise. »Bei Phex! Musst du mich so erschrecken?!«

»Ich dachte, wenn du mich nicht siehst und hörst, tun das die hinter der Ecke auch nicht.« Das Mädchen grinste vergnügt. »Oder?«

»Das Denken solltest du mir überlassen«, knurrte Brin verärgert. Er hatte das Mädchen wahrlich nicht bemerkt. Es konnte verflixt lautlos sein – wenn es denn wollte.

»Hab ich doch schon irgendwo einmal gehört. War das bei diesem Menschen, der ...«, erinnerte sich das

Mädchen und zog gespielt nachdenklich die Nase kraus.

»Lara, halt die Klappe, ja? Bitte!«, zischte Brin.

Lara grinste breit, und Brin wusste nur zu gut, dass ihr die Frage nach der *Klappe* auf der Zunge lag. »Schluck es und ersticke dran!«, murmelte er wütend.

»Oh, wieder sehr nett heute. Pass bloß auf, dass dir keiner deiner Götter dabei zuhört und dir über *deine* Klappe fährt«, spottete das Mädchen leise. Lara wagte einen Blick um die Tonne und den nach Fisch stinkenden Netzhaufen herum. »Wer ist das?«, fragte sie, sich nach Brin umwendend, der sie vorsorglich immer noch an ihrem bunten, nur noch aus Flickern bestehenden Kleid festhielt, damit sie sich nicht noch weiter vorbeugen konnte. Ihre schmutzigen gelbroten Locken schienen ihm im hellen Praioslicht wie ein allzu verräterisches Leuchtfeuer. »Die gehören nicht ins Dorf, oder?«

»Wohnst *du* hier oder ich? Außerdem gibt's hier keine Elfen«, gab Brin sauer aber leise zurück. Er blickte noch einmal verstohlen und sichtlich besorgt zu den Fremden hinüber. »Wir verschwinden lieber«, murmelte er.

»Warum?«

»Weil du diese Leute bestimmt nicht zum Lachen bringen wirst! Jetzt komm schon!« Lautloser und geschwinder, als Brin zu hoffen gewagt hatte, erreichten

sie unentdeckt das erste Gehöft des kleinen Weilers abseits der Bootsschuppen. Eilig liefen sie um den Ziegenstall der Witwe Dargel herum, überquerten die staubige und in der Mittagshitze bis auf ein paar Hühner leere Dorfstraße und verschwanden hinter dem Zackenbauern-Hof. Lara richtete sich hinter dem Gemüsegarten der Zackenbäuerin zu ihrer vollen Größe von nicht ganz acht Spann auf und versuchte zwischen den Gartenbäumen, Häusern und den Schuppen hindurch noch einen Blick auf die kleine Gesellschaft am Fähranleger zu erhaschen. Brin vergewisserte sich, dass niemand von dort sie wahrnehmen konnte, und sank in das abgeweidete Gras hinter dem weiß gestrichenen Gartenzaun. Lara zuckte mit den Schultern und plumpste neben ihm zu Boden.

»Also, wer war das?«, fragte sie herausfordernd. »Jemand, dem du schon mal in die Tasche gegriffen hast?« Der Schalk sprühte ihr aus den leuchtend grünen Augen, und jede einzelne ihrer unzähligen Praisprossen unterstrich lebhaft ihr Vergnügen an dem geheimnisvollen Abenteuer, das sie hier witterte. Brin musterte kurz das schmale Mädchen in dem zerfetzten bunten Kleid und seufzte. Larataraminna – oder wie immer sie eigentlich hieß – hatte ihm in den letzten Tagen zu Genüge zu beweisen versucht, dass es immer und überall eine vergnügliche Seite gab, von

der aus man die Dinge der Welt betrachten konnte. Brin teilte diese Ansicht nicht. Er stammte aus Mendena. Er hatte Xeraan gesehen, den *Portifex Maximus* und Hochpropheten der Borbarad-Kirche. Er hatte dort Dinge erlebt, die niemand von einer vergnüglichen Seite betrachten konnte – wenn man noch bei klarem Verstand war.

»Niemand«, erklärte er grob. »Es ist nicht wichtig.«

Lara hob eine ihrer fein gezeichneten roten Brauen. Sie musterte den schlaksigen, gut einen Kopf größeren Freund in der abgetragenen alten Lederhose, die wieder einen neuen Riss zeigte und ihm trotz seiner Länge zu groß schien, und dem schmutzigen, verwaschen graublauen und oft geflickten Schifferhemd. Sie suchte vergeblich eine Antwort in den finsternen Zügen seines mageren, sonnengebräunten Gesichtes unter dem staubigen braunen Haar, das sich widerspenstig in alle Richtungen gleichzeitig sträubte und mit dem Messer auf nur etwa gleiche Länge gestutzt war. Brin war ebenso wie sie selbst barfuß, und an Schmutz und Schwielen ließ sich leicht erkennen, dass sie zumindest seit längerer Zeit keine Schuhe getragen hatten. Aber so wie sie ihr weites buntes Flickkleid mit Freude trug und gerne Gras und Erde, Moos und Fels unter den nackten Füßen spürte, so sehr hasste Brin seine ärmliche Kleidung und neidete den wenigen Burschen, die hier Sandalen oder gar

Schuhe besaßen, ihren vermeintlichen Reichtum. Seinen Hang zum Düstersinn kannte sie inzwischen ziemlich gut, auch wenn sie ihn nicht verstand. Viel und gerne erzählte Brin sowieso nicht.

Lara schüttelte den Kopf. »Und wenn es nicht wichtig ist, warum ziehst du dann so ein saures Gesicht? Herr Brin von Nirgendwoher nach einem großen König benannt, ich glaube dir kein Wort.«

Ihr Blick heftete sich unbeirrt auf den Jungen, dessen dunkle Augen ihr auswichen. Was sollte er diesem Mädchen auch erzählen? Sie mochte zwar so alt sein wie er selbst, etwa fünfzehn oder sechzehn Götterläufe, aber viel mehr hatten sie kaum gemeinsam. Die Piratenküste und das Darpattal waren verdammt verschieden. Ja, *verdammt* war die Küste. Verflucht auch, sicherlich. Denn wo sonst konnte man am helllichten Tage Kreaturen über den Weg laufen, die sicher keinen der Zwölfgötter als ihren Herrn oder ihre Herrin ansahen?

Etwas zupfte an seinem zerrupften braunen Haarschopf. »Lass das!«, fauchte er schlecht gelaunt.

»He! Eine Elfe ist doch kein Grund, bissig zu werden!«, beschwerte sich Lara. Sie feixte: »Oder glaubst du wie der Zackenbauer, dass alle Spitzohrigen Unglück bringen? Zudem sieht sie hübsch aus. Oder hat dir der Mann mit dem Beil deine Laune verdorben? Der schaute schon ein wenig grimmig drein.«

»Bei uns gibt es nicht viele Elfen«, entgegnete Brin endlich, »aber ich kann mich auch irren. Sowieso. Ich hab nur kurz ihr Gesicht gesehen, als der Wind ihren Schleier hochgeweht hat.«

»Hm. Und die Elfe, die du von daheim kennst, war nicht ... nett?«

»Nett schon. Irgendwie. Ach, vergiss es! Ich habe keine Lust, darüber zu reden.« Brin seufzte, als er das offen und übertrieben zur Schau gestellte Unverständnis in den ohnehin immer schelmisch anmutenden Gesichtszügen Laras wahrnahm. »Du bist unmöglich!«, beschwerte er sich.

»Kaum. Ich bin ja hier«, gab sie trocken zurück. Sie knuffte ihn in die Seite. »Komm, es hatte gerade angefangen, mit dir wirklich Spaß zu machen. Du darfst jetzt nicht wieder schauen wie Efferd nach zwölf Praiossonnentagen!«

»Woher willst du wissen, wie Efferd dreinschaut, wenn er es lange nicht hat regnen lassen?«

»Phantastalogie«, war die von einem Grinsen begleitete Antwort.

»Phantasie?«, riet Brin seufzend.

»Genau. Hast du eigentlich keinen Hunger mehr?«

Brin verzog das Gesicht, um nicht doch noch zu lachen. »Schon, aber bis zu dem Fisch bin ich gar nicht mehr gekommen.«

»Aber ich!« Lara zog verschwörerisch lächelnd ein

Paket aus zusammengebundenen großen Blättern aus einer Tasche ihres Kleides. Sie knotete geschickt die Schnur auf und wickelte sie in Windeseile ab. »Ich dachte, bei geräuchertem Fisch brauchen wir nicht einmal ein Feuer.«

»Ich will gar nicht wissen, woher du den hast«, murmelte Brin andächtig.

»Dann frag nicht! Iss!«

»... mit *expurgico* gestraft werden jedoch Vergehen gegen das Arcana interdicta, welches betrifft die Ausübung der so genannten Magica Borbaradia, vornehmlich ...« Falk Turmen, Studiosus der *Kaiserlich Garethischen Lehranstalt der Magie wider Geister und transsphärischen Wesenheiten zu Perricum*, sah seufzend von dem schweren Folianten auf, der noch nach neuem Pergament und frischer Tinte roch. Das späte Praioslicht des Rondramonats des Jahres 31 Hal fiel in schrägen, silberflimmernden Bahnen durch die offenen stehenden Fensterflügel des altehrwürdigen Studiengewölbes der Lehranstalt, und der leichte Seewind trug den Geruch des Meeres und das Geräusch der Brandung von den Klippen der Schule und der Perricum Küste in die Stille des weitläufigen Raumes. Zwischen den mächtigen Pfeilern und an den drei Dutzend Stehpulten fand sich zu Ende der Boronstunde kaum mehr als eine Handvoll Schüler, die mit

Hilfe neuerer, aber vor allem alter Skripten ihr Wissen zu erweitern suchten. Nur noch ein Viertel Götterlauf, dann mussten Falk und seine vier Kommilitonen des Abschlussjahrgangs auch diese Gesetzestexte und die Auslegungen des *Codex Albyricus* vorwärts und rückwärts, sinngemäß und auch im Wortlaut wiedergeben können. Drei Monde bis zur endgültigen Klausur, um sich als *Adeptus Minor* zu beweisen; eine Prüfung, die selbst mindestens einen Monat, gut aber auch einmal drei dauern konnte. Die vergangenen acht Jahre seiner Schulung erschienen Falk manchmal wie eine Ewigkeit, und doch war die Erinnerung des kleinen Jungen, der, von seinen Eltern begleitet, das erste Mal über die steinerne Brücke zu der alten Magierfestung hinüberschritt, noch so deutlich, als wäre es erst vor wenigen Tagen gewesen. Falk Turmen, der schwarzgelockte, schmätige Bube des Meisters Turmen, Kartothecarius der Kaiserlichen Flottenakademie, sollte eigentlich einmal als prächtiger Seeoffizier des Kaiserhauses zu Ruhm und Ehre gelangen. Seit er den Knien des Vaters entwachsen war, hatte er mit pergamenten aufgetakelten Holzschiffchen und filigranen Zinnsoldaten berühmte Seeschlachten nachgespielt. Bis zu jenem Sommer, als es ihm ohne jegliche bewusste Absicht gelang, die Illusion der *Schlacht in der Tränenbucht* eines Jahrmarktgauklers zu zerstören, da sie so praioslästerlich und hesindeungefällig falsch war! Falk lächel-

te in Gedanken an den aufgebrachten Gaukler und an den in ein weites weißes Gewand gekleideten furchteinflößenden Magier, einen alten Freund seiner Familie, der einem trutzigen Wehrturm gleich plötzlich vor ihm gestanden und mit eindrucksvollem, bis schier in den Himmel reichendem Stab Schutz geboten hatte. Nun überragte Falk Seine Spektabilität Olorand von Gareth-Rothenfels um eine gute halbe Spanne Körperlänge. Allerdings, was die magische Größe betraf, würde er, der Studiosus, auch nach seiner Prüfung noch lange Jahre der Studien und Praktika benötigen, um auch nur annähernd an das Wissen und die Erfahrung des graubärtigen Antimagiers und Seelenheilers heranzureichen.

»Falk, kommst du mit zur Hesindeandacht?«

Alena, kurz- aber ebenso dunkelhaarig wie er selbst, von blasser Hautfarbe und die beste Theoretikerin ihres Jahrgangs, erinnerte ihn wie so oft an etwas, das er selbst zum Unwillen ihres Akademieleiters viel zu häufig über den Büchern und bei den Kranken vergaß. Zwei, besser drei Dienste an den Göttern Hesinde und Boron im Laufe einer Woche waren für jeden Schüler der Akademie Pflicht. Und jeder von ihnen wusste, dass sie das Wohlwollen der Göttin der Weisheit und der Magie und das des Gottes des Schlafes und des Vergessens im begonnenen Zwölften Zeitalter mit all seinen dämonischen und

geistverwirrenden Schrecken bitter nötig hatten. Und gerade Hesindes Gaben brauchte er zur Zeit dringender denn je. Manchmal hatte er das Gefühl, in seinem Kopf herrsche eine grauenhafte Leere, in dem sich all das Wissen der letzten Jahre in einem sinnlosen Reigen drehte, um ihn vollends zu verwirren und zur Verzweiflung zu bringen.

»Mit Freuden«, entgegnete er daher lakonisch und schloss vorsichtig den Folianten.

Alena lächelte beruhigend. »Du machst dir viel zu früh Sorgen, Falk«, sagte sie. »Außerdem lässt Olorand doch dich nicht durchfallen!«

»Eher als jeden anderen, damit Vater nur nicht glaubt, sein alter Freund habe seinen Sohn um seinen willen gönnerhaft und unrechtmäßig bestehen lassen«, gab Falk seufzend zurück. »Mir graut vor der Prüfung!«

»Du solltest dich hören! Fast wie einer deiner Patienten«, scherzte Alena.

»So schlimm?« Falk seufzte. Die junge Studiosa lächelte. »Gehen wir, um Hesindes Gaben zu flehen?«, schlug sie vor.

»Und um Borons Gelassenheit«, setzte er hinzu.

Das Wasser unter dem Rumpf der *Ehre von Perricum* plätscherte einschläfernd gegen die nassen, von Muscheln und Flechten überzogenen Planken der am Kai

dümpelnden alten Karracke unter der kaiserlich blauen Flagge mit dem roten Greifen auf goldener Scheibe. Derya lehnte an der Reling und blickte hinab in die schmale dunkle Schlucht zwischen Mauerwerk und Schiffsrumpf, beobachtete die kleinen Wellen, ihr Entstehen und Vergehen, das Wogen, Ineinanderfließen und Voneinanderfliehen im dunklen Hafengewässer. Strohhalme und ein verirrtes Holzstückchen an einem zerfaserten Strick, einst Teil eines Fischernetzes, schaukelten im Spiel von Dunkelheit und spiegelndem Widerschein des dämmernden Abendlichtes im Kriegshafen von Perricum. Der laue Abendwind strich über ihre kurzen rotblonden Locken und zupfte an den Spitzenbesätzen von Kragen und Ärmeln ihrer Uniform. Sie hatte Heimweh. Heimweh nach Havena. Aber wenn ihre Tante Deirdre ohne Murren selbst im tiefsten Süden ausharren konnte, sollte es ihr, der Seejunkerin Derya, wohl genauso gelingen, dieses grauenhaft langweilige Perricum zu überleben! Jedenfalls solange die Karracke der *Kaiserlich Perricum Flottenakademie für Seekrieg und Entdeckungen* hier vor Anker lag. Seufzend dachte die Seejunkerin an die letzte Fahrt im Golf von Perricum: Wind und Wellen trotzend und all dem unheiligen Getier und Schlimmerem aus den Tiefen und Weiten der Dämonischen See, das sich immer wieder in den Golf hineinwagte – efferdgefällig, stürmisch und nass! Ihre dunkelblauen Augen blickten ver-

träumt; sie dachte an die Zeiten zurück, als die Wellen über das krängende Deck brachen und die Mannschaft unter Kapitänin Galahan – ja, selbst das Schiff glich einem lebenden Wesen! – den Elementen getrotzt und diesen ihre Fahrt abgerungen hatte. Zwar war die ›Expedition‹ immer noch zu ruhig gewesen – einen einzigen kleinen Sturm gab es zu meistern, und die Ungeheuer der See hatten sie nur hin und wieder in weiter Ferne sichten können –, aber allemal besser als dieser Kriegshafen nach zwei Wochen Liegezeit! Wenn die Fahrt doch einmal nach Riesland oder ins Güldenland ginge! Das wäre nach ihrem Geschmack! Aber selbst bei Beginn der Güldenland-Expedition, von der man unter den Offiziersschülern an der Akademie die abenteuerlichsten Dinge munkelte – hatte sie sich auf der falschen Seite Aventuriens befunden. Derya seufzte tief. Dann riss sie sich von dem immer dunkler und unsichtbarer werdenden Schauspiel tief unten am Rumpf des Kriegsschiffes los und richtete sich auf. Trotz der Langeweile und ihrer Sehnsucht nach Aufregung und Gefahr verspürte sie keinen Drang danach, Kapitänin Leodora Galahans Unmut auf sich zu ziehen, indem sie zu spät zum abendlichen Offiziersmahl erschien.





2. Kapitel

*Das Geschenk eines
Koboldes ist ein zwiespältiges Ding ...*

– Aus einer Vorlesung an der
Academia Contramagica Kuslikiensis, 27 Hal

Laras Haarschopf glühte in den letzten Strahlen der untergehenden Praiosscheibe wie das arangenfarbene Gewand der Traviageweiheten, die vor einigen Tagen den Fluss hinabgereist war und in dem kleinen Weiler Station gemacht hatte. Müde und satt streckte sich das Mädchen auf den Felsen am Flussufer aus und genoss die einschläfernde Wärme unter ihr und die Milde des sommerlichen Abends. Das Darpatwasser gluckste zwischen den Steinbrocken und den hohen, trockenen Schilfstängeln, als wolle es sich mit ihr unterhalten; eine Schar wilder Gänse schnatterte ein Stück weiter flussaufwärts, und Brin neben ihr fluchte leise.

»Muss das jetzt sein?«, brummte Lara. »Ich will ein wenig schlafen.«

»Sie steigen in ein Flussschiff«, erklärte Brin. Er hatte sich aufgerichtet, um über das Schilf zu dem kleinen Anlegesteg des Weilers blicken zu können.

»Und? Reisende reisen. Und sie sehen aus wie Leute auf Abenteuerfahrt, oder?«

»Ich dachte, sie wollten von hier aus über die Trollzacken zurück in die Schwarzen Lande.«

»Wenn sie eine Elfe ist, braucht sie sich doch nur in einen Vogel zu verwandeln und nach Hause zu fliegen«, murmelte Lara mit geschlossenen Lidern, unbeeinträchtigt die behagliche Stimmung des Abends genießend. Brin schwieg, was sie wiederum derart neugierig machte ließ, dass sie die Augen doch ein wenig öffnete, um zu ihm hinaufzublinzeln. Es überraschte sie nicht sonderlich, dass er nicht mehr neben ihr stand, sondern den Uferpfad entlang auf den Weiler zulief. Der Junge konnte geräuschloser sein als ein Mäuschen, da stand er ihr wenig nach.

»Wo will er hin?«, fragte sie.

»Wahrscheinlich nach Perricum.«

»Perricum? Was ist das?« Lara drehte sich zu Lahda'terianmali um, die in einem blau schillernden, mit silbernen Lilien bestickten Kleid am Wasser unter ihr kniete und Wäsche wusch. Der kleine Korb neben der Koboldin quoll über vor bunten, schimmernden Kleidungsstücken, und das Wasser unter ihren geschäftigen Händen gluckste, als freue es sich über ihr ge-

schäftiges Reiben, Klatschen und Rubbeln. Das runzlige Gesicht mit den tiefblauen Augen, umrahmt von lustig sich bis zum Boden kringelnden blaugrünen Locken, wandte sich Lara zu, ohne dass die zierlichen Hände auch nur einen Augenblick lang in ihrer Arbeit innehielten. »Eine Stadt der Menschen«, erklärte sie. »Sie haben sie dort gebaut, wo der Fluss ins Meer fließt.«

»Eine Stadt? Eine Stadt wie Sahgertaljan-Miju?«

»Ich denke, ähnlich, aber sicher nicht aus Kristall. Menschen verstehen sich nicht auf das Bauen aus Kristall. Ein Dorf, so groß wie viele Dörfer. Alles sei dort größer, sagt dein Onkel: die Häuser, die Schiffe, die Straßen, ja, selbst die Tiere und Menschen.«

»Aber es sind keine Riesen?«

»Nein, das wohl nicht. Früher hat dort eine Riesenkönigin gelebt, erzählt man sich, aber das muss lange her sein. Großvater erinnert sich jedenfalls nicht an Riesen hier am Fluss. – Willst du ihm nicht nachlaufen?«

»Warum?«

»Oh, ich glaube, dein Onkel hätte nichts gegen einen Besuch seiner Nichte. Es wird Zeit, dass du ein bisschen von dieser Welt siehst.«

»Malli, du ...«

»Na, lauf schon, bevor ich es mir noch anders überlege!« Die kleine Koboldin unterbrach ihr Tun und

lächelte ihrer Ziehtochter schelmisch zu. »Und komm wieder, wenn du den Schatz der Chalwen gefunden hast!«

Lara musterte das verschmitzte Lächeln ihrer Mutter, kniete sich an den Rand des Felsens und beugte sich weit vornüber, um der Koboldin einen herzhaften Kuss auf die Wange zu drücken.

»Ich komme wieder, Malli!«, versprach sie inbrünstig und sprang auf.

Die kleine Frau sah ihr noch einen kurzen Augenblick nach, dann wandte sie sich wieder ihrer Wäsche und dem raunenden Lied zu, das sie gesungen hatte, bevor Brin fortgelaufen war. Die eine dicke Träne wusch sie in das grüne Kleid hinein, dann nickte sie heftig, schüttelte die wilden Locken und nahm ein anderes buntes Stoffstück aus ihrem Korb. Die Welt war kurzweilig und die Weile kurz, die sie die Menschenkinder hütete. Keines hatte sie behalten, denn so war es nicht gemacht. Tsa schenkte das Leben und Hesinde die Neugierde. Solcherart Ungestüm war niemals zu halten, und das mochte seinen Sinn haben. Lahda'terianmallis Gesang zwitscherte über das glucksende und rauschende Wasser des Stroms. Es gab so viele Menschenkinder in dieser Welt!

»Und was hast du jetzt vor?« Lara versuchte gleich Brin hinter dem alten Fass hervor das Geschehen auf

dem Fährsteg einen Steinwurf weit entfernt zu verfolgen, auch wenn Brins Griff sie eisern zurückhielt.

»Hm.«

Trotz seines beharrlichen Griffs eher unentschlossen, musterte der Junge den flachen Flusskahn und den Schiffer, der die Vertäuung löste, sowie und die wenigen Passagiere, die sich auf dem Platz zwischen dem Häuschen im Bug und den im Heck festgezurrtten Kisten und Fässern auf Taurollen und verschnürten Ballen niederließen. Es war ein kleiner Fährkahn, kaum acht Schritt lang, der nur wenigen Passagieren und wenig Ladung Platz bot, dafür aber leicht wieder flussauf zu treideln war. Er verfügte über ein Heckruder und einen Mittelmast, an dem in der sommerlichen Windstille das Segel traurig herabhing. Unter Deck mochte es kaum mehr als eine flache Bilge, aber keinen nennenswerten Stauraum geben. Der Kahn war so übersichtlich, dass selbst eine Maus früher oder später auffallen musste.

Lara wandte sich zu Brin um. »Mitfahren?«, schlug sie vor.

»Das kostet Geld.«

»Viel?«

»Einen Silber bestimmt.«

»Für uns beide?«

»Sag nur, du hast einen Silber?«, spottete Brin, der ihrer beider Reichtum mit geschlossenen Augen zu-

treffend auf weniger als einen Heller schätzen konnte.

Lara grinste. »Wenn ich ihn brauche, habe ich ihn. Komm! Bevor sie auf Nimmerwiedersehen hinter dem Horizont verschwunden sind!« Brin zögerte. Er *wusste*, dass er sicher einen triftigen Grund fände, diesem Plan zu widersprechen, wenn ihm Zeit zum Überlegen bliebe. Aber der Kahn legte gerade ab. Bis zu dem Augenblick, da er so weit von den Stegplanken fortgetrieben und von der Strömung ergriffen wäre, dass nicht einmal ein kühner Sprung sie an Bord brächte, konnten nur noch wenige Herzschläge vergehen. Die schwarz verschleierte, große und überaus schlanke Frau stand im Bug und blickte den Strom hinab, während ihr Begleiter an einer Ecke des Kahnhäuschens lehnte und den Blick scheinbar gelangweilt über den mitreisenden Händler und seine Gehilfen, den Schiffer und dessen Burschen schweifen ließ.

»Bei Phex!«, murmelte Brin. »Dann los!«

Und wie zwei vom Wind getriebene Blätter liefen sie hinter dem Schuppen hervor, Lara winkend, hüpfend und rufend, bis der Schiffer innehielt, aufsah und tatsächlich die letzte Schlaufe des Taus noch so lange um den hölzernen Poller liegen ließ, bis die beiden herangelaufen und über den bereits gut einen Schritt breiten Spalt zwischen Steg und Bordwand gesprungen waren. Lara grinste über das ganze

sommersprossige Gesicht, blitzte den alten Schiffer aus grünen Augen vergnügt an und rief: »Welches Glück, guter Mann, dass Ihr so freundlich seid! Fast hätten wir Euch verpasst! Das wäre eine Schande gewesen! Sagt an, was bekommt Ihr für die Reise?«

»Was um aller Götter willen hast du ihm da gegeben?«, flüsterte Brin wenige Minuten später, als sie es sich auf einigen vertäuten Kisten mit dem Blick auf das südliche Darpatufer bequem gemacht hatten, weit entfernt von Elfe und Krieger – wenn man auf dem kleinen Fährschiff überhaupt von *weit* und *entfernt* sprechen konnte. »Es sah aus wie ein flacher Stein.«

»Einen Knopf«, grinste Lara. »Einen Holzknopf, den ich einmal am Wasser gefunden habe.«

»Er hat einen *Holzknopf* für einen Silber gehalten? Er ist doch nicht blind!«

Lara grinste schelmisch, während sie Brins offensichtliches Unverständnis genoss. »Er ist sicher nicht blind. Aber er denkt, er hat einen Silber bekommen, weil er einen Silber wollte«, entgegnete sie.

»Und ... wie lange wird er das *denken*?«

Das Mädchen zuckte mit den Schultern. »Keine Ahnung. Aber er hat ihn in seinen Beutel zu all den anderen Münzen getan. Wie soll er dann noch wissen, von wem er einen Knopf eingenommen hat, weil er nicht aufgepasst hat?«

»Hm.« Der Junge war nicht überzeugt davon, dass der Mann sie *nicht* verdächtigen würde. »Und wie hast du das gemacht?«

Laras Grinsen wurde noch vergnügter. »Das wüsstest du gerne, nicht wahr?«, neckte sie ihren Freund. »Hast nicht gedacht, dass ich noch mehr kann als seltsame Dinge reden, was?«

»Ich weiß nicht«, murmelte Brin. Er schien den Trick mit dem Knopf nicht vergnüglich zu finden. Er schaute das Mädchen nachdenklich, ja, misstrauisch von der Seite an und sah schnell fort, als Lara seinen Blick bemerkte.

Verwundert schüttelte sie den Kopf mit den wilden roten Locken.

»Du guckst wie die Zackenbäuerin, wenn ihr eine schwarze Katze über den Weg gelaufen ist«, stellte sie fest. »Was ist denn? Doch nicht, weil ich den Fährmann um einen Silber beflunkert habe?«

Der Junge verneinte kopfschüttelnd, suchte einen Anfang und sagte endlich mit aller Selbstüberwindung: »Das ist Zauberei!«

»Ja, sicher. Und?« Lara begriff den tieferen Sinn in seiner Antwort nicht.

Brin seufzte, weil er spürte, dass ihn das seltsame Mädchen wie so oft gar nicht verstand. »Weißt du«, versuchte er zu erklären, »dort, wo ich herkomme, bereiten Magie und Zauber den Menschen Angst.

Magier sind mächtige Leute, die ... Die Elfe ist auch eine Zauberin!«

»Sie ist eine *Elfe*. Alle Elfen zaubern, jedenfalls soweit ich weiß«, entgegnete Lara. »Warum hat man dort, wo du herkommst, vor Zauberei Angst? Sind die Zauberer dort böse?«

Brin nickte. »Ja«, antwortete er so leise, dass selbst Lara ihn fast nicht hören konnte, »ja, sie sind alle böse.«

»Hm.« Und erst nach einiger Zeit des Grübelns wagte seine Freundin die vorsichtige Vermutung: »Es muss ein trauriges Land sein, aus dem du kommst.« Brin nickte wiederum. Lara sah ihn an und lächelte zaghaft und gewinnend.

»Ich bin nicht böse, ganz ehrlich«, erklärte sie.

Der Freund wandte den Kopf, um sie anzusehen. Er versuchte ein Grinsen. »Bei so vielen Praiossprossen ...«, entgegnete er schließlich.

Sie lächelte ihn herzlich an. »Danke! Sie sind nett, die Pünktchen, oder? Magst du sie zählen? Es müssen unendlich viele sein! So viele wie Sterne am Himmel, nicht wahr? Ich habe alle Sterne der Welt auf der Nase und den Wangen! Schau, du lachst! He, du kannst ja lachen!«

Die tief verschleierte Elfe in den herrschaftlichen Gewändern, die ebenso einer Frau des niederen Adels wie einer sehr wohlhabenden freien Bürgerin ange-

standen hätten, blickte sinnend über das nachtdunkle Wasser des Darpat, das sich bereitwillig vom plumphen Leib des Fährschiffes teilen ließ, und betrachtete das zersplitterte Mosaik des sich spiegelnden Madamales auf den abertausend winzigen Wellen.

»Herrin?«

Sie hob die schmale rechte Hand, fing den Gedanken ein, der ihr beim Anblick des glitzernd zerstreuten Mondabbildes zugeflogen war, verinnerlichte ihn, um ihn nicht wieder zu verlieren, und wandte sich erst dann dem gehorsam wartenden Söldner zu, den Baron von Wickrath aus seiner Einheit ihr zum Schutze bestellt hatte. Eine überflüssige Geste romantischer Minne, wie sie fand, aber nichtsdestotrotz mochte der Mann ihr von Nutzen sein. Bisher hatte sich Korian gesittet und durchaus gelehrig gezeigt.

»Was ist?«, fragte sie freundlich.

»Die beiden Streuner sind auffallend neugierig«, sagte Korian in seiner direkten, immer ein wenig ungehobelt wirkenden Art.

Die Elfe lächelte. »Ich weiß. Ich habe den Knaben schon einmal gesehen. Und wenn mich meine Erinnerung nicht täuscht, war es in Mendena. Das andere Streunerlein ist ein Mädchen, eine Schelmin, denke ich, nach der Art, wie sie den Fährmann entlohnt hat. Sie könnte lästig werden mit ihrer Feenzauberei, aber auch nicht mehr. Sie sind ... ungefährlich.«

»Lasst sie mich über Bord werfen!«, schlug der Söldner grimmig vor. »Neugierige Ohren und Augen nennen zu oft schwatzhafte Mäuler ihr Eigen.«

»Sie können sicherlich nicht schwimmen«, gab die Elfe zu bedenken. Sie lächelte in Gedanken und blickte zu dem gespiegelten Rad der Mada hinaus. »Obwohl es eine traumhafte Nacht wäre, um zu sterben«, sagte sie sanft. »Warte, bis sie schlafen!«, befahl sie schließlich, seinem Begehren nachgebend. »Dann will ich dich vor ihren und anderen Augen und Ohren verbergen. Wir sollten nicht auffallen, bevor wir unser Ziel erreicht haben.«

Nicht einmal der Atemzug für einen erschreckten Ruf blieb ihnen, bevor das kalte, tiefe Wasser sie in vollkommener Schwärze mit seinen Armen umfing. Väterchen Darpat gluckste und rauschte und zog sie hinab in die Stille seiner Tiefe. Gewaltige Kräfte umklammerten sie, rissen an ihren Kleidern und pressten ihnen Atem und Wärme aus dem Körper. Schmerz zerriss ihre Brust und ihre Gedanken, ihre Angst und ihr Leben. Dann war es still ...

»Sie ist so hübsch mit ihrem roten Haar! Wie es die Wellen umschmeichelt und das silberne Licht einfängt.«

»Und schau, wie weich seine Züge sind! Keine ver-

gossenen Tränen und kein Lachen ... welch vergeude-
tes Leben!«

»Es hatte erst begonnen.«

»Es ist vorbei. Fast schon vorbei.«

»Sie sind so friedlich. So schön. Sterben sie?«

»Sie sterben.«

»Ich sähe so gerne, wie das Sonnenlicht mit ihrem
Haar spielt.«

»Du möchtest mit ihnen spielen, nicht wahr?

*Deinen weißen Leib ziert feiner Schlamm,
das Wasser hielt gedunsen ihn und weich.
Mein Molch durft an dir naschen, dann und wann –
ja, du warst so begehrt in meinem Reich.*

*Und wollte auch dein Herze nicht mehr schlagen,
so spielten wir doch manches wilde Spiel,
in vielen Nächten und an manchen Tagen,
und niemals, niemals wurd' es mir zu viel ...«*

»Lass das! Das ist so ein schreckliches Lied! Sie wer-
den so schnell hässlich ...«

»Ihre Lippen sind schon blau, sieh!«

»Und wenn wir sie wieder heraufholen?«

»Dann werden sie ebenfalls sterben. Früher oder
später ...«

»Ich mag sie nicht so gehen lassen! Einen Tanz ge-

gen das, was ihnen bleibt bis zu diesem Früher-oder-später? Sag, magst du nicht auch hören, ob sie so singen und spielen können wie Alrik? Erinnerst du dich nicht?«

»Es sind Menschen.«

»Eben deshalb! Schnell, bevor die Strömung sie davonträgt!«





3. Kapitel

*Wenn du glaubst, der Dunkelsinn umhülle dich
und werde deinem Leben nun jede Freude nehmen,
dann kommt von irgendwo ein helles Lachen her –
wenn du nur bereit bist, es zu hören!*

– Leirix aus Punin,
vor einiger Zeit

Lara fror entsetzlich. Die Kälte hockte ihr tief in den Knochen, im Bauch und im Kopf, und sie zitterte derart, dass die Zähne aufeinander schlugen und kalte Tropfen aus ihren feuchten Locken träufelten. Der Nachtwind strich über ihre in nasse Lumpen gehüllte Gestalt, der harte Kies unter ihr stach in die Haut, und das leise Plätschern der Flusswellen stieß die Erinnerung in ihr herauf wie ein mit aller Kraft der Wasseroberfläche entgegenstrebender Fisch und sprang gewaltsam in ihre Gedanken.

»Brin!« Lara setzte sich mit einem Ruck auf und blickte um sich. Die Nacht schien noch nicht vorüber; über ihr glitzerten an einem mondlosen Himmel ungezählte Sterne. Das Mädchen schlang fröstelnd die

nackten Arme um den Körper und erhob sich unsicher. Etwas war anders, etwas war nicht so, wie es sein sollte, und sie spürte, dass sie es nicht greifen konnte, weil sie *etwas* vergessen hatte. Lara konnte das Zittern ihrer Glieder ebenso wenig unterdrücken wie die grausame Angst, die ihr fast die Kehle zuschnürte. Sie sah über den stillen, breiten Fluss, das finstere Wasser, auf dem die silbernen Spiegelungen der Sterne leise tanzten. Mit aller Kraft schrie sie den Namen ihres Freundes in die Nacht: »Brin!«

Aber außer dem leisen Rauschen des Windes in den Bäumen und Büschen am sanft zum Strand abfallenden Hang hinter ihr bekam sie keine Antwort. Lara legte die wenigen Schritte bis zum Wasser zurück und wiederholte ihren Ruf mit sich überschlagender, schriller Stimme. Sie schluchzte auf, blickte das Ufer hinauf und hinunter. Im Westen sah sie nur Wasser, Strand und die schwarzen Schatten von Bäumen und einigen Felsen und im Osten einen sich über das Wasser erhebenden Turm und eine den Hang hinaufziehende zinnenbewehrte Mauer. Der Turm musste höher sein als jedes Gebäude, das sie je zuvor gesehen hatte. Er mochte noch eine ganze Strecke weiter flussabwärts stehen. Von Brin oder dem Flusskahn entdeckte sie nicht die winzigste Spur. Auch verrieten ihr die Sternbilder, dass sie hier am südlichen Ufer des Darpat gestrandet war. Vielleicht war Brin nicht nur weiter flussauf oder fluss-

ab, sondern auch jenseits des Wassers vom Väterchen Darpat freigegeben worden. Wahrscheinlicher war jedoch die Vermutung, dass der Freund ertrunken war.

Lara schüttelte sich unwillig vor Kälte und Kummer und schrie erneut: »Brin! Wo bist du? Bitte, Brin!«

Sie wollte nicht weinen. Sie wollte nicht, dass der Freund verloren war. Sie wollte es nicht! Zornig schüttelte sie den Kopf, sodass ihr die nassen, langen Locken um die Schultern und das Gesicht schlugen und sich ihre Tränen mit dem Flusswasser mischten. Sie überlegte fieberhaft, was sie tun könnte. Tauchen? Sie konnte nicht einmal gut schwimmen. Suchen! Sie musste ihn suchen, nicht einfach hier herumstehen und rufen. Vielleicht konnte er ihr nicht antworten. Oder er war zu weit fort, um sie zu hören. Er wollte in diese Stadt, Perricum. Die große Stadt lag dort, wo der Fluss in das Meer mündete. Also musste sie flussabwärts gehen. Lara blickte zu dem Turm hinüber. Dort irgendwo. Vielleicht gehörte die Mauer ja zu einem Gehöft der Stadt. Dann konnte es nicht allzu weit sein. Ein wenig Zuversicht regte sich in ihr. Warum sollte sie kein Glück haben? Sie war Lahra'terianmella! Und wer, wenn nicht sie, hatte das Lachen der Götter auf seiner Seite? Immer noch frierend, aber entschlossen, das Glück zu erringen und Brin seinen Teil davon abzugeben, lief sie am Ufer entlang.

Falk Turmen war auf dem Rückweg. Er hatte am späten Abend auf Bitte Seiner Spektabilität Olorand Arzneien und Tränke in das *Kloster des Vergessens* gebracht, in jene barmherzige Einrichtung, in der Angehörige des Ordens der Heiligen Noiona und der Perricumer Magierakademie gemeinsam jene Wahnsinnigen behüteten, denen die Schrecken der Gegenwart jede Hoffnung auf Genesung genommen hatten. Nachdem er das wertvolle Päckchen der Klostervorsteherin Schwester Kalina Niodas übergeben hatte, hatte diese noch mit dem jungen Studiosus über einige ihrer Schützlinge disputiert. Sie mochte den jungen, angehenden Magier und schätzte seinen einfühlsamen Umgang mit den Kranken und seine kluge Einsicht auf dem weiten Gebiet der Krankheiten der Seele und des Geistes. Sie sah ebenso wie Seine Spektabilität die Zukunft Falk Turmens in der Heilkunst und unterstützte sein Streben nach Wissen, sooft sie die Zeit und Gelegenheit dazu fand.

Die nächtliche Stunde des Ingerimm mochte bereits angebrochen sein, als Falk das Kloster verließ und sich hinüber zum angrenzenden Boronanger wandte. Er hatte es sich zur Gewohnheit gemacht, auf dem Weg vom Kloster zur nahen Stadtmauer und der Golgari-Pforte das Grab seiner Großmutter zu besuchen, die vor drei Jahren in hohem Alter still und zufrieden zu Boron gegangen war. Es war ein unbedeu-

tender Umweg, der ihm einige wertvolle Augenblicke der Ruhe schenkte. Viele Menschen fürchteten die Nähe der Toten, Falk hingegen hatte durch seine Großmutter die Einsamkeit des Boronangers schätzen gelernt, da er sie von Kindheit an zum Grab des Großvaters, eines früh auf See gefallenen kaiserlichen Flottenoffiziers, begleitet hatte.

Als er sich schließlich der Reichsstadt zuwandte, wobei ihm die über das Himmelsrund gestreuten Sterne genügend Licht für seinen Weg spendeten, fühlte er die Müdigkeit eines langen Tages. Er musste auf dem Heimweg noch die gesamte Stadt durchqueren und würde danach trotz seines Vorsatzes, heute noch die *Siechen des Südens* zu Ende durchzuarbeiten, wohl kaum mehr ein Buch aufschlagen.

So hielt er den flehenden Ruf der jungen, hellen Stimme für einen Teil seiner Erinnerung, bis er die schmale Gestalt unten am Flussufer stehen sah. Sie hatte ihn gleichfalls bemerkt und war bei seinem Anblick verstummt, blickte nun zu ihm herauf. Der Studiosus verharrte und musterte die vom Sternenlicht beschienene junge Frau in den seltsam zerfetzten Lumpen, die vermutlich von gauklerhafter Buntheit waren. Sie wartete einige Augenblicke lang auf eine Regung seinerseits, und als sie ihn abwartend stehen bleiben sah, kam sie auf ihn zu. Sie stolperte dabei immer wieder auf dem mit wildem Gras überwucher-

ten und von Steinen durchsetzten Hang, bis sie letztlich in ungeschickter Hast und vor Schwäche stürzte. Falk Turmen schüttelte verwundert den Kopf und beeilte sich, ihr entgegenzukommen, um ihr aufzuhelfen.

Als er sie endlich erreichte, stand sie jedoch bereits aus eigener Kraft wieder auf den Beinen. Sie war einen guten Kopf kleiner als er selbst, und sie wirkte wie ein kleines Mädchen, auch wenn die nassen Lumpen an einem ohne Zweifel weiblichen, zierlichen, jungen und zitternden Körper klebten. Sie hatte wilde, lange und vor allem feuchte Locken, die im schwachen Licht glitzerten, aber ihre Farbe nicht verrieten. Falk schätzte bei einem Blick in ihr kleines, helles, von Praiossprossen überzogenes Gesicht, dass ihr Haar dazupassend von gaukelhaftem Rot sein musste.

Sie blickte ihn Hilfe suchend an. »Ich suche einen Freund«, erklärte sie bittend. »Verzeiht, aber habt Ihr einen Jungen gesehen, etwa so groß wie Ihr, schmal und mit kurzen braunen Haaren? Wir ... unser Boot ist auf dem Fluss gekentert. Er heißt Brin.«

Brin mochte im Mittelreich der beliebteste Name nach Alrik sein. Falk hätte ohne nachzudenken mindestens drei Jungen dieses Namens nennen können, auf die ihre unzureichende Beschreibung gepasst hätte.

»Nein, mir ist niemand außer dir begegnet«, antwortete er.

Das Mädchen nickte stumm und wandte sich ab. Sie blickte über den Fluss, dann zu der nahen Stadt hinüber.

»Ist das die Stadt Perricum?«, fragte sie.

»Ja.«

Wieder nickte sie. Dann drehte sie ihm das kleine Gesicht zu, legte den Kopf ein wenig zur Seite und fragte: »Wie kommt man durch die Mauer? Gibt es da Türen?«

Falk lachte leise. »Ja, man nennt sie Stadttore«, antwortete er. Sie machte nicht den Eindruck einer Verwirrten auf ihn. Sie kannte Städte offensichtlich nicht. Und sie wirkte mit ihren leicht zitternden Gliedern wie eine gerade dem Ertrinken Entronnene. Die Flusströmung spülte gar nicht selten aufgedunsene, bleiche Wasserleichen an die Ufer Perricums. Ihrer Aussprache des Garethi nach konnte sie allerdings nicht allzu weit fort von zu Hause sein. Sie formte die eigentlich harten Silben des Garethi wie jemand, der häufig der weicheren, schnelleren, aber mit dem Garethischen eng verwandten Sprache der Aranier gelauscht hatte. Sie kam mit ziemlicher Sicherheit aus irgendeinem Dorf entlang der Treidelpfade des Darpat oder aus der Au von Perricum entlang der Straße nach Baburin. »Wie heißt du?«, fragte er.

Sie blickte zu ihm auf und zögerte einen Herzschlag lang, bevor sie antwortete: »Lara. Und du?«

»Falk. Du siehst sehr danach aus, als hättest du ein unfreiwilliges Bad im Darpat genommen.«

»Hm«, entgegnete sie und sah an sich und ihren nassen Lumpen hinunter. Sie zitterte immer noch wie Espenlaub, und es gelang ihr darum nicht, einen gelassenen Eindruck zu machen, auch wenn sie es versuchte. »Kaum zu bestreiten. Vielleicht habe ich wenigstens ein paar Taschenkrebse gefangen ...« Sie steckte die kleinen Fäuste wie suchend in die Taschen ihres Kleides. Dann schüttelte sie den Kopf, wobei ihr ein neuerlicher Kälteschauer durch die Glieder fuhr. »Ein Kaminfeuer wäre jetzt das Rechte«, gab sie zu. »Du weißt nicht zufällig, ob und wo ...?«

Der junge Studiosus lächelte. »Es ist Rondra und nicht Firun. Aber du musst aus dem nassen Kleid heraus, bevor du dir die Blaue Keuche einfängst. Hast du ...?« Er schüttelte den Kopf. An Münzen besaß dieses zerlumpte junge Ding sicherlich nicht einen Heller.

»Nein«, antwortete sie da bereits, seine Gedanken erratend, »eigentlich nicht. Das braucht man in der Stadt, nicht wahr? Gold und Silber?«

Er nickte. »Eisen und Bronze zumindest«, entgegnete er. Dann nahm er den leichten, hellen, grau gesäumten Mantel ab, den er gegen den an der Küste häufigen Sommerregen über dem schlichten weißen

Leinengewand der Magierlehrlinge zu tragen pflegte, und bot ihn Lara an. Sie betastete den weichen Wollstoff und legte schließlich wortlos das Lumpenkleid ab. Unbekümmert um ihre Nacktheit ließ sie sich von Falk in den Mantel helfen. Der Saum folgte ihr wie eine kleine Schleppe, als sie sich prüfend hin und her drehte. »Trocken«, stellte sie fest. »Und unpraktisch.« Und zog den Stoff dennoch dankbar eng um sich.

»Er ist eigentlich nicht dafür gemacht, kleine Mädchen nach dem Beinahe-Ertrinken vor dem Erfrieren zu retten«, entgegnete Falk mit einem Lächeln, das ihr entging.

Lara drehte sich und sah dem schwingenden Stoff zu. »Ich bin kein kleines Mädchen«, erklärte sie dabei. Sie verharrte, wobei sich der Saum schwungvoll um ihre Beine wickelte, dann sah sie wieder zu Falk auf, einen überraschend nachdenklichen Zug auf dem kleinen Gesicht. »Du gehörst zu meinem Glück, das ich habe«, sagte sie bestimmt. »Ganz sicher. Nimmst du mich mit in die Stadt?«

»Eine Wahl habe ich wohl kaum mehr«, vermutete Falk. »Werden dich deine Eltern nicht vermissen?«

»Wohl nicht, jedenfalls nicht so schnell. Mutter hat mich hierher geschickt«, entgegnete Lara. »Ich soll in der Stadt meinen Onkel besuchen.«

»Weißt du, wo dieser in Perricum wohnt?« Falk ahnte bereits, dass sie es nicht wusste. Er war nicht

sonderlich überrascht zu hören: »Nicht genau. Irgendwo am Fluss. Denke ich jedenfalls. Kannst du mich nicht erst einmal bei dir aufnehmen?«

Er stellte sich vor, was der alte Pförtner sagen und tun würde, wenn er als erfolgversprechender Studiosus mit einer nur notdürftig bekleideten, ja, beinahe nackten Jungfrau um Einlass in die altherwürdige Akademie bäte. Zumindest seine Kommilitonen hätten am nächsten Morgen ein kurzweiliges Gesprächsthema.

»Das wird nicht möglich sein«, entgegnete er bedauernd. »Außer du könntest dich unsichtbar machen.« Falk wunderte sich selbst über seine Worte. Selbst seine Base hatte er außerhalb der den Schülern zugestandenen Besuchszeiten nie mit in die Akademie genommen, obwohl Fenia, ein Abenteuer witternd, durchaus das eine oder andere Mal schmeichelnd darum gebettelt hatte.

»Oh, das könnte ich vielleicht sogar zuwege bringen!«, grinste da sein Findling.

»Das könntest du?«

Lara amüsierte sich sichtlich über seine zweifelnde Miene. »Nicht gänzlich«, gab sie zu, »aber fast.« Eine Erinnerung stieg in ihr auf, die das Lächeln aus ihren Augen vertrieb. »Du hast doch nicht etwa vor Zauberei Angst?«, fragte sie vorsichtig. »Ich bin harmlos, weißt du.«

»Magie ist niemals harmlos«, widersprach Falk, Seine Spektabilität frei zitierend. »Aber dich halte ich schon für ... harmlos.«

»Nun, *so* harmlos bin ich wiederum nicht«, wandte Lara ein.

»Lara, wollen wir disputieren oder uns an einen wärmeren Ort begeben?«

»Beides!«, schlug sie schelmisch vor und entlockte ihm damit erneut ein Lächeln, wenn auch begleitet von einem Kopfschütteln. »Und wohin dann nun?«, fragte sie.

»Ich werde meine Base bitten, dich diese Nacht bei sich aufzunehmen.«

»Wohnt sie in der Stadt?«

»Ja, im Rahjatempel.«

»Rahjatempel? Ist Rahja eine Schwester von Hesinde und Tsa und Phex?«

Falk nahm sich vor, Fenia vorzuwarnen, was die religiöse Bildung Laras betraf.

»Sie gehört zu den Zwölfgöttern wie die anderen«, bejahte er. »Sie ist die Göttin der Schönheit, Liebe und der Freude.«

»Dann passt sie zu mir«, stellte Lara fest. »Wie heißt deine Base?«

Und derart plappernd, ihr nasses Kleid auswringend, geleitete sie eher ihn als er sie in die Stadt. Die Torwächter der Golgari-Pforte öffneten dem häufig

mitten in der Nacht heimkehrenden Studiosus ohne weiteres das kleine Manntor, das in den großen eichenen Torflügel eingelassen war, welcher mit wuchtigen, geschwärzten Beschlägen in Form von Rabenfedern besetzt war. Etwas erstaunt musterte sie das junge Mädchen an seiner Seite, das offensichtlich in den Reisemantel des Magierlehrlings gekleidet war und ein nasses Bündel Lumpen in der Hand trug. Und da sie in Zeiten wie diesen, in der die Grenze zum Feind kaum fünfzig Meilen entfernt lag, Befehl hatten, jeden nächtlichen Reisenden nach Namen und Herkunft zu fragen, legte der Studiosus Turmen für Lara aus dem Darpat Zeugnis ab und bürgte mit einer Unbesorgtheit für sie, die ihn später selbst verwundern sollte.

Seine Base Fenia strich sich das lackschwarze lange Haar mit schmäler Hand und anmutiger Bewegung über die nackte, ebenmäßig sanft gebräunte Schulter zurück und betrachtete das schelmenhafte Mädchen an der Seite ihres Veters, dessen Besonnenheit und Ernst nicht dazu passen wollten, dass er ihr mitten in der Nacht ein zitterndes, nasses Fischlein brachte, wenn der Dienst an der Schönen Göttin gerade erst seinen Höhepunkt zu finden pflegte. Die junge Geweihte in dem feinen roten Schleiergewand erkannte durchaus den Liebreiz des sommersprossigen Ge-

sichtchens mit den neugierig und offen blickenden grünen Augen inmitten der wilden und schmutzigen Haarflut, spürte aber ebenso den ungezähmten Übermut des kaum erwachsenen Mädchens. Es erwiderte ihren Blick mit einem vergnügten Lächeln; offensichtlich fühlte es sich wohl in dem offenen, zwischen Rosenranken versteckten Pavillon.

»Kann ich nicht hier schlafen? Dieser Duft ist wunderbar, und die Nacht ist hier gar nicht so kalt!«, bat Lara.

Fenia lächelte sie an und schüttelte den Kopf. »Erst einmal siehst du danach aus, als bräuchtest du ein Bad und etwas zu essen, und zum anderen ist dies der *Garten der Rose*. Er dient der Freude im Sinne Rahjas und dies zu Ehren der Göttin und ist nicht als nächtliche Zuflucht kleiner Streunerinnen gedacht«, erklärte sie. Sie wandte sich an ihren Vetter. »Warum bringst du sie nicht zu deiner Mutter?«

Falk seufzte. »Mutter wäre begeistert«, entgegnete er nur.

»Sicher«, stimmte Fenia ihm zu, »aber du hast dich Laras angenommen und wirst deine Gründe haben, die du auch Tante Khorena gegenüber sicherlich vertreten kannst.«

Der junge Magier nickte. »Und ich bitte dich aus eben diesen Gründen, Lara heute Nacht bei dir zu behalten«, sagte er.

»Diese entschlossene Unvernunft kenne ich von dir sonst nicht.« Fenia schenkte ihm einen langen, nachdenklichen Blick aus ihren schönen dunklen Augen und wandte sich an Lara, die ihnen aufmerksam lauschte, ohne allerdings den Sinn des Wortwechsels zu verstehen, vielleicht auch ohne ihn verstehen zu wollen. »Warst du schon einmal in einem Tempel der Rahja, der Schönen Göttin?«, fragte sie sanft.

Lara schüttelte den Kopf. »Aber es gefällt mir hier«, setzte sie hinzu. Sie erwiderte das Lächeln der Geweihten mit herzlicher Offenheit. »Und ich bliebe gerne eine Weile bei dir.«

»Dann werde ich dich der Göttin vorstellen«, entschied Fenia. Sie erhob sich von der kleinen gepolsterten Rundbank des Pavillons und streckte Falks Findling die Hand entgegen. »Komm, kleine Schelmin!«, forderte sie Lara auf. »Und gib Falk seinen Mantel zurück! Du brauchst ihn hier nicht.«

Unbefangen zog Lara den Mantel aus und reichte ihn dem jungen Studiosus. »Danke, Falk«, sagte sie. Dann beugte sie sich vor und drückte sie ihm einen Kuss auf die Wange, wobei sie sich mit der Hand leicht auf seine Schulter stützte. Falks Hand legte sich für einen Herzschlag über die ihre. »Ich sehe morgen nach dir«, versprach er.

Laras Strahlen und das schelmische Blitzen ihrer Augen bedeuteten ihm mehr, als er sich eingestehen

mochte. Den belustigten Blick seiner Base nahm er hingegen kaum wahr, als er aufstand, um die beiden Frauen nach einem Gruß zu Ehren Rahjas allein zu lassen.

Die Geweihte legte einen Arm um die Jungfrau, die Falks hoher Gestalt nachsah, bis er zwischen den Rosenstöcken und Büschen verschwunden war.

»Du magst ihn, nicht wahr?«, fragte Fenia.

Lara sah zu der hoch gewachsenen schönen Frau auf. »Es kribbelt, wenn er lacht«, sagte sie. »Und er ist nett. Anders als Brin, aber lieb.« Ihr Lächeln wurde mit einem Male traurig. »Und wenn Brin ertrunken ist?«

Fenia strich Lara tröstend durch das wilde, schmutzige Haar. »Dann haben die Götter ihn zu sich gerufen, und du kannst daran nichts ändern, meine Schelmische. Aber vergiss die Trauer und die Angst für diese Nacht! Morgen ist ein Tag, an dem du deine Suche fortsetzen kannst. Heute Nacht verweile in den Armen der Schönen Göttin! Dein Weg hat dich hierher geführt, um *Sie* kennenzulernen, und ich weiß, dass Ihre Freude dir gefallen wird.«

Die Sterne, Phexens Schätze, glänzten in dieser Nacht der Toten und Wiedergeborenen Mada in voller Pracht. Auch wenn Phex als Gott der Diebe den Nebel zu Seinem Vorteil zu nutzen verstand, war es Sein Reichtum, den Er sichtlich stolz in solch klaren Nächten über das Himmelsrund spannte.

Der Phexgeweihte trat aus dem verborgenen Eingang in die Düsternis zwischen den Hüten des tiefen Efferdgrunds und sah zu den Sternen auf. Wenn alles so geschah, wie es geschehen sollte, so blieb ihm noch Zeit. Lautlos und dunkel wie ein Schatten des Mondes machte er sich auf den Weg.





4. Kapitel

*Hüte dich vor Feenwerk!
Lachend führt es deine Seele ins Verderben.*

– Aus einer Dualisten-Predigt
in Gashok, 1 Hal

*Praktische Kurzsichtigkeit reicht selten
weiter, als die Nasenspitze
von den Wangen entfernt ist!*

– Während einer Dualisten-Predigt
in Gashok, 1 Hal

Ihr langes Haar glänzte wie edelstes gesponnenes Silber im Licht der abertausend Sterne, und ihre großen Augen leuchteten grün wie die einer Katze. Ihre zierlichen Hände rauften zärtlich sein feuchtes Haar, und ihre kalten Finger, zwischen denen durchscheinende Schwimmhäute schimmerten, strichen besorgt über seine kühle, blasse Haut.

»Komm zu dir, schöner Menschenmann!«, sang sie leise und eindringlich. »Schlag die Augen auf, aus den Fluten Erretteter! Sieh das Leben über den Wassern und unter

den Lichtern deiner Götter! Es sei dein bis zu deinem Tod.«

Derya hielt den Atem an. Eigentlich hatte die Seejunkerin dem Efferdtempel zu Perricum nur einen späten Besuch am Ende ihres Freiganges abstaten wollen, um den Gott des Meeres um Beistand für ihre zukünftigen Fahrten zu bitten. Sie hatte gerade für zwei Heller an einem der wenigen noch offenen Verkaufsstände der nahen Korallengärten ein Sträußlein Vergissmeinnicht erstanden, die sie als Gabe für den Launenhaften von der Flusstreppe Seines Tempels aus in den Darpat streuen wollte. Doch kaum hatte sie die oberste Stufe der prächtigen Freitreppe betreten, als sie ein unendlich zartes, wisperndes Singen vernahm. Der Klang erinnerte sie an das Flüstern und Raunen ruhigen Wellengangs an einem Kiesstrand. Und als sie nach dem Ursprung des Gesangs suchte, entdeckte sie die Frau unten am Fluss.

Das zierliche Geschöpf, kaum so groß wie ein sechsjähriges Kind, mit bodenlangem silbernem Haar und langen spitzen Ohren, saß auf der untersten, vom Flusswasser seicht überspülten Treppenstufe, anscheinend unbekümmert um die nächtliche Menschenstadt hoch über ihr. Eine reglose Gestalt ruhte in ihrem Schoß. Es mochte ein Ertrunkener sein. Derya kannte die Geschichten und Sagen über die Geschöp-

fe Efferds und die Feen Albernias seit frühesten Kindheit, ja, sie hatte selbst einmal einen der wunderschönen, geheimnisvollen Necker in einer Vollmondnacht in Havena beobachtet. Sie kannte mehr als eine Erzählung über die Liebe zwischen einem Menschen und einem der zauberhaften Wesen der Flüsse und Meere Efferds, die zumeist ein tragisches Ende fanden. Ob die Wasserfrau dort unten einen Toten betrauerte und ihn Efferd zum Geschenk machen wollte? Ein weniger dem Efferdsglauben Verbundener mochte dies als eine makabere Gabe ansehen, aber die göttergefälligen Seefahrer der aventurischen Meere hielten es ebenso, wenn sie ihre toten Kameraden den Fluten übergaben. Der Gott der Schifffahrt forderte seinen Preis an Seelen, und die von ihm Gerufenen gingen in Seiner allumfassenden Umarmung in Sein Reich ein. Für Derya waren diese Gaben ein Teil ihrer Welt, wenn auch keiner Welt, an den sie mit leichtem Herzen dachte.

Die Seejunkerin verstand nicht eine Silbe des fremdartigen Gesangs. Unschlüssig verharrte sie und blickte zu der silberhaarigen Feenfrau hinunter. Sie konnte sich nicht entscheiden, ob sie die Wasserfrau lieber ihrem Kummer überlassen oder diesen vielleicht einzigartigen Augenblick nutzen sollte, einer leibhaftigen Fee selbst zu begegnen. Abenteuerlust und Neugierde siegten nach wenigen Augenblicken

über Deryas Bedenken, und so stieg sie langsam und möglichst lautlos die Stufen weiter hinab, sich ein wenig abseits der Wasserfrau haltend, um vorgeben zu können, als späte Pilgerin nur ihre Blumen dem Fluss übergeben zu wollen.

Auf der letzten Stufe über dem dunklen Wasser verharrte sie und schnitt mit ihrem kleinen Dolch die Bastwicklung um die Blumenstengel auf. Ein Blick rundum streifte wie unbeabsichtigt die Wasserfee im Licht der Sterne.

Die Gestalt in ihrem Schoß, angetan mit einer zerrissenen alten Hose und einem schäbigen Hemd, regte sich. Und statt ihre Augen weiterwandern zu lassen, starrte Derya nun wie gebannt auf das ungleiche Paar. Sie sah die weit aufgerissenen Augen des Jungen und hörte den erschrockenen Laut, als er die Flussfrau über sich wahrnahm, ihre Hände von sich stieß und hastig von ihr fortwich. Die unterste Stufe der Efferdtreppe war mit nassem Tang überwuchert und mit einer Handbreit Wasser bedeckt, sodass er taumelnd beinahe zurück in die an dieser Stelle tiefen Wasser des Darpat gestürzt wäre. Auf den Knien kroch er eilends rückwärts von der Fee fort, sich mit der Rechten an der Kante der nächsthöheren Stufe entlang tastend und mit der Linken Zeichen wider das Böse schlagend, während er die Zwölgötter anrief. Die Wasserfrau wisperte in singendem Ton und

streckte ihm in einer bittenden Geste die zierlichen Hände entgegen. Offensichtliche Trauer huschte über das Sternenlicht erhellte Gesicht. Als sie sich halb aufrichtete, erkannte der Junge ebenso wie Derya, dass sie ein langes, durchscheinendes Gewand trug, das sich feucht an ihren mit feinen, glänzenden Schuppen bedeckten Leib und ihre Beine schmiegte.

»Praios hilf wider die Unwesen aus nachtblauer Tiefe!«, stammelte der Junge und zog unter seiner Kleidung ein schartiges altes Jagdmesser hervor.

Angst spiegelte sich auf den zarten Zügen des Wasserwesens beim Anblick der Waffe.

Die Vergissmeinnicht fielen unbeachtet hinab, zu einem guten Teil in das Wasser des Flusses, als sich Derya gewaltsam aus ihrem ehrfürchtigen Staunen riss. Die albernische Seejunkerin lief, so schnell es die hohen Treppenstufen, der rutschige Grund und das seichte Wasser zuließen, zu dem Jungen und fiel ihm in den Arm.

»Du Narr!«, stieß sie hervor. »Dies ist efferdheiliger Boden! Du machst dich unglücklich, wenn du eines Seiner Kinder angreifst!«

»Was ...?« Der Junge fuhr zu ihr herum und entzog ihr seinen Arm mit einem plötzlichen, drehenden Ruck, der darauf schließen ließ, dass er sich nicht zum ersten Mal aus dem Griff eines Gegners wand. Er hatte ein schmales, hungriges Gesicht mit ver-

schreckten, dunklen Augen wie so viele der tobri-
schen Flüchtlinge und einen zerzausten Haarschopf.
Er kam auf die Füße und wich stolpernd einen Schritt
von ihr fort, dem Fluss zu. »Efferdheilig?«, keuchte
er.

Derya wies zu dem prächtigen Gebäude oberhalb
der weiten Freitreppe hinauf, dessen krönende Kup-
pel das Sternenlicht einfing. »Das ist der Efferdtempel
zu Perricum«, erklärte sie trocken, »und die Stufen
gehören zum Tempel. Sie kann kein Dämon sein!«

»Was ist sie dann?«

»Eine Nixe ... oder eine Wasserfee«, antwortete die
Seejunkerin. »Ich weiß es nicht genau, bin ich ein
Magus? Aber ganz sicher niemand, den du mit dei-
nem lächerlichen Messer angreifen musst.« Sie blickte
dorthin, wo das Wesen eben noch gesessen hatte, und
stellte fest, dass es verschwunden war.

»Du hast sie verjagt«, sagte sie, und die Enttäu-
schung darüber war nicht zu überhören.

»Na und?«, fragte er ruppig. »Feeisches Gaukel-
volk soll mir bleiben, wo der Pfeffer wächst!«

Derya schüttelte den Kopf. »Woher kommst du?«

»Was geht dich das an?« Brin musterte die junge
Frau – fast noch ein Mädchen – in ihrer kaiserlichen
Seejunkeruniform, sah die Spitzen, die Kragen und
Ärmel putzten, das sorgsam geschnittene gelockte
Haar und maß die starke, wohlgenährte Gestalt, die

ihm an Länge gleichkam. Sie stand ebenfalls bis zu den Knöcheln im Wasser, allerdings trug sie feste Stiefel und war nicht barfuß wie er. Er kam aus einer Hafenstadt und hatte von klein auf die kaiserlichen Seeoffiziere und Söldner zu unterscheiden gelernt, sodass er ihren Rang zutreffend einzuordnen wusste und sich ziemlich sicher sein war, dass sie aus adligem Haus stammte.

»Verzeiht, Wohlgeboren Seejunkerin«, sagte er in einem Ton, der alles andere als unterwürfig war. »Wenn ich mich jetzt zurückziehen dürfte?«

Er drehte sich brüsk um und machte sich an den Aufstieg zum Efferdtempel. Derya blickte ihm verblüfft nach. Solch eine Frechheit war ihr lange nicht mehr untergekommen! Sie hatte durchaus ein gewisses Verlangen danach, dem Streuner beizubringen, dass man so mit einer Ni Sanin nicht umging! Allerdings befand sie sich auf heiligem Grund und wusste nicht, ob es schicklich war, in Seinem Tempel einen Ehrenhändel mit einem Straßenjungen auszufechten – auch wenn Efferd selbst und seine Geweihtenschaft für ihre Unbeherrschtheit geradezu berüchtigt waren.

Wütend und mühsam beherrscht schluckte sie ihren Ärger hinunter und wandte sich ebenso brüsk wie er zum Fluss um. Die Blumen fielen ihr ein, die sie Efferd hatte opfern wollen. Seufzend blickte sie auf die wenigen Vergissmeinnicht, die nicht bereits

ins Wasser gefallen waren, und sammelte sie ein. Mit einem entschuldigenden Gebet ließ sie schließlich Blüte um Blüte in das dunkle Wasser fallen. Allerdings glitt ihr Blick weniger andächtig als bedauernd immer wieder über die sanften Wellen, ob sich nicht eine Spur der Wasserfrau finden ließ.

Diese verbarg sich scheu vor dem suchenden Blick des Menschenmädchens hinter einem der muschelbesetzten Pfähle des Anlegestegs ein kurzes Stück flussabwärts. Sie fing eine der vorbeischwimmenden Blüten ein und steckte sie sich ins Haar. Dann glitt sie in die Tiefen des Flusses zurück.

Brin hatte den Tempel des Efferd rechter Hand liegen lassen. Zwar rang er sich ein kurzes Dankgebet zum Gott des Wassers dafür ab, dass er selbst nicht ertrunken war, aber das Bild Laras, wie sie als bleiche, aufgedunsene Leiche irgendwo und irgendwann aus der Umarmung des Darpat freigegeben und sich taumelnd und von unheiligem Unleben erfüllt auf die Suche nach ihm machen würde, spukte ihm derart hartnäckig im Kopf herum, dass er einfach nur aus der Nähe des Ufers fort wollte. Er hatte zu viele dieser dämonischen Diener mit eigenen Augen gesehen, um solch eine Begegnung nicht zu fürchten. Und: *Er* war auf seiner Wache eingeschlafen, und somit war dies alles von Anfang an seine Schuld. Brin wusste

nicht, was einen Ertrunkenen wiederkehren ließ, aber Rache schien ihm ein guter Beweggrund zu sein.

Er schlug sich quer durch einen Park voll dichter Büsche und alter Bäume, wick dabei den Dirnen und Lustknaben aus, die hier im Licht bunter Laternen auf zahlungskräftige Kundschaft warteten oder mit solcher am Tändeln waren. Brin schlich betrübt durch das Halbdunkel und atmete auf, als er eine Gasse erreichte, wo er zwischen eng beieinander stehenden Häusern mit den schwarzen Schatten der Nacht verschmelzen konnte. Das Licht der Sterne reichte kaum aus, um in dieser mondlosen Nacht den Boden vor den Füßen zu erkennen. Aber Brin hatte gelernt, sich auf seine Eingebung zu verlassen und den Weg auch ohne Licht durch enge Gassen, verwinkelte Hinterhöfe, über Bretterzäune und durch das Gewirr von Wäscheleinen und Fischernetzen zu finden. Wenn er jetzt noch gewusst hätte, wohin er eigentlich wollte, wäre ihm allerdings wohler gewesen. Dennoch fühlte er sich so sicher wie seit langer Zeit nicht mehr. Er war in der Stadt aufgewachsen; in Städten kannte er sich aus. Und hier in der Reichsstadt Perricum hatte nicht das Dämonische die Herrschaft an sich gerissen wie in Mendena, sodass er vermutlich nur gewöhnliches Gesindel zu fürchten hatte. *Gesindel wie meinesgleichen*, dachte er grimmig und mit einer Spur Wehmut.

Brin überquerte eine breitere Gasse mit einer noch geöffneten Taverne, auf der zwei Betrunkene lallend den Weg nach Hause suchten, und tauchte unbeachtet wieder in die finsternen Schatten der ärmlichen Behausungen ein, zwischen denen es nach Unrat und Armut stank. Eine streuende Katze blickte ihm aus gelb leuchtenden Augen nach, den Fischrest eifersüchtig in den Krallen haltend. Hier und da waren Stimmen zu hören, murmelnd oder keifend, einmal auch grölender Gesang; sonst herrschte eine eher borongefällige Ruhe.

Bald hatte er die letzte Hütte erreicht und stand oberhalb eines steilen, felsigen Abhangs, der für seine an die Dunkelheit gewöhnten Augen den Blick auf ein tief unten am Wasser liegendes Gewirr aus Häusern und Hütten und einen stark befestigten Hafen bot. Das musste der Kriegshafen Perricums sein, der ehemals so berühmte und glanzvolle Stützpunkt der einst prachtvollen und starken Perlenmeerflotte. Damals – bevor der zwölffach verfluchte Bethanier mit seinen dämonischen Kreaturen die Gewässer vor den nordöstlichen Küsten Aventuriens zu den unsichersten der bekannten Welt machte.

Auf der wuchtigen Hafenmauer des Kriegshafens waren im Licht abgeschirmter Fackeln die Bewegungen von Söldnern zu erahnen, deren Lanzen und Helme ab und zu wie kleine Funken aufblitzten,

während in den engen Gassen des zwischen Klippen und Mauer eingezwängten Hafenviertels gelbe Lichtflecken aus den trüben Fenstern der Spelunken und rote aus denen der Bordelle fielen und der fettige Geruch von Garküchen und das Lachen und Grölen der späten Vergnügungssuchenden zu Brin heraufdrangen.

Brin suchte nach einem Weg hinunter und erblickte etwa vierzig Schritt zu seiner Rechten einen Karrenpfad, der, schräg zum Hang verlaufend, etwa fünf Schritt unter Brins Standpunkt vorbeiführte. Ein Geländer sicherte die baumbestandene Wiese unmittelbar an der Klippe. Im schwachen Licht war nicht auszumachen, ob es irgendwo Fußtritte oder gar Stufen hinunter gab. Brin ging in die Knie, um die Klippe entlangzuspähen, die im Widerschein der dürftigen Beleuchtung des Stadtviertels dort unten Fuß nur wenig aus dem Nachtdunkel hervortrat. Er schätzte den Fels als fest und dennoch rissig genug ein, um einen Kletterversuch wagen zu können, und machte sich an den Abstieg.

Nur wenige Minuten später erreichte er aufatmend den Weg. Wahrscheinlich wäre der Umweg schneller und sicherer gewesen, aber deutlich weniger herausfordernd und befriedigend. Brin blickte die Klippe hinauf und grinste. Die Stadt begann ihm zu gefallen.

»Herunter kommt jeder, mein Junge«, spottete eine

sanfte Stimme. »Wie ist es jedoch mit dem umgekehrten Weg?«

Brin fuhr zutiefst erschrocken nach links herum. Mit heftig schlagendem Herzen erkannte er keine zwei Schritt von sich entfernt einen Mann. Er war in einen Umhang gehüllt, dessen Farbe dem Fels so sehr glich, dass der dagegenlehrende Fremde für das unachtsame Auge beinahe unsichtbar wurde. Der Blick des Mannes musterten Brin unverwandt.

»Nun?«, bekräftigte der Mann seine Frage.

»Geht Euch das etwas an?«, fragte Brin zurück, wobei er verärgert feststellte, dass seine Stimme längst nicht so grob klang, wie er es sich gewünscht hätte; zu sehr war ihm der Schreck in die Knochen gefahren.

Der Mann lachte leise und nickte. »Lass das meine Sorge sein! Also, kommst du den Fels wieder hinauf oder nicht?«

»Was soll das sein? Eine Wette? Und was bekomme ich, wenn ich's tue? *Ich* weiß, dass ich's kann«, gab Brin unfreundlich zurück.

»Wie wäre es mit einem trockenen, warmen Platz zum Schlafen?«, schlug der Fremde vor. Der schmale, behandschuhte Zeigefinger strich mit einer nachdenklichen Geste über die lange, scharf geschnittene Nase, und die hellen Augen beobachteten abschätzend und herausfordernd das abweisenden Gesicht des Jungen.

»Und ein Abendbrot«, feilschte Brin spöttisch, ohne lange zu zögern.

Der Fremde lächelte. »Du siehst ein wenig verhungert aus, fürwahr. Nun gut, aber nur, wenn du hinauf und wieder herunter kommst, bevor die Praiosscheibe über den Horizont steigt.«

Das war lächerlich und wohl kaum ernst gemeint. Bis zum Praiosaufgang blieben sicher noch gute zwei Stunden Zeit.

»Ihr wollt wissen, ob ich hinaufkomme. Das Herunter habt Ihr Euch ja schon angesehen«, widersprach Brin unfreundlich und ablehnend.

»Musst du nicht sowieso wieder herunter, um deinen Lohn entgegenzunehmen?«, fragte der Mann.

Brin überlegte kurz. Was immer der Fremde bezweckte – eine gewisse Neugier, was wohl hinter dem eigenwilligen Begehren steckte, regte sich in dem Jungen. Daher nickte er schließlich. Allerdings forderte er: »Dann schwört mir bei Phex, dass Ihr diesen Handel auch einhalten werdet und Euch nicht nur einen schlechten Scherz mit mir erlaubt!«

»Bei Phex, so soll es sein«, entgegnete der Mann ernsthaft und ohne Zögern. »Dann hinauf mit dir!«

Brin musterte den Fels. Das Hinauf war sicherlich schwieriger, allerdings hatte er auf seiner Flucht aus den Schwarzen Landen über die Trollzacken, die ihn sein einziges Paar Schuhe gekostet hatten, weitaus

schwierigere Hindernisse überwunden. Und eine Hausfassade war manchmal bedeutend glatter und vor allem steiler. Seine Hände suchten nach einem Halt, dann die nackten Füße. Er atmete tief ein und zog sich in die Höhe. Langsam aber stetig arbeitete er sich Griff für Griff und Tritt für Tritt hinauf. Als einmal späte Passanten vom Hafen her den Karrenpfad heraufkamen, schmiegte er sich für einige lange, schmerzende Augenblicke dicht an den Fels. Ein vorsichtiger Blick nach unten zeigte ihm, dass der Fremde das Pärchen mit einem Abendgruß vorüberziehen ließ. Als sie ihn passiert hatten und herunterrieselndes Gestein ihre Aufmerksamkeit nicht mehr hervorrufen konnte, stieg Brin weiter. Wenig später schwang er sich über die Kante.

Jetzt war ihm warm, allerdings hatte er sich an den scharfen Kanten der Klippe etliche Schründen an Füßen und Händen gerissen. Nichts, was nicht innerhalb einer Nacht zu heilen vermochte, aber der Abstieg würde dadurch nicht gerade angenehmer werden. Der Fremde, der ihn zu diesem seltsamen Handel aufgefordert hatte, war aus dieser Höhe kaum mehr zu erkennen. Dafür leuchteten die weißen Spitzen an der Uniform der Seejunkerin deutlich durch die Dunkelheit. Seine Bekannte von der Efferdtreppe schritt zielstrebig den Pfad hinunter. Brin ließ sie erst ein gutes Stück weiter absteigen, bevor er wieder in

die Wand stieg. Noch mehr Spott mochte er sich von ihr heute nicht mehr einfangen. Der kaiserliche Rot-schopf brauchte ihn wirklich nicht bei dieser albernen Veranstaltung – Wand hinunter, herauf und wieder zurück – zu beobachten. Was, bei allen Zwölfen, hatte ihn nur dazu getrieben, auf ein derartiges Kinderspiel einzugehen? Und wieso glaubte er einem völlig Fremden, dass der für ein solches Schauspiel etwas springen ließe? Hatten ihm die letzten Jahre nicht deutlich gezeigt, wie wenig Verlass auf einen anderen Menschen war?

Laras Lachen, mit dem sie sein Misstrauen wie mit einer Handbewegung zur Seite gefegt hatte, stieg unvermutet aus seiner Erinnerung auf. Ja, sie war zuweilen sprunghaft und oft närrisch gewesen, häufig anstrengend und manchmal wahrhaftig ein Quälgeist, aber er hatte sich auf dieses drollige Geschöpf verlassen können, irgendwie. Und er würde sie – irgendwie – vermissen. Brin schluckte. Zornig schüttelte er den Kopf, schüttelte die Erinnerung ab, die ihm wie ein bösertiger Spuk im Nacken saß.

Und was er jetzt angefangen hatte, konnte er auch ebenso gut zu Ende führen. Wollte der Fremde ihn zum Narren halten, war ihm das längst gelungen. Wollte er dies nicht, umso besser.

»Nun, wenn es nicht mehr ist«, knurrte der Junge und kletterte weiter.

Unten erwartete ihn der Fremde. Brin wandte sich ihm trotzig zu, in Erwartung einer spöttischen Abfuhr. »Und? Was nun?«

Der Mann lächelte. »Komm mit! Damit ich meinen Teil unseres Handels erfüllen kann«, war seine Antwort. Ungläubige Verblüffung stand Brin deutlich ins Gesicht geschrieben. »Bedenke, dass dein Leben ein Handel ist«, sagte der Fremde. »Und noch dazu einer, den die andere Seite jederzeit widerrufen kann. Da mag es seinen Wert haben, selbst den Vertrag zu halten, den man geschlossen hat.«

»Was?«, entfuhr es Brin stockend.

»Später«, vertröstete der Mann den Jungen. »Lass uns gehen! Du kannst mich Velun nennen. Ich bin Segelmacher in der Werkstatt hier am Efferdhang. Und du?«

»Brin«, antwortete der Junge einsilbig. »Auf der Durchreise.«

Segelmacher? Ein Segelmacher mit seltsamen Abendbeschäftigungen und Sinnsprüchen! Brin glaubte ihm, nun, *fast* kein Wort.

Es ging den Karrenpfad weiter hinab und dann auf Höhe der Dächer des Hafenviertels einen schmalen Seitenpfad wieder hinauf. Dieser endete auf einem breiten Absatz, auf dem etwa ein halbes Dutzend Gebäude stand. Das erste Haus schien eine kleine

Schenke zu sein. Sie hieß treffend *Zum Efferdhang*, wie Velun Brin erklärte; ein Wirtshausschild gab es nicht. Die Gäste pflegten sich gewiss auf den grob behauenen Bänken hinter dem Häuschen niederzulassen, so winzig, wie die Schankstube zu sein schien. Von dem Platz unter der weit ausladenden Eiche aus hatte man freie Sicht hinunter in das Efferdviertel und über das Delta des Darpat. Bei Tag mochte dieser Blick atemberaubend sein. Jetzt, da der nahende Morgen gerade den östlichen Horizont über dem Golf von Perricum mit einem Hauch von graublauem Licht überzog, war die Schenke geschlossen, und nur ein einsamer Zecher schlief schnarchend unter dem Baum, in dem Spatzen tschilpend die Morgenröte herbeiriefen.

Ein Stück weiter stand ein größeres zweistöckiges Gebäude. Auf mannshohem, grobem Mauerwerk mit kleinen Fenstern erhob sich sorgfältig gearbeitetes und frisch gestrichenes Fachwerk mit durch hölzerne Klappen verschlossenen großen Luken. Bekrönt wurde das Gebäude von einem roten Ziegeldach, aus dem mehrere Schornsteine ragten. Velun führte Brin um die Hausecke und dann durch eine schmiedeeiserne Manttür, die in den linken Flügel eines geschmiedeten hohen Tors eingelassen war. Das rechtwinklig errichtete Gebäude beherbergte im Erdgeschoss offenbar Werkstätten und darüber Lagerräume und ein Kontor, zu dem eine überdachte Treppe

hinaufführte. Ein weiteres Gebäude, ebenfalls zweistöckig, bot hinter großen Toren offenbar den Wagen und den Tieren der Segelmacherei Raum, während die kleinen Fenster im Obergeschoss Wohnräume vermuten ließen. Die Segelmacherei lag still und verschlafen in der noch zaghafte Dämmerung. Auch der freilaufende große Tuzaker kam ihnen sehr gemächlich und gähnend entgegen und ließ sich von Velun bereitwillig davon überzeugen, dass sein junger Begleiter als Freund kam.

»Er heißt Dieb«, stellte der Mann den Hund vor.

Brin sah auf den fast schwarzen Wachhund mit den Hängeohren und den beiden weißen Flecken über den Augen hinunter und konnte sich bei dessen freundlich-verschmitztem Blick gut vorstellen, wie dieser es verstand, einen Braten im Schlund verschwinden zu lassen und trotzdem unschuldig dreinzublicken.

Velun stieg die Treppe an der Stirnfront des Wohnhauses hinauf und öffnete eine unverschlossene Tür. Dahinter lag ein finsterer, langer Gang, der über die gesamte Länge des Hauses führen mochte, denn weit hinten schimmerte ein helleres Viereck wie von einem kleinen Fenster. Velun griff nach Brins Schulter und kümmerte sich nicht um dessen Widerstreben.

»Still!«, befahl er nur. »Weck die anderen nicht auf!«

Er schob den zögernden Jungen zu einer Tür wenige Schritt hinter dem Eingang, hinter der wiederum eine Treppe begann. Diese wand sich in steiler Wendel einen gemauerten Treppenturm hinunter und endete für Brin ebenso plötzlich, wie sie begonnen hatte. Veluns Hand schob ihn in einen völlig finsternen Raum, dann ließ der Mann den Jungen allein in der Dunkelheit stehen. Brin empfand keine Angst, obwohl die Stille ihm sehr deutlich zuraunte, dass von hier gewiss kein Laut nach draußen dränge. Er spürte eine seltsame Vertrautheit und wusste, dass ihm hier und jetzt weder von Velun noch von etwas anderem Gefahr für Leib und Seele drohte. Er fühlte sich zu Hause, auch wenn er sich kaum mehr an sein Zuhause erinnerte.

Dann glomm nach einem scharrenden und klickenden Geräusch der Docht einer Kerze auf. Velun hielt einen dreiarmligen Leuchter in der Hand, an dem eine einzelne Kerze brannte. Der Raum zeigte sich in dem flackernden Licht als annähernd würfelförmig. Er wies drei mit Schnitzereien verzierte Türen auf, je eine in jeder Wand, wohingegen in der vierten ein Torbogen zu der Wendeltreppe führte. In der Mitte des Raumes lag ein runder, schwerer, nachtblauer Teppich, um den Brin ehrfürchtig und vorsichtig herumging, als sein Gastgeber eine der Türen öffnete und ihn mit einer knappen Handbewegung zu sich winkte.

Brin betrat ein schlichtes Zimmer mit einem Fenster, durch das die Dämmerung einen scheuen Blick hereinwarf. Es gab ein Bett, einen Tisch mit einer Schublade, einen Stuhl und eine kleine Truhe. Auf einem Regalbrett über dem Tisch standen eine Laterne und zwei Folianten. Die beiden Bücher allein machten den Raum zu einer kleinen Schatzkammer. Brin wusste nicht mehr zu sagen, wann er zuletzt ein Buch in den Händen gehalten hatte. Und das war wahrscheinlich eines der Rechnungsbücher seines Vaters gewesen und kein Band, der auf seinem ledernen Einband einen geprägten Titel trug. Über dem Bett hing ein Bilderteppich, der einen nächtlichen Waldhain mit einem das volle Madarund spiegelnden See zeigte.

Velun entzündete die Laterne und stellte sie auf den Tisch. Dann öffnete er die Truhe und entnahm ihr eine graue Woldecke, ein weißes Leintuch und ein leicht verschlissenes, aber wunderbar trocken und sauber wirkendes Nachtgewand. Er deutete in die Ecke neben der Tür. »Wasser zum Waschen«, erklärte er. Brin sah ein schmiedeeisernes Waschestell, das eine große Schüssel und darunter einen wassergefüllten Krug in verzierten Reifen hielt.

»Ich bringe dir gleich dein Abendbrot«, versprach Velun, während er die Dinge auf das Bett legte. Dann verließ er den Jungen und schloss die Tür hinter sich.

Brin sah sich um. Langsam trat er zu dem kleinen

Fenster und blickte durch die hellen Butzenscheiben hinaus. Das verschwommene Etwas mit den goldenen Lichtpunkten, das er durch die runden, dicken Gläser sah, mochte der Kriegshafen sein. Er griff nach dem Fensterriegel und bewegte ihn vorsichtig. Das Fenster ließ sich lautlos und leichtgängig nach innen öffnen. Brin blickte durch eine tiefe, aus dem Fels gehauene Fensternische hindurch über die Dächer des Hafenviertels und den Kriegshafen hinweg nach Osten auf die südlichsten Ausläufer der Trollzacken jenseits der Bucht von Perricum, deren Gipfel die aufgehende Praiosscheibe gleißend gegen den Horizont zeichnete.

»Ein Traum«, murmelte Brin, »ganz sicher.«

Behutsam schloss er das Fenster. Er warf einen Blick in die Truhe, die neben einigen Tüchern und alten Kleidungsstücken Essgeschirr und ein Bündel Kerzen enthielt sowie eine gefüllte Zunderbüchse. In der Schreibtischschublade befanden sich Pergamentbögen, Gänsekiele, Federmesser, angebrochenes Siegelwachs und ein mit einem zierlichen Deckel verschließbares Keramikfässchen mit schwarzer Tinte. Brin ließ alles, wo es war, und wandte sich den Büchern zu.

Der etwas kleinere und neuere der beiden Folianten trug den Titel *Das wohlfeile Brevier für den reisigen Kaufmann*, der Brin seltsam bekannt vorkam; der an-

dere Band besaß eine silberfarbene Prägung auf schwarzem Leder, die sich als *Die Gaukler der Sterne* entziffern ließ. Brin nahm das kleinere Buch vom Bücherbord, legte es auf den Tisch und schlug es vorsichtig irgendwo in der Mitte auf.

... sollte man nun aber mit solch fragiler Ware zu handeln gedenken, so muss man sich gewahr sein, dass allein die sichere Unterbringung von solch Feinmechanik, Tulumidenglas oder gar Elixieren ein Maß an schützender Sorgfalt bedarf, die weit ...

Brin forschte auf den vorderen Blättern nach dem Verfasser und war nicht sonderlich überrascht, dass der alte Festumer Handelsherr Stoorrebrandt als Initiator für diese Abhandlung über den aventurischen Handel aus der Feder verschiedener Koryphäen genannt und geehrt wurde. Dass die Schrift allerdings kaum einen Götterlauf alt war und laut ausführlichem Titel, der eine Dreiviertelseite in Anspruch nahm und einer Inhaltsbeschreibung gleichkam, bereits den Handel und Wandel der Schwarzen Lande und der daran angrenzenden Gebiete mit einbezog, erstaunte ihn. Behutsam schloss er den Folianten und stellte ihn an seinen Platz zurück. Zum Lesen solch komplizierter Texte fühlte er sich zu müde; er war auch etwas aus der Übung, wie er sich eingestehen musste. Zudem wurde es wahrlich Zeit, aus den ungemütlichen Kleidern zu kommen.

Er gähnte herzhaft und arbeitete sich aus den nasen, durch die Kletterei arg verschmutzten Beinkleidern, streifte das Hemd ab und versuchte, beide so über den Stuhl zu hängen, dass sie über Nacht ein wenig trocknen konnten, wusch sich dann flüchtig und rieb sich mit dem Leintuch ab, das dabei einige dunkle Flecke abbekam. Schließlich streifte Brin das Nachthemd über und probierte das Bett aus. Der Strohsack schien frisch gestopft, und das darüber gezogene, fest gewebte Bettuch ließ keinen einzigen piekenden Halm hindurch. Brin schüttelte den Kopf, fiel auf die weiche Matratze und zog mit müden Bewegungen die Decke über sich. Das alles konnte nicht wahr und bestimmt nicht umsonst sein! *Brin, sei kein Spielverderber! Schlaf einfach! Schlaf ... Lara, kleine Freundin, es tut mir Leid ...*

Brin träumte von der Freundin, die jauchzend auf einer roten Stute den Darpat hinuntergaloppierte und sich mit einem vergnügten Rotfuchs ein Wettrennen lieferte. Vielleicht hätte der Fuchs sogar gewonnen, wenn dieser nicht plötzlich innegehalten, zu Brin geblickt und auf ihn gewartet hätte. Der Junge grub die Hände in das Fell des Tieres, und dann trug ihn der Fuchs mit Leichtigkeit im rasenden Lauf der Freundin nach.

Als der Segelmacher mit Brot, einem Stück Sauerwurst und einem kleinen Krug verdünnten Weins zurückkehrte, fand er Brin unter der Decke zusammengerollt und tief schlafend vor. Leise stellte Velun, Vogtvikar des Efferdgrunds zu Perricum im Dienste des Fuchses, Teller und Krug auf den Tisch. Er blickte auf den reglosen Jungen hinab, dessen Tränen eine nasse Spur über die magere Wange gezogen hatten.

»Armes Füchlein, mit deiner Trauer wirst du nie handeln können«, murmelte der Geweihte. Lautlos verließ er die Novizenkammer. Er wusste nicht, wie und wo der junge Flüchtling seine Seele und sein Leben dem Gott geboten hatte, aber Phex war den Handel eingegangen, und der Dieb der Götter verstand es, sein Eigentum zu behalten.





5. Kapitel

Tage reihen sich wie Perlen einer Kette aneinander, und beim schönsten Geschmeide knüpft man feine Knoten zwischen kostbarste Perlen, jene Knoten sind die Nächte, die die Tage verbinden und trennen.

– Aus dem Vorwort der *Märchen der Sharisad*,
Khunchomer Ausgabe, 11 v. H.

Laras Lachen perlte, vermischt mit freudigen Juchzern durch die schnelle, anmutige Melodie der Flöten, Lauten und Schellen. Sie drehte sich in dem leichten roten Gästegewand des Rahjatempels atemberaubend rasch um sich selbst, sodass die roten Locken um sie herumwirbelten wie die Flammen eines prasselnden Feuers. Licht und Schatten der roten Laterne und der Kerzen umspielten warm ihre Glieder, das Haar und den Stoff. Dann wurde Lara, von der Musik sanft geführt, allmählich langsamer, und schließlich stand sie mit weit ausgebreiteten Armen, atmete tief und beugte sich weit zurück, ließ Kopf und Haare hängen, zwinkerte Fenia verschmitzt zu

und stützte die Hände auf den marmornen Boden. Mit spielerischer Leichtigkeit hob sie ein Bein vom Boden, wippte einmal mit dem anderen und stand auf den Händen. Das Gewand glitt an ihr herab, entblößte ihren zierlichen, jungen, nackten Körper und verhüllte nur noch Kopf und Arme, was Lara ein vergnügtes Kichern entlockte. Ihre nackten Füße streckten und bogen sich, kreisten und spielten im Takt der Melodie, bis Lara sich vor Lachen nicht mehr zu halten vermochte und umzufallen drohte. Gewandt wie eine Katze rollte sie sich ab und kniete auf dem Boden. Mit beiden Händen strich sie sich das Haar aus dem Gesicht und warf Fenia, die lächelnd auf einer Bank ruhte, einen vergnügten Blick zu.

»Ich nenne ihn den Rotgewandtanz«, erklärte sie ausgelassen. Sie sprang auf die Füße, zupfte den leichten roten Stoff zurecht und schlenderte auf Fenia zu. »Und er macht durstig!«

Die Geweihte richtete sich auf und reichte ihrem Gast einen Becher mit köstlichem süßem Wein, von dem das Mädchen einen tiefen Schluck nahm. Dann sank es mit dem Becher in der Rechten neben der jungen Frau auf die mit Fellen und Kissen gepolsterte Bank und lächelte sie an. Die Musikanten gingen dazu über, wieder sanftere Melodien zu spielen.

»Ob es deiner Göttin gefallen hat?«, fragte Lara und nahm eine Weintraube aus einer Obstschale.

»Ich glaube, ja«, entgegnete Fenia. Sie strich sich eine Strähne des langen schwarzen Haars über die Schulter zurück und beugte sich vor, um sanft Laras Wange zu küssen. »Ich fand es wunderbar. Danke für diesen Tanz«, erklärte sie ernst. Die schöne Geweihte betrachtete liebevoll das lächelnde Mädchen. »Dein Lachen ist dein kostbarster Schatz, verstehst du, kleine Lara? Dein Herz ist frei von Arg und den Göttern nahe, wenn du es hören lässt. Du darfst dieses Lachen niemals verlieren.«

»Das habe ich auch nicht vor. Und wenn, dann werde ich es suchen!«, gab Lara lachend zurück. »Fenia«, sagte sie dann leiser und mit einem behutsameren Lächeln, »hier kann ich vergessen, dass die Welt nicht nur aus Lachen besteht. Brin warf mir immer vor, ich wolle ihm einreden, alles habe eine lachende Seite. Das habe ich nicht gemeint. Ich meine ... es ist doch so, dass einem leichter wird ums Herz, wenn man lacht! Und er sah viel glücklicher aus, wenn er lachte. Ich kann die Welt, wie sie ist, nicht fortlachen, aber ich kann sie anlachen, und vielleicht lacht sie zurück. Ich möchte eher weinen, wenn ich an Brin denke, aber habe ich nicht auch Falk und dich getroffen und mit Rahja gefeiert? Was ist ein Leben wert, wenn es keinen Spaß gibt?«

»Nichts, mein Schatz. Ohne Freude vergehen wir schon zu Lebzeiten.« Fenias Blick hatte einen zärtlichen Glanz. »Bist du müde?«, fragte sie.

»Kaum. Nur ein wenig«, antwortete Lara. »Du?«

Fenia verneinte. »Nur ein wenig«, sagte auch sie. Sie erhob sich und löste die Bänder der zur Seite gerafften zarten Vorhänge, damit die Nische vor fremden Blicken verborgen blieb. Zwar war Lara der letzte Gast des Tempels, und auch die musizierenden Geweihten zogen sich auf Fenias leichtes Kopfnicken hin zurück, aber sie spürte den Wunsch ihres Schützlings nach Geborgenheit, und ohne die Sicherheit vor allem Bedrohlichen wäre Rahjas Hingabe wie ein verschreckter kleiner Vogel geflohen.

Die Lehrerin der Freude kehrte zu der Ruheliege zurück, setzte sich neben Lara, die sich der Länge nach ausgestreckt hatte und sie bewundernd beobachtete. »Du bist so schön, Fenia«, sagte Lara scheu.

»Danke. Schönheit ist ein Geschenk der Schönen Göttin. Und dich hat sie auf deine Art ebenso reich bedacht, Liebes. Ich möchte dir ihre Liebe zeigen und die Lust, die sie den Menschen schenken kann, wenn die Menschen der Göttin ihr Herz öffnen. Die Lust, die sie tief in unsere Körper gepflanzt hat, damit wir sie zu einer wunderbaren Blume wachsen lassen.« Fenia lächelte und spielte mit einer Haarsträhne Laras. »Du wirst es verstehen, bald schon. Willst du es kennenlernen?« Ihr Schützling nickte. Fenia beugte sich vor und küsste sehr sanft die zierliche, mit Praisprossen übersäte Nase. Und sie küsste jedes ein-

zelne der unzähligen Pünktchen auf ihrer Stirn, den Wangen, dem Kinn und ebenso auf ihrem zarten Hals und den schmalen Schultern.

Fenia hielt Lara im sanften Licht der letzten Kerze in den Armen und wachte über ihren zerbrechlichen, tief und ruhig atmenden, von der wachen Welt losgelösten Körper. Nach Rahjas Freude in Borons Reich gesunken, lag die Schelmin voller Vertrauen an die junge Geweihte geschmiegt.

»Möge jeder, der deinen Körper begehrt, von Rahjas Liebe erfüllt sein, kleine Schwester«, flüsterte Fenia in die wilden Locken. »Liebes.«

Aber sie wusste, dass die Welt jenseits dieser schützenden Mauern anders beschaffen war.

Falk erhob sich von dem hochlehnigen Polsterstuhl, der vor einem mit Schnitzereien geschmückten Schreibtisch stand, und trat an eines der beiden schmalen Fenster seiner Wohnkammer hoch oben im trutzigen Pentagrammaton, dem fünfeckigen, fünfstöckigen Schulturm des Hauptgebäudes der Akademie. Ein schmaler Streifen goldenen Praioslichts traf bereits auf das grüngelbe Butzenglas des Fensters. Der Studiosus nahm den schmiedeeisernen Drachenleuchter, ein Geschenk Fenias, mit der herabgebrannten Kerze aus dem tiefen Fenstersims und

öffnete das Fenster. Er hieß die frische Morgenluft willkommen, die nun ungehindert in die kleine Kammer strömte. Falk blickte über das langgestreckte Dach der Wirtschaftsgebäude und das von Gauben durchbrochene Dach des Sanatoriums hinweg auf die ruhige liegende See. Fischerboote kamen mit der sanften Morgenbrise vom nächtlichen Fang zurück, eine in diesen Zeiten nicht ungefährliche Arbeit, und segelten auf den Hafen zu. Sie wurden von Möwen begleitet, die auf ein frühes Mahl hofften und schrille Schreie ausstießen. Ein Mauersegler flog dicht an dem geöffneten Fenster steil nach oben, um sein Nest unter der Krone des Turms zu erreichen. Falk seufzte und lehnte sich an die kühle Mauer.

Er hatte tief in der Nacht keinen Schlaf mehr gefunden und sich doch die *Siechen des Südens* aus dem Lesesaal heraufgeholt, um die letzten beiden Kapitel im Licht der Kerzen zu studieren. Und wie so oft war es nicht bei dem einen Buch geblieben, da er dieses dort und jenes da nachzuschlagen hatte, zumal sich das weltlich-heilkundliche Werk zu den dämonischen Verursachern einiger der beschriebenen und schrecklichsten Seuchen nicht näher als in Andeutungen äußerte. Aber gerade dieses Wissen wollte sich Falk als Studiosus der *Schule der Austreibung* aneignen und überprüfen. Er hatte in seiner klaren, schlichten Handschrift beinahe drei Bogen Pergament mit Noti-

zen gefüllt. Und es waren immer noch Fragen offen, denen er nachgehen wollte, doch mit dem Aufgang der Praiosscheibe hatte sich die Müdigkeit, eine der Gaben Borons, endlich wohltuend um seinen Körper und seinen Geist gelegt. Der heutige Tag war ein Praiostag, zudem der letzte in diesem Mond und damit einer der seltenen Tage, die für ihn nicht mit Unterricht und anderen Verpflichtungen angefüllt waren. Und auch Fenia würde nicht vor der Rahjastunde mit ihm rechnen.

Falk lächelte in Gedanken an seine schöne, rahjageweihte Base und den zierlichen, nassen, zerrupften Findling von letzter Nacht. Die Erinnerung an Lara hatte etwas Unwirkliches, so als sei ein Märchen zum Leben erwacht. Das Mädchen war ihm wie ein in die Menschenwelt verbanntes Feenwesen erschienen, das von seinem Volk nach Vergehen wider die Anderwelt und ihre ungeschriebenen Gesetze dazu bestimmt wurde, fern der ihren unter den Menschen zu leben, zu dienen und zu lernen, bis man es in einem rauschenden Fest wieder in die feische Gesellschaft aufnahm. Solche Geschichten erzählte man Kindern in langen Winternächten. Falk hatte sich bisher nie ernsthaft mit Braunchen, Blütenjungfern, Kobolden oder anderen seltsamen Kreaturen der *Welt Jenseits* auseinandergesetzt. Sein Studium galt den Krankheiten des Geistes, der Heilung von Besessenheiten und

der Magie wider dämonisches Wirken, ein zusammengekommen sehr weites und ernstes Fachgebiet, das mit feischem Unernst kaum etwas gemein hatte. Vielleicht war es aber gerade dieser Unernst, mit dem das junge Mädchen sein Gefallen geweckt hatte. Mit Alena konnte er stundenlange, von Gewicht und Ernsthaftigkeit geprägte Dispute über die dunklen Seiten menschlichen Seins führen. Ein unbeschwertes Lachen hingegen hatte er in seinen letzten Studienjahren selten vernommen. Das irre Lachen der Kranken, ihr Heulen und Schreien, die Verzweiflung der Seelen, die durch das Wirken der Dämonenpaktierer Unvorstellbares erlitten hatten, waren ihm vertrauter. Das war eine Erkenntnis, die Falk Turmen in dieser Nacht den Schlaf geraubt hatte. Er wusste, dass es seine Berufung war, diesen Geschlagenen beizustehen und seinen Anteil am Widerstand gegen die Schwarzen Lande und ihre Herren und Kreaturen zu leisten, aber er erlebte jeden Tag den Wahnsinn von Magiern, die an ähnlichen Fronten gekämpft hatten und deren Geist nicht standgehalten hatte. Vielen konnten sie hier helfen, die grausame Lähmung ihres Geistes, den Irrsinn oder die verzweifelte Hoffnungslosigkeit abzuschütteln, manchen aber blieb nur das Warten auf das Erbarmen Borons, auch wenn dies nicht nur gnädiges Vergessen, sondern den Tod bedeuten mochte. Falk wusste, dass er trotz seiner Schu-

lung nicht gefeit war gegen ein ähnliches Schicksal. Das war niemand, konnte niemand sein. Die Welt außerhalb der Mauern der Akademie und des Klosters mit all ihrer Alltäglichkeit, aber auch ihren Geheimnissen wirkte plötzlich wie ein Anker, der seinen Verstand davor bewahren konnte, das Licht jenseits der Finsternis zu vergessen und verirrt auf den Wogen des Wahnsinns Schiffbruch zu erleiden.

Aber vielleicht war er auch einfach nur übermüdet und hatte zu lange über den Büchern gesessen. Falk schüttelte den Kopf. Er würde einige Stunden schlafen und danach zum Rahjateempel hinübergehen. Vielleicht sahen etliche Dinge im Licht des Tages deutlich anders aus als im Schein einer Neumondnacht.

Derya Ni Sanin blinzelte der über dem Horizont aufsteigenden Praiosscheibe zu und streckte das Gesicht in den von See herüberstreichenden Wind. Über ihr knarrte und klapperte leise die Takelage der *Ehre von Perricum*; die Planken unter ihr wiegten sich kaum wahrnehmbar in der leichten Dünung.

Die Seejunkerin verwünschte sich selbst, dass sie in der Nacht derart wenig geschlafen hatte und nun vor Müdigkeit kaum die Augen offen halten konnte. Wenn sie allerdings Borons Ruf Folge leisten würde, jetzt, während ihrer Bordwache, dürfte sie damit rechnen,

mindestens einen ganzen Mond lang keinen Landgang und eine sicher ebenso empfindliche Leibesstrafe zu erhalten. Sie wollte später einmal den Rang und die Aufgaben einer hohen Offizierin der kaiserlichen Flotte innehaben. Auf der Wache einzuschlafen gehörte nicht unbedingt zu den Leistungen, die ihr den Weg dorthin ebnen würden. Und da ihr Großvater Rateral mit der Kaperung seines alten Schiffes, der *Seeadler von Beilunk*, den Markgrafentitel zu Windhag verspielt und seiner eigenen Tochter Deirdre, zu eben jenem Zeitpunkt Kapitänin der *Seeadler*, damit zur Strafversetzung in den tiefen Süden verholten hatte – über ganze vier Schiffe befehligte ihre Tante als Vizeadmiralin noch! Und das von Hôt-Alem aus –, war es mit dem guten Familienruf auch nicht mehr allzu weit her. Zwar war es nie einfach gewesen, sich als Enkelin des alten Entdeckers und berühmten Großadmirals Sanin gegen Neid und Spott der Kameraden gleichermaßen zu behaupten, aber als Sprössling aus dem Hause eines Verräters zu gelten, war ungleich schwerer. Als seine Tochter aus der Perlenmeerflotte in den Süden versetzt worden war, hatte man die Enkelin in den Osten geschickt. Immerhin gab es hier den einen oder anderen, der den Großadmiral noch persönlich kannte und sein Bubenstück nicht als Verrat, sondern als die gerechtfertigte Tat eines zur Untätigkeit an den Schreibtisch verdamnten erfahrenen Haudegens sah. Derya war sich

sicher, dass ihr Großvater niemals seine Ehre und seine Überzeugung verraten würde, und hielt bei ihren Fahrten über das Perlenmeer stets sehnsüchtig nach der Flagge der *Seeadler* Ausschau, aber sie wusste genauso wenig wie alle anderen, was aus der alten Trireme und ihrer Mannschaft geworden war.

»Seejunkerin Sanin.«

Derya fuhr herum und fürchtete schon, während der Grübeleien über das Schicksal ihres Großvaters vielleicht doch im Stehen eingenickt zu sein; sie grüßte Kapitänin Galahan vorschriftsmäßig, wenn auch etwas hastig. Die große Frau, die ihr langes braunes Haar unter dem Offiziershut stets sorgfältig geflochten und aufgesteckt trug, deren Uniform immer von makelloser Sauberkeit und Eleganz war und deren dunkle Augen immer hellwach zu sein schienen, musterten die Seejunkerin mit jenem Blick, der Derya das Gefühl gab, dass die Kapitänin längst all das wusste, was in ihr vorging.

»Ich habe eine Nachricht, die Ihr dem Efferdtempel überbringen werdet. Beeilt Euch, aber wartet dort auf die Antwort und kehrt erst mit dieser zurück!«

Derya nahm den gesiegelten Umschlag entgegen. »Zu Befehl, Kapitänin! Zum Efferdtempel und dort auf die Antwort warten, dann mit dieser zurückzukehren«, wiederholte sie knapp. Noch einmal grüßend und mit einem Nicken entlassen, steckte sie die

Nachricht unter ihre Uniformjacke und machte sich rasch auf den Weg. Eine Eilbotschaft! Vielleicht würden sie doch noch einmal diesen fürchterlich langweiligen Hafen verlassen und auf Kriegsfahrt gehen!

Kapitänin Leodora Galahan blickte der Seejunkerin nach, die mit sicheren Schritten über die schwingende Planke zum Pier hinüberlief, als ginge sie über festen Boden. Eine vielversprechende junge Offizierin, wenn ihr nicht der allzu übermütigen Tatendrang aller Sannins zu eigen wäre, dachte die kaiserliche Offizierin. Und Übermut führt in diesen Tagen allzu schnell ins Verderben und den Tod. Es wäre bedauerlich, fürwahr.

Brin war bereits wach, als Velun nach einem kurzen Anklopfen die Novizenkammer betrat. Der Junge hockte im Nachtkleid auf dem Bett, das Abendbrot als Frühstück in dem Schoß, und las in einem der beiden Bücher.

»Einen hesindegesegneten Morgen«, wünschte der blonde Phexgeweihte. Er trug heute die Arbeitskluft der Segelmacher: eine derbe helle Segeltuchhose und eine Weste gleichen Stoffs mit aufgesetzten Taschen für Ahle, Zange und Stichel über einem weichen Hemd und leichte Schuhe mit doppelten Ledersohlen. Er brachte ein Bündel Kleider mit, ähnlich einfach und robust wie die seinen. »Du kannst lesen?«

Brin blickte auf, und sein Gesicht zeigte einen ertappten, fast schuldbewussten Ausdruck. Zögernd nickte er. »Ich bin aus der Übung«, schränkte er unsicher und abweisend ein.

»Viel zu lesen wirst du in letzter Zeit kaum gefunden haben«, entgegnete der Mann, während er die Kleider auf der Truhe ablegte. »Ich wollte dir vorschlagen, fürs Erste in der Segelmacherwerkstatt zu arbeiten, aber wenn du lesen kannst, kannst du vielleicht auch schreiben?« Als Brin nickte, lächelte Velun. »Rechnen?«, fragte er. Brin zuckte mit den Schultern und nickte wiederum. »Traust du dir zu, unserer Schreiberin zur Hand zu gehen? Sie führt die Bücher, bearbeitet die Bestellungen und schreibt die Rechnungen und Ähnliches mehr. Die Arbeit würde auch besser bezahlt als die in der Werkstatt. Einen Silber pro Tag.«

»Drei Silber«, war Brins rasche Antwort.

Velun legte den Kopf zur Seite und musterte den Jungen abschätzend. »Zwei und freie Kost sowie Unterkunft und die Lehre des Fuchses dazu«, schlug er vor.

Der Junge fühlte sich seltsam ertappt bei Gedanken, die er selbst nicht auszusprechen gewagt hätte. Jetzt allerdings platzte er mit der Frage heraus: »Also ist dies ein Tempel des Phex? Und Ihr seid ein Mondschatten?«

»Die Gemeinschaft der Sterne hat überall dort ihr

Zuhause, wo sie die Sterne des Himmels über sich weiß«, entgegnete Velun ernsthaft. »Und ich bin vielleicht der, für den du mich sicher nicht ohne Grund hältst.«

Brins Blick zeigte deutlich, dass sein Misstrauen tiefer wurzelte, als es ihm selbst recht war. Der junge Streuner schwankte zwischen zweifelnder Vorsicht und dem Verlangen, sofort ein freudiges *Ja!* auszurufen. »Was verlangt Ihr als Gegenleistung?«, fragte er endlich.

»*Er* verlangt nicht weniger als deine Seele. Ich verlange, so schwer es dir auch fallen mag, Vertrauen, Fleiß sowie offene Augen und Ohren bei Schweigsamkeit und Ehrfurcht.«

»Und ich kann in dieser Kammer wohnen?«

»Du wirst unten im Tiefen Efferdgrund einen Strohsack bei einer Fischerwitwe haben, bei ihr essen und schlafen. Dies ist der Ort, an dem du die Schriften studieren und einiges andere lernen kannst, das nicht für fremde Augen bestimmt ist. Er wird dir jederzeit offen stehen, auch wenn du ihn auf einem anderen Weg als dem einfachen betreten wirst. Hier kannst du fürs Erste auch das zusammentragen, das du für phexgefällige Taten brauchst, ohne es der Gefahr der Entdeckung preiszugeben. Nun, wie sieht es in deinem Herzen aus? Gehst du den Handel ein, Brin auf der Durchreise?«

Brin atmete tief ein und langsam wieder aus. »Ich bin Brin Leinfahrer aus Mendena«, erklärte er schließlich. »Meine Eltern waren Kaufleute in Tuch und Spitze. Ich ... gehe den Handel ein. Bei Phex!«

Velun musterte den Jungen nachdenklich und nickte. »So soll es gelten vor dem Dieb der Götter. Dann mach dich fertig, und ich bringe dich zu Ungolfa in die Schreibstube hinüber.«





6. Kapitel

Phex ist ein listiger Gott und nicht der schelmische der Kobolde. Auch wenn die junge Göttin Tsa ihm zuweilen seine unverfrorene Frechheit und die magiemächtige Hesinde ihm seine Freiheit, derart zu handeln, neiden mögen und beides, Frechheit und Freiheit, den Kobolden zu eigen ist, so sind es doch jene Göttinnen, die die Kobolde schufen und nicht Phex, der Dieb der Götter.

– Aus: *Almanach des Volksglaubens*
von Gilda von Honingen-Salpertin,
Honingen, 72 v. H.

Die Rosenstöcke des Tempelgartens waren jetzt im Rondra schwer mit duftenden Blüten behangen, beugten sich unter ihrer Schönheit so weit herab, wie es die aufgebundenen Zweige gestatteten. Die Blütenblätter in den leuchtendsten Rottönen schimmerten wie kostbarste, lebendige Seide zwischen dornenbewehrten Ästen und tiefgrünen Blättern. Eine der wunderbarsten und vor den hellen Strahlen des Praios und neugierigen Blicken schützende Grotte hatte sich Lara als

Schlafkammer gewählt. Dort lag sie, immer noch im roten Gewand der Tempelbesucher, und schlief auf dem weichen Rasen, zusammengerollt, mit geschlossenen Augen und leicht geöffnetem Mund, reglos und lautlos.

Fenia, die trotz der langen Nacht keine Spur von Müdigkeit oder gar Erschöpfung zeigte, führte Falk durch den zur mittäglichen Zeit kaum besuchten, mitten in der Stadt gelegenen und dennoch ruhigen Hain der Schönen Göttin zu der schlafenden jungen Frau.

»Sie ist eine Schelmin«, sagte Fenia mit einem liebevollen Blick auf Lara. »Und längst kein Kind mehr.«

»Woher ...?«, fragte ihr Vetter überrascht.

»Es ist nicht schwer zu erraten. Sie macht aus sich, ihren Gefühlen und ihrer magischen Natur kein Geheimnis. Ich fürchte nur, sie hat noch nicht erfahren, was es bedeutet, eine Schelmin unter Menschen am Rande der Schwarzen Lande zu sein.«

Falk nickte. Fenia wandte den Kopf und lächelte ihren Vetter nachdenklich an. »Du bist Weißmagier – oder besser: Du wirst bald einer der ihren sein, ein Magier des Rechten Weges. Ein jeder gehört auf den Platz, der ihm bestimmt ist. Welchen Platz sollte ein solches Wesen in eurer Vorstellung der Ordnung einnehmen? Sie kann das Kind von Bauern oder Fürsten sein. Und sie weiß nichts von den Regeln und Geset-

zen dieser Welt. Sie würden ihr auch wenig bedeuten. Und sie mag dich, so wie du bist.«

»Ich mag sie ebenso, wie sie ist«, erklärte Falk. »Und ich glaube nicht, dass Seine Spektabilität sie gleich zur *persona non grata* erklären würde, weil der Weg eines Koboldkindes der ihre ist.«

»Sie übt eine Art der Magie aus, die seiner Lehre zuwiderläuft, Falk. Sie hat ihre Magie von Wesen gelernt, deren Macht die Macht eines jeden menschlichen Magiers in den Schatten stellt«, erinnerte Feniasanft. »Aber sie ist auch ein liebenswertes und liebreizendes Geschöpf. Wenn Rahjas Hand euch streift, dann horch auf dein Herz und nicht auf deinen Verstand! Lass es zu, dass die Göttin euch beschenkt! Es täte deinen Lenden und deinem Herzen gut, ihre Gabe wieder einmal zu genießen, und Lara wünsche ich es sehr, dass ein Mann mit deiner Behutsamkeit ihren Schoß öffnet.«

»Du bist dir sehr sicher, dass ich dieses junge Ding begehre«, stellte Falk fest.

»Wenn du es nicht tätest, hättest du sie gestern zu deiner Mutter gebracht«, entgegnete Fenia. »Ich lasse euch jetzt allein. Rahja sei mit euch!«

Sie drückte Falk einen liebevollen Kuss auf die Lippen und verließ ihn und die schlafende Schelmin. Der angehende Weißmagier seufzte und beugte sich zu Lara hinunter. Sie schlief offenbar tief und fest,

und als er ihre Schulter berührte, rollte sie sich auf den Rücken, wobei der gebundene Ausschnitt des roten Gewandes über eine ihrer kleinen Brüste glitt und sie entblößte. Falk zog den Stoff behutsam zurück und erschrak, als Laras schmale Hand sich auf die seine legte und sie auf die weiche, warme Brust mit der harten kleinen Knospe hinabdrückte. Lara blickte ihn aus wachen Augen an, ein schelmisches Lächeln auf den schönen Gesichtszügen. »Falk«, sagte sie leise, »was ist das: eine Schelmin?«

Er hockte sich neben sie, da sie offensichtlich nicht bereit war, seine Hand loszulassen, und streichelte zärtlich ihren zarten Busen.

»Ein Mensch, der von Kobolden aufgezogen wurde und ihre Art des Magiewirkens erlernt hat«, erklärte er. »Du müsstest das eigentlich besser wissen als ich.«

»Vielleicht.« Sie gähnte ein wenig, rekelte sich unter seiner streichelnden Hand, lag dann wieder ruhig. Sie blickte in den von Rosenzweigen bedeckten Himmel hinauf und genoss die mittägliche Ruhe des Gartens. »Falk« – sie wandte ihm den Kopf zu –, »kann Rahja bewirken, dass alle Wesen sich lieben?«

»Wenn sie es wollte. Aber sie tut es nicht, denn sonst gäbe es keine Kriege. Sie mag offensichtlich niemanden zwingen, ihre Gaben anzunehmen.«

Lara setzte sich auf und blickte ihn forschend an. »Magst du mich?«

»Ja.«

Die Schelmin streckte sich und küsste den angehenden Magier. Und dank Fenias unaufdringlicher Unterweisung wusste sie, was sie da tat. Bittend hielt sie seine Hand mit ihrer so viel kleineren fest, schob sie weiter auf ihrer nackten Haut entlang. Ihre flinke kleine Zunge liebkostete seine Lippen und suchte sich den Weg zu seiner Zunge. Falks freie Hand glitt in ihr wildes Haar und strich liebkosend über ihren zierlichen Nacken. Er löste seine Lippen von den ihren. »Weißt du, was du da tust?«, fragte er leise. »Willst du das, kleine Frau?«

Lara hatte seine Hand bis zu ihrem Schoß geführt; sie zitterte wie eine Blüte im Wind, als seine Finger über ihren Rahjahügel tasteten, ihren Schoß liebkosteten und einer seiner Finger sich schließlich zwischen ihre Scham wagte. Es war anders als die Berührung Fenias in der vergangenen Nacht, wirklicher, seltsam beängstigend, aber es war ebenso aufregend und schön. Sie seufzte vor Wonne und lächelte, blickte zu ihm auf. »Noch nie zuvor hat ein Mann meinen Schoß berührt«, flüsterte sie. »Ich will, dass du der erste bist, der ihn ausfüllt. Ich sehne mich danach.« Falk küsste sie, liebkostete sie mit beiden Händen auf das Innigste und atmete tief den Duft ihrer Haut und ihres Haares ein. Ihre Hände lösten geschickt sein Gewand und suchten seine nackte Haut. Als ihr das immer noch zu

lange dauerte, sah sie ihn lächelnd an, machte eine abwinkende Geste mit der Rechten, und sein Gewand wurde weit, Verschlüsse und Bänder öffneten sich, und Falk saß wenige Augenblicke später nackt inmitten seiner abgelegten Kleidung.

Lara musterte neugierig seinen jungen Körper, spielte mit den schwarzen Locken und dem dunklen Brusthaar. Dann beugte sie sich vor und küsste seine nackte Brust. Zärtlich biss sie in seine Brustwarzen und ließ sich dabei von seinen Händen das rote Gewand von den Schultern streifen. Falk zog sie an seinen Schoß, führte ihre Knie um seinen Körper und hielt sie dicht an sich gepresst. Sein Atem ging schwerer, und die Küsse wurden inniger, die streichelnden Hände verstärkten den Druck. Sein Glied wartete längst gespannt auf ihre Nähe, drückte sich hart gegen ihren Schoß. Sie verharrten so aneinander, tief atmend. Dann flüsterte Lara: »Tust du es hinein oder ich?«

»Tun wir es beide«, schlug Falk vor. Er führte ihre Hand an sein Glied, streichelte ihre Scheu fort. Sie hielt es schließlich mit beiden Händen; Schauer der Erregung jagten über seinen Körper. Falks Rechte spreizte ihren heißen, rahjanassen Schoß, während seine Linke ihren Körper behutsam zu sich zog. Sie spürte die Spitze seines Gliedes ihren Schoß berühren, führte es an die rechte Stelle und sank hinab. Falk spürte den Schmerz deutlich durch ihren Leib

ziehen, stützte sie zärtlich, wartend, während sie zitternd innehielt.

»Warum tut es weh?«, klagte Lara verwirrt.

»Der Schoß einer Jungfrau ist von den Göttern mit einer Art ... Vorhang versehen, der zerreißt, wenn sie sich das erste Mal einem Mann hingibt. Aber ich weiß nicht, warum das so ist – und warum die Götter den meisten jungen Frauen damit Schmerz zufügen«, erklärte er sanft.

Lara nickte, obwohl sie seiner Rede kaum folgen konnte, hielt sich an seinen Schultern fest, blickte ihn Halt suchend an und drückte sich gegen seinen Schoß. Sie seufzte vor Schmerz, verharrte und lauschte, neugierig, was da pochend in ihrem Körper vor sich ging. Rahjas Begehren zog und zerrte an ihr, bis sie dem Verlangen nachgab und sich langsam bewegte. Sie japste vor Erstaunen über den wohligen Schauer, die heiße Lust, die sie durchfloss. Falk stöhnte leise. »Lara ...«, flüsterte er liebevoll. Lara küsste ihn. Dann waren jede Pein und alle Zweifel vergessen, und Rahja erfüllte ihre Körper und ihre Seelen mit Ihrem köstlichsten Geschenk.

Lara beugte sich über den schlafenden Studiosus und küsste behutsam die geschlossenen Augen, die Nase und die Lippen. Zärtlich streichelte sie die schwarzen Locken und pustete in eines seiner Ohren. In Falks

Gesicht zeigten sich nacheinander Erwachen, Erkennen, Erinnern und ein Lächeln, das Lara zum Lachen brachte. Sie schmiegte sich an seine Brust. Seine Hände strichen liebkosend über ihren schmalen und doch weiblichen Körper, seine Arme hielten sie schließlich umarmt.

»Bist du eine Fee oder ein Mensch?«, fragte er leise und suchte ihren Blick.

Das schelmische Lächeln galt ganz allein ihm. »Soweit ich weiß, ein Mensch«, entgegnete sie. »Aber ganz sicher bin ich mir nicht.«

Falk drehte sich mit ihr im Arm herum, bis sie neben ihm im Gras lag und er in ihr Gesicht blicken konnte. Bevor er aber noch etwas sagte, legte sie ihm die schmale Hand über den Mund. »Keine Ernsthaftigkeiten jetzt!«, befahl sie bestimmt. »Heute noch nicht! Morgen vielleicht. Oder übermorgen. Was tun wir heute?« Sie nahm ihre Hand fort. »Und gib mir erst einmal einen Kuss!«

Falk kam der Aufforderung zärtlich nach. »Kleider besorgen, frühstücken, und dann, wenn du magst, zeige ich dir die Stadt«, erklärte er schließlich.

»Das hört sich nach einem herrlichen Plan an!«, stimmte Lara mit einem vergnügten Grinsen zu.

Die Schreiberin der Segelmacherwerkstatt, Ungolfa Rubintreu, Tochter der Ulefreid, war eine Zwergin.

Sie hatte Brin skeptisch über ihre kristallene Brille hinweg gemustert und zu Veluns Erklärung, der Junge suche Arbeit und könne lesen, schreiben und rechnen, nur genickt. »Nun gut«, hatte die trotz ihrer mütterlichen Leibeswölbungen streng wirkende, rot-bezopfte kleine Frau unbestimmten Alters schließlich gesagt, »ich könnte sehr wohl jemanden gebrauchen, der mir zur Hand geht. Aber Faulenzer und Herumtreiber sind mir zuwider, verstehst du, Junge? Ich brauche dich sicherlich nur einige Stunden am Tag hier in der Schreibstube und dann auch für ein paar Botengänge in die Stadt, aber in dieser Zeit will ich dich wie einen Ingerimmsjünger arbeiten und nicht rahjagefälligen Müßiggang treiben sehen! Habe ich mich klar ausgedrückt?«

Brin hatte genickt und geantwortet: »Jawohl, Meisterin Rubintreu.«

»Gut. Dann schab hier die Pergamente weiter, während ich dir das Schreibpult frei räume. Und mach mir keine Löcher in die Bogen!«

Und das tat er nun. Mit einem Schabstein entfernte er sorgfältig die Notizen und alten Listen von den Blättern, die somit noch einmal genutzt werden konnten, und beobachtete aus den Augenwinkeln die Zwergin, die unter vielem Prusten und Niesen erst ein Schreibpult von Papieren, Büchern und einer Unmenge Staub befreite, die Skripten nebenbei sor-

tierte und dabei ständig ihre Zeitnot und das Chaos eines gewissen Alriks verwünschte, mehrfach Hesinde, Phex und Ingerimm – nach einem sehr heftigen Niesen auch Peraine – anrief, danach dem Schmutz auf dem Möbelstück mit heißem Wasser, grobem Tuch und Seife zu Leibe rückte und schließlich Schreibzeug und Bogen zusammensuchte. Da sie dazu länger brauchte als er für die Pergamente, ließ sie ihn noch ein gutes Dutzend Gänsekiele zuschneiden. Als sie mit ihrem Werk zufrieden war, kam sie zu Brin und besah sich das Ergebnis seiner Bemühungen.

»Ganz ordentlich, Kleiner«, stellte sie fest. »Dann habe ich noch zwei Listen mit Bestellungen, von denen ich Kopien brauche, bevor du sie mir zu Klände und Storrebrandt hinüberbringen kannst. Schreib leserlich! Und keine Kleckse, das verbraucht zu viel Tinte.«

Als Brin ihr dann die zu Beginn noch ein wenig ungelungenen, aber am Ende bereits deutlich flüssigeren und nahezu fehlerfreien Abschriften vorzeigte, nickte sie. »Bei Hesinde, vielleicht hat Velun einmal in seinem Leben mit dir einen glücklichen Griff getan! Ich siegle die Listen, und dann erkläre ich dir, wohin du sie bringen musst.«

So etwas war Brin lange nicht mehr zuteil geworden: Anerkennung für etwas, das er getan hatte. Und

es hinterließ ein gutes Gefühl, wie er widerwillig feststellte.

Die nachmittägliche Praiosscheibe verschwand immer öfter hinter den über das Meer heranziehenden Wolken. Derya musterte sie nachdenklich. Über dem Perlenmeer musste schweres Wetter niedergehen, dessen Ausläufer sicher auch Perricum erreichen würden. Allerdings hatten sich die meisten Stürme dann bereits so verausgabt, dass Rondras Wut und Efferds Launen, die weit draußen einen Viermaster samt Mensch und Tier unbarmherzig zerbrechen und in die Tiefen hinabziehen konnten, der Küste nur noch Regen wie aus Waschubern bescherten. Derya wäre gern vor dem Regen wieder auf die *Ehre von Perricum* zurückgekehrt. Aber die Efferdsgeweihtenschaft ließ mit der Antwort auf sich warten.

Es mussten bereits zwei Stunden vergangen sein, seit Derya die gesiegelte Depesche einem der blauschuppig gewandeten Efferdsgeweihten übergeben hatte. Der Jüngling war mit der Botschaft sofort aus dem Delphin-saal geeilt, ohne weiter auf die Seejunkerin zu achten. Inzwischen hatte Derya vor dem Brunnen mit dem umlaufenden Relief des Meeresherrn und einer Schule spielender Delphine gebetet und mit einer der bereitliegenden Schöpfkellen aus Meerschaum andächtig von dem heiligen Wasser getrunken. Sie hatte sich die Standbilder der Alveraniare Efferds betrachtet und an

jeden ein kleines Gebet gerichtet, hatte die Wandbilder aus buntem Muschelkalk, Kieseln und Perlen im blauen Licht der Kuppelfenster und der in die Wände eingelassenen Gwen-Petryl-Steine bestaunt, die Fischer und Seefahrer in der Begegnung mit den Zwölf Winden zeigten. Ab und zu erreichte ein unverständliches Wort aus jener Richtung ihr Ohr, wohin der Geweihte mit dem Brief durch einen der perlenverhängten Durchgänge verschwunden war. Offensichtlich disputierte man sehr hitzig über den Inhalt des Schreibens. Das hatte Derya nicht anders erwartet. In Havena war man es gewohnt, dass die wortgewaltigen Auseinandersetzungen der höchsten Geweihten des Efferdtempels bis auf die Straße hinaus zu hören waren. So und nicht anders wollte der Launenhafte Seine Gefolgschaft: frei heraus und launisch, widersprüchlich und überschäumend vor ungebändigtem Gefühl, gerade so, wie Er selbst war. Schade nur, dass sie kein einziges Wort verstand, geschweige denn den Sinn der Reden und Gegenreden. Irgendwann hatte Derya einem noch anwesenden und sichtlich ebenso neugierigen Novizen leise erklärt, dass sie auf den Stufen warten werde, und war hinausgegangen.

Und hier beobachtete sie nun, auf einer der unteren Stufen sitzend, die Wolken und den zunehmenden Wellengang, der inzwischen auch das Wasser des Darpat erreichte.

Die Seejunkerin sah Perricumer Frauen und Männer, die bis zum Ufer hinunterstiegen und dem Fluss Blumen, Holzfische oder Schiffchen mit der Bitte um die sichere Rückkehr ihrer fischenden oder reisenden Angehörigen übergaben. Immer brachten sie zuvor oder danach eine kleine Gabe auch zu der Opferschale in der Delphinhalle. Der Wind frischte auf und wehte die Wärme des Tages fort, ersetzte sie durch eine Kühle, die nach Regen schmeckte. Die Menschen auf der Treppe beeilten sich, die Hallen des Tempels zu erreichen, als die ersten dicken Tropfen fielen. Nass mochte keiner werden, selbst angesichts des Glaubens an Efferd, der auch der Gott des Regens war.

Derya blickte sehnsüchtig über die grauen Wasser des Darpat. Dort unten musste irgendwo die Wasserfrau zu Hause sein, die den undankbaren Streuner vor dem Ertrinken gerettet hatte. Ob es da auch stürmischer wurde, wenn hier oben Efferd zornig mit seinem dreizackigen Efferdbart das Meer und die Flüsse aufwühlte?

Dann wurde ihre Aufmerksamkeit durch einen Anblick gefesselt, den sie kaum noch erwartet hatte. Die albernische Seeoffizierin stand auf, schüttelte sich die Nässe aus dem kurzen Haar und kümmerte sich kaum mehr darum, dass es innerhalb weniger Augenblicke nass wie zuvor wurde. Der Regen hatte

nach einem kurzen Vorgeplänkel nun mit Macht und ganz plötzlich eingesetzt, wusch den Staub von den Treppenstufen und prasselte in den Fluss, durchnässete die reglos verharrende junge Frau bis auf die Haut. Die Seejunkerin starrte dorthin, wo ein schlanker Arm aus den Fluten winkte und ein kleines Gesicht mit strahlenden grünen Augen, eingerahmt von fließendem silbernen Haar, zu ihr herüberschaute. Die Wasserfee winkte *ihr*, und als sich Derya dessen sicher war – niemand außer ihr war noch auf den Treppen zu sehen –, beeilte sie sich, hinunterzusteigen auf die unterste, beinahe kniehoch überflutete Stufe hinunterzusteigen. Der Sog der Flusswellen zerrte an ihren Stiefeln, und das Wasser sickerte langsam durch die Nähte des Leders und durchweichte die wollenen Strümpfe. Das Wesen schwamm auf Derya zu, verharrte kaum eine Armeslänge vor ihr im unruhigen Wasser und begann sein zwitscherndes Lied, in dem es ganz offensichtlich um ernsthafte Dinge ging. Das war aber auch schon alles, was Derya begriff.

»Ich verstehe dich nicht!«, unterbrach sie bedauernd. »Ich spreche deine Sprache nicht.«

Das Efferdkind verstummte, sah sie aus großen Augen nachdenklich an. Dann schwamm es noch näher an die Stufe heran und winkte der Menschenfrau mit beiden Händen, sie möge sich zu ihm hinunter-

beugen. Derya folgte der Aufforderung, hockte sich in das kalte Wasser und neigte sich dem Wesen zu. Dieses hob sich ein wenig weiter aus den Fluten, gerade so weit, dass die in den feinen blauen Stoff gehüllten zierlichen Brüste sichtbar wurden. Es streckte die Hände mit gespreizten Fingern empor, wobei das Licht durch die Schwimmhäute schimmerte und die verzweigten, feinen Linien blauer Blutäderchen sichtbar wurden, und presste die Fingerspitzen an die Schläfen der Menschenfrau.

Die plötzliche Lichtflut vor ihren Augen schmerzte derart, dass Derya gepeinigt aufstöhnte und die Hände um die schlanken Handgelenke der Fee klammerte, um sie fortzuziehen. Der Griff der Wasserfrau jedoch war von unglaublicher Stärke und ließ sich nicht um die Breite eines Haares lösen. Das singende Wispern bekam einen bittenden, beruhigenden Klang, und dann erkannte Derya die Bilder, die durch ihren Geist flossen: Sie sah den Streuner ertrinken. Mit ihm in den Fluten trieb noch ein Mensch, ein Mädchen mit langem Haar in einem Lumpenkleid. Und sie erblickte eine verschleierte Frau, die an der grob gezimmerten Reling eines Flusskahns stand und dem Geschehen reglos zusah. Das Rad der Mada beleuchtete ihre hohe, schlanke Gestalt und einen finsternen Schattenmann im Hintergrund. Das Bild verschwamm hinter einem Vorhang aus Wasser und sil-

bernen Lichtfunken. Dann zeigte die Wasserfrau Derya etwas viel weniger Klares: verschwommene Umrisse von klobigen, oft wie mahnende Finger aufragenden Felsen, dazwischen langsam vorübertanzende Schemen, über dem welligen Boden fliegende, flirrende Punkte und etwas Ungeheuerliches, Ängstigendes, Widerderisches, dessen Gestalt sich dem Verstand entzog. Und hoch oben flog langsam ein Schatten vorbei, auf den das Ungeheuer zustieß. Das Bild glitt fort, verblasste, und der Druck der kühlen Finger an Deryas Schläfen war verschwunden, die schmalen Hände entglitten ihrem Griff.

Die Efferdfrau trieb im Wasser, entfernte sich rückwärts langsam vom Ufer, blickte die Menschenfrau bittend an und sang ihre unverständlichen Worte. Dann tauchte sie plötzlich unter und war verschwunden.

Derya richtete sich auf, nass, frierend und verwirrt. Was wollte dieses Wesen von ihr? Was hatte es ihr gezeigt und warum? Was erwartete es von ihr? Sollte sie den Streuner suchen? Oder diese Frau, die so herzlos den Ertrinkenden zugesehen hatte? Wer war das Mädchen? War es tot oder ebenso irgendwo an Land getragen worden wie der Streuner?

Beim Ruf ihres Namens wandte sie sich langsam um. Ein Geweihter der Bruderschaft von Wind und Wogen stand mit seinem Efferdbart einige Stufen hö-

her und bedeutete ihr zu kommen. Seufzend folgte die Seejunkerin. Ein schönes Bild musste sie abgeben haben: eine Jungoffizierin der kaiserlichen Flotte, bis auf den letzten Faden durchnässt und mit großen Augen auf den regengepeitschten Fluss hinausstarrend. Sie tröstete sich damit, dass man angeblich viele Efferdsgeweihte schon bei ähnlichen und noch viel unvorstellbareren Verrücktheiten beobachtet hatte.

Der Mann in dem geschuppten blauen Efferdsgewand reichte ihr die Hand, um ihr über die nassen Stufen hinaufzuhelfen, und begleitete sie bis unter den Säulengang des Tempels.

»Hier ist unsere Antwort für Kapitänin Galahan«, sagte er dort und zog eine in Wachstuch gebundene Schriftrolle aus dem Gewand. Derya nahm die Rolle entgegen und barg sie unter ihrer Bluse und der nassen Uniformjacke. »Ich werde mich sofort auf den Rückweg machen«, erklärte sie eilig. Der Geweihte lächelte. »Es hat ein wenig mehr Zeit, als Ihr zu haben glaubt«, entgegnete er. »Efferd sei mit Euch, Seejunkerin.« Und er malte ihr mit regenfeuchter Fingerspitze das Zeichen des göttlichen Dreizacks auf die Stirn. Derya hielt dankbar still und lächelte dann zaghaft. »Habt Dank! Ich kann Efferds Beistand wahrhaftig gut gebrauchen«, sagte sie mit albernischer Offenheit. Sie grüßte noch einmal militärisch exakt und machte sich sofort durch den strömenden,

windgepeitschten Regen auf den Rückweg zurück zum Hafen.

Brin spürte Veluns Hand auf der Schulter und sah sich zu dem Phexgeweihten um, der seinen Blick ermutigend erwiderte.

»Er hat dich gerufen, Füchlein. Du brauchst ihn nicht zu fürchten. Ich lasse dich jetzt allein, aber ich bin da, wenn du deine Zwiesprache beendet hast«, erklärte der dunkelgrau Gewandete ruhig. Brin nickte nur. Dann wandte er sich wieder der Fuchsstatue zu, die in der Mitte des grau verhangenen, undeutbar großen und von wenigen Kerzen erhellten Raumes auf einem Bett aus funkelndem Geschmeide lag und den Jüngling aus türkisfarbenen Augen zu mustern schien.

Brin trat zu dem Fuchs, in der Hand den einen Silber, den er für den halben Tag Arbeit von Ungolfa erhalten hatte. »Danke, Phex«, sagte er stockend. »Es ist nicht viel, ich weiß, aber mehr besitze ich nicht. Und der gesamte Gewinn ist eigentlich mehr als Du verlangen kannst.« Er legte die sorgsam polierte Münze zwischen die Vorderpfoten des rotgoldenen schimmernden Tiers. Es gab einen leisen, hellen Klang, als die Münze an ihren Platz zwischen Juwelen und edelmetallinen Kleinodien rutschte. Brin nickte und trat ein Stück zurück. »Ich bin Dir viel mehr schuldig als dies, ich weiß. Aber ich werde meine Schuld begleichen.«

Brin, Füchslin, es gibt nun keine Schuld mehr zwischen dir und mir, jetzt und hier in diesem Augenblick, raunte da eine Stimme.

Eine Stimme, deren Klang Geborgenheit schenkte und Allwissenheit verriet. Dennoch erbebte Brin dennoch von den Haarspitzen bis in die kleinen Zehen vor Ehrfurcht, und ein kühler Schauer rann ihm über den Rücken. Der Streuner zweifelte nicht einen Herzschlag lang daran, den Gott der Diebe, den Dieb der Götter, den Grauen selbst zu hören. Sein Herz schlug ihm hart gegen die Brust und drohte die leise Stimme zu übertönen.

Dein Vater hat längst dafür entrichtet, was er mir für deine Sicherheit bot. Es war ein hoher Preis, eines Mondschatten würdig. Gräme dich nicht um ihn, er hat seinen Weg gefunden! Wir beide aber stehen jetzt und hier in diesem zweiten Augenblick am Anfang unseres gemeinsamen Weges. Wenn du dich würdig zeigst, wirst du einer meiner Schatten sein. Du solltest mich nicht fürchten, aber fürchte das, was ich von dir fordern werde gegen das, was dir zu geben ich mit dir aushandeln werde. Die Welt, in der du mein Handwerk ausüben wirst, kennt nun Gegner, gegen die viele, die vor dir waren, nicht listig und gewandt genug waren. Und jede Seele, die wir an den Feind verlieren, nimmt der Welt einen Hauch göttlichen Lichts. Sind dein Herz und deine Seele dennoch bereit, mir, dem Dieb der Götter, Gefolgschaft zu leisten, und willst du dich mit all

deiner Kraft und deinem Verstand diesem Kampf stellen, um die Schätze des Himmels zu mehren?

Brin atmete tief ein. Er wusste, wovon die göttliche Stimme sprach. Er hatte die Gegner gesehen, ihre zwölgötterlästerlichen Taten erlebt und sie am eigenen Leib erfahren müssen. Er hatte selbst Geweihte der Zwölgötter auf grausamste Weise sterben sehen, ohne dass sie auch nur einen Augenblick lang auf Rettung hätten hoffen können. Der Feind kannte kein Erbarmen. Aber Brin wusste ebenso gut, dass eine Stadt wie Perricum ohne den Widerstand gegen die Schwarzen Mächte längst verloren gegangen wäre. Es musste Menschen geben, die ihnen die Stirn boten. Und was er noch nicht konnte, das würde er lernen! Er hatte mit Hilfe des Fuchses fliehen können. *Hilf dir selbst, dann hilft dir Phex!*, war ein Sprichwort, das seinem Vater sicher einmal an jedem Tag seines Lebens von den Lippen gekommen war. Er musste den ersten Schritt tun, dann würde der Gott ihm bei seinem nächsten beistehen, dessen war er sich gewiss.

Brin atmete langsam aus und nickte. »Ja«, sagte er. »Es ist mein Wunsch, Dir zu dienen und zur Gemeinschaft der Sterne zu gehören. Ich will!«

Dann sei es hiermit beschlossen. So sei mein Novize, Kind der Schatten, und die Schatten des Mondes seien deine Lehrmeister!

Der junge Novize spürte die Welt wanken und

taumeln und die Schatten dichter und dunkler werden, bis er nur noch die in überderischem Licht erstrahlende Fuchsstatue wahrnahm, die ihn aus lebendigen Augen anblickte.

Eine, die stehlen will, was uns gehört, hat deinen Weg gekreuzt. Zerreiß ihren Trug, und du wirst in Händen halten, was Göttern gebührt!

Später wusste Brin nicht mehr zu sagen, wie lange er auf dem kalten Boden gekniet hatte. Velun weckte ihn aus der Erstarrung, indem er sanft seine Schulter berührte. Brin blickte zu dem Geweihten auf und erhob sich mit steifen, schmerzenden Gelenken. Er sah zu der Statue hinüber. Unzweifelhaft bestand sie aus getriebenem Gold, und in die Augenhöhlen waren in vollendeter Handwerkskunst wunderbare Türkise gefügt. Es war kein bisschen Leben in ihr und doch ... Der Fuchs blickte ihn in dem flackernden Licht der Kerzen an. Er sah ihn, dessen war sich Brin sicher.

Und Er lächelte.

Das Kaminfeuer brannte mit leisem Knistern und verbreitete eine angenehme Wärme, die die feuchte Kühle des ersten Herbstregens aus der Wohnstube vertrieb und die Menschen in Geborgenheit hüllte. Lara hatte sich das schwarzen Schaffell neben den gepolsterten alten Sessel gezogen, in dem Falk saß. Sie hatte sich in die Mulde zwischen Armlehne und

seinen Beinen geschmiegt, den Kopf auf ein Kissen auf seinem Knie gebettet, eine Hand in einer Falte seines Gewands vergraben und den Blick auf das Feuer gerichtet – eine Schelmin mit feurig roten Locken in einem Leinenkleid aus grünem und blauem Stoff, roten Strümpfen und violetten, weichen Lederschuhen mit blauen Bändern, die sich bis zum Knie hinaufwanden. Um ihren Hals lag eine Kette aus funkelnden bunten Glasperlen, und an ihrem Ledergürtel baumelten die Bänder mit den verbeulten kleinen Schellen. Alle diese Dinge waren weder kostbar noch neu, aber immer noch hallten das Lachen, die Jauchzer und vergnügten Rufe nach, mit denen die junge Frau in kindlicher Begeisterung ihre gauklerische Garderobe zusammengesucht, mit der sie in Truhen und Schränken gewühlt und sich vor Spiegeln gebogen und gedreht hatte. Danach hatte sie darauf bestanden, an einem Fischstand am Hafen gesottenen Fisch und gebackene Kartoffelstücke mit Essig zu essen. Sie konnte zierlich wie eine Prinzessin speisen und schlingen wie die schlimmste Gassengöre. Ihr Blick war flink und ihr Verstand wach, ihr Gedächtnis für Mimik und Bewegung, für Sprache und das Tun anderer Menschen höchst erstaunlich. Sie sog wahllos alles in sich auf. Was sie davon als gut und richtig und was als Unfug erachtete, folgte eigensinnigen und selten nachvollziehbaren Grundsätzen, die

zudem sprunghaft wie die eines Kobolds schienen. Und ihre Magie wirkte sie mit einem Blick, einer Geste, einem Lachen, mit schelmischer Leichtigkeit und unwiderstehlichem Charme, angesichts dessen jeder Magier vor Neid erblasst wäre. Ob ihr magisches Wirken zu mehr als zur Erheiterung ihrer selbst und schadenfroher Zeitgenossen und zum Ärger der Betroffenen diene, wollte Falk nicht entscheiden. Die aufgeblasene Schuhhändlerin hatte es sicher verdient, einige grauenhafte Minuten lang wie ein Ballon unter der Zimmerdecke ihres Ladens zu schweben. Ob es hingegen nötig gewesen war, den hochnäsigen Eleven der Flottenakademie mit einem *Schabernack* dazu zu bringen, am Arm seines angebeteten Fräuleins zu stolpern und sich auf den Hosenboden zu setzen, das bezweifelte Falk. Mit all dem Unfug war schließlich ein Ende gewesen, als Lara über Kopfweg und ›Leere im Bauch‹ geklagt hatte. Falk hatte sich jedes Wort über sinnlose Kraftverschwendung gespart. Wenn Lara jemals lernen sollte, dass auch ihre Kraft nicht unerschöpflich war, dann musste sie am eigenen Leib erfahren, dass es Ärger und Schmerzen bedeutete, wenn sie sich an einem einzigen Nachmittag übermütig verausgabte. Er selbst hatte seine magische Kunst an einer Akademie erlernt, konnte das Wirken seiner Magie in Formeln darstellen und begriff sie zuerst als magietheoretische Konstrukte, die er im Gefüge der

Welt durch gebändigte astrale Kraft und mit Hilfe seines Willens mit allen ihren Folgen entstehen ließ. Sie hingegen spielte mit ihrer magischen Begabung, die zu ihr zu gehören schien wie ihr Lachen und ihre strahlenden Augen und die sie ebenso freimütig und ungezwungen einsetzte wie ihren Charme. Und ebenso wenig wie er verstand, wie sie den Widerstand gegen das Verzaubern selbst gefestigter Personen mit solch spielerischer Leichtigkeit überwinden konnte, so wenig konnte sie verstehen, warum er vor seiner bestandenen Prüfung keine Magie außerhalb von Akademie und Kloster wirken durfte – und es daher niemals täte – oder warum manche Magieanwendungen durch kaiserlichen Erlass oder Kirchenedikt ganz und gar untersagt waren. Er hoffte nur, dass sie es schnell genug begriff, bevor sie den Unfug anstellen konnte, der sie an den Pranger brächte. Lara hatte zwar trotz all ihres Übermutes niemandem ernsthaft wehgetan – sah man einmal von verletztem Stolz ab –, aber kein grimmiger Kriegermann und kaum eine Adelsfrau verstanden solchen Spaß, wenn sie darin die Hauptperson spielten.

Meister Turmen kam aus der Küche zurück und brachte eine weitere Kanne seines heißen Abendtees. »Mutter hat sich schlafen gelegt«, sagte er, während er seinem Sohn einen irdenen Becher mit dem heiß dampfenden, nach Kräutern und Rum duftenden Ge-

bräu reichte. Falk nickte, sah seinem Vater zu, wie dieser die alte, angeschlagene blaue Kanne nahe beim Feuer zum Warmhalten auf ein schmiedeeisernes kleines Dreibein stellte. Schwer ließ sich Meister Turmen in den zweiten Sessel vor dem Kamin sinken, grauhaarig, gebeugt vom Alter und den langen Jahren des peinlich genauen Kartenzeichnens; dann goss er sich selbst einen Becher Tee ein. Falk bemerkte nicht zum ersten Mal, wie alt sein Vater geworden war. Manchmal erschreckte es ihn, die Zeit derart vorbeifliegen zu sehen.

»Sie hat sich immer Alena als Schwiegertochter vorgestellt«, sagte der alte Mann irgendwann ruhig in die Stille, mit einem bedeutsamen, nicht unfreundlichen Blick auf die inzwischen schlafende Lara.

»Alena geht als Magieberaterin des kaiserlichen Heeres nach Wehrheim«, entgegnete Falk. »Damit wäre Mutter ebenso wenig einverstanden gewesen. Und Alena denkt nicht im Traum daran, in den nächsten Jahren einen Bund einzugehen, Kinder zu bekommen und auf ihre ›Feldstudien‹ zu verzichten. Außerdem, wer denkt an einen Travia-Bund außer Mutter?«

»Sei ihr nicht böse«, brummte Meister Turmen. »Sie will nur dein Bestes.«

»Ja, ich weiß. Aber es tut weh, sie ständig zu enttäuschen, weil man anders ist und anderes tut, als sie möchte«, murmelte Falk.

»Lass ihr Zeit! Sie hat bei so vielen Dingen erst einmal tausend Wenn und Aber gefunden, um nachher umso stolzer auf dich zu sein. Sie kann es nur nicht zeigen. Das weißt du.«

Falk seufzte. »Wenn es um mich geht, weiß ich das und kann es hinnehmen. Allmählich und meistens zumindest. Aber ich möchte nicht, dass sie Lara verletzt. Ich hätte sie vielleicht nicht mitbringen sollen.«

»Dummes Zeug, Junge, dummes Zeug. Khorena mag Lara, das ist sicher. Aber für sie wäre es einfacher, wenn du ihr deinen Findling als Nasses-Bündel-verlassen-von-der-Welt mitgebracht hättest und nicht als Schelmin-stiehlt-Sohnemanns-Magierherz.«

Falk musste leise lachen. »Sie scheint ein wenig abzufärben«, stellte er fest und streichelte sanft über Laras wilde Locken in seinem Schoß.

»Das tut sie«, versicherte der alte Turmen schmunzelnd. Er trank seinen Becher leer und stand auf. »Ich werde mich zu deiner Mutter gesellen. Wenn du meinen Rat hören möchtest, mein Sohn, dann lautet er: Vertrau deinem Herzen! Es hat sich selten geirrt.«

»Danke, Vater.«

»Das ist nicht nötig. Eine andere Aufgabe, als weise Ratgeber zu sein, haben Väter ab einem bestimmten Alter nicht mehr. Schlaf gut! Boron möge deinen Schlaf behüten und den deines Mädchens. Wir sehen uns morgen beim Frühstück, so Tsa will.«

»Boron schenke euch einen erholsamen Schlaf.«

Meister Turmen nickte noch einmal und verließ die Wohnstube. Sorgsam schloss er die Tür hinter sich, um die Wärme nicht in die kühle Diele entweichen zu lassen.

Falk beugte sich vor, um Lara einen Kuss auf die Schläfe zu hauchen. »Du kannst die Augen öffnen«, murmelte er leise. »Da du ohnehin wach bist.«

»Bin ich nicht«, murmelte Lara protestierend.

»Bist du wohl. Und du hast jedes Wort gehört.« Falk zauste ihr liebevoll das Haar. »Kennst du das Sprichwort: Der Lauscher an der Wand hört seine eigene Schand?«

»Und du den Spruch: Wer nicht Ohren hat zu lauschen, weiß nicht zur rechten Zeit den Ort zu tauschen?«

»Uraltes Koboldwissen«, vermutete Falk.

»Ururaltetes«, bestätigte Lara und richtete sich auf. Sie blickte zu ihm hinauf. »Mag sie mich wirklich?«

Falk seufzte und streichelte ihre Locken. »Ich weiß es nicht«, gab er schließlich zu. »Vater irrt sich selten, was Mutter angeht. Ich bin mir da nie so sicher gewesen. Wenn sie dich gar nicht mögen würde, hätte sie mir eindeutig gesagt, dass du nicht hierbleiben kannst.«

»Ich mag dieses Haus«, sagte Lara leise. »Und deinen Vater. Wie ist es, Eltern zu haben?«

»Bei Travia, Welch eine Frage! Meine Eltern, so schwierig ich sie manchmal finde, möchte ich nicht missen, weder damals noch heute, noch morgen. Ich weiß nicht warum.«

»Sie lieben dich«, sagte Lara schlicht.

Falk nickte. »Hast du Eltern, die dich lieben?«

»Kobolde sind ... anders«, sagte die Schelmin nachdenklich. »Ich kann es nicht erklären. Sie sind anders als deine Eltern. Aber sie hätten auch nicht gewollt, dass mir etwas Böses zustößt.« Sie gähnte herzhaft und kuschelte sich in seinen Schoß. »Aber ich bin viel zu müde für so viel Ernst«, murmelte sie. »Bleibst du heute Nacht bei mir?« Ihr Blick war eine einzige herzerweichende Bitte.

Der Studiosus lächelte. »Ja. Mein Ruf ist sowieso schon ruiniert nach diesem Tag mit dir. Außerdem muss ich morgen erst zum Vorlesungsbeginn in der Akademie sein.«

Die Schelmin blickte ihn forschend an, streckte die Hände zu ihm auf und schlang schnell einige seiner schwarzen Locken um ihre Finger, um ihn daran festzuhalten. Sie streckte sich ein wenig und stahl sich einen Kuss von seinen Lippen. Falk zog ihren schlanken, leichten Körper zu sich herauf, bis sie lachend und sich windend endlich auf seinen Knien hockte. Dann lächelte sie nur noch still unter seinem Blick. Behutsam strich Falk durch Laras Haar, liebte ihre

Schläfe, die Wange und den Hals. Dann küsste er sie zärtlich und liebevoll. Als sie ihm sanft und verlangend antwortete, sich an ihn schmiegte, genossen sie beide für einige lange, innige Minuten ihre gegenseitige Nähe, bis Falk sich sanft von ihr löste. Er betrachtete sie lange, dann nahm er ihre Hände und küsste sie.

»Was denkst du?«, wollte Lara wissen. »Es ist wieder etwas Ernsthaftes, nicht wahr?«

Der Studiosus nickte. »Durchaus. Manchmal bist du wie ein Kind, das noch mit seiner Puppe spielt, und manchmal erscheinst du mir wie eine Frau, die bereits alt genug ist, um ein eigenes Kind zu haben.«

»Mag das daran liegen, dass ich nicht nur so alt scheine, sondern so alt bin?«, fragte Lara lächelnd. »Der Genuss der Freuden Rahjas wird, soweit ich es beobachtet habe, durchaus ab und zu von Tsa gesegnet, und dann ist man, kaum versieht man sich, bald zu dritt ... oder zu viert.«

»Wie alt bist du?«

»Ich weiß es nicht genau«, gab Lara zu. »Ich habe auch nie dauernd gefragt, und in der Welt der Kobolde und Feen vergeht die Zeit sowieso anders als in der Menschenwelt. Aber ist das wichtig? Ist es wichtig, wie viele Sommer über diese Welt gezogen sind, seitdem man lebt, um dieses oder jenes zu tun? Oder ist es wichtig, das augenblickliche Geschehen, mit

beiden Händen zu greifen, es zu betrachten, hin und her zu wenden und sich daran zu erfreuen? Es gibt in eurer Welt so viele Dinge, die unschön sind und ernst und hart. Deine Nähe ist etwas Schönes für mich. Meine Nähe für dich doch auch, nicht wahr? Kann aus solch Schöнем etwas Hässliches entstehen? Warum lässt du Gedanken zu, die dir die Freude vergällen?«

Der angehende Magier seufzte. »Oh, Lara, weil ich gelernt habe, Dinge auf diese Art zu hinterfragen. Vielleicht hast du Recht, und es gibt Dinge, die man hinnehmen und an denen man sich einfach erfreuen sollte. Aber ich fürchte die Täuschung und den Leichtsinn, die manchmal fürchterliche Folgen haben. Ich bin mir einfach nicht sicher, ob ich tatsächlich immer das Richtige tue, wenn ich nicht darüber nachdenke. Vielleicht ist dein Gespür für das Richtige und Schöne wacher als meines. Deine Art, die Dinge zu betrachten, ist eine andere. Aber ich möchte dir nicht wehtun.«

»Du wirst mir nicht wehtun, bestimmt nicht.« Lara lächelte liebevoll. »Ich werde vielleicht immer wie ein Kind und auch wie eine Frau sein. Nur eure Kinder können so herrlich frei und von Herzen lachen, wie es Kobolde tun. Aber Rahjas Freude will ich ebenso wenig zurückweisen.« Sie zupfte Falk zärtlich eine Locke aus der Stirn. »Lieber Magier, selbst wenn dies nur

ein Schelmenrausch sein sollte, dann ist es ein wunderbarer Rausch. Du bist das Liebste, was mir seit langem geschehen ist. Bitte, nimm mich so, wie ich bin, sei zu mir so wie gestern und heute! Ich kann niemand anderer sein als Lahra'terianmella. So wie du du bist, bin ich ich.«

Falk nickte. »Ich denke, damit muss ich umgehen lernen«, sagte er sanft. »Rahja hat mein Herz in jenem Augenblick berührt, als du vor mir standest. Ich weiß nicht, wie lange solch eine von Rahja gesandte Liebe dauern kann, ob es überhaupt Liebe ist, aber hier und jetzt liebe ich dich. Und ich sehne mich nach der Frau, die ich liebe.«

Lara seufzte erleichtert. Sie nickte. »Menschen können doch rechte Dummköpfe sein«, sagte sie leise. »Kein Wort mehr, großer Magier! Bitte, nimm mich einfach in die Arme, bring mich irgendwo hin, wo ich dich lieben und danach an deiner Seite einschlafen kann! Bitte, tu es einfach!«

Und der Studiosus der *Kaiserlich Garethischen Lehranstalt der Magie wider Geister und transsphärische Wesenheiten zu Perricum* nahm die Schelmin vom Darpat wortlos in die Arme.





Zwischenspiel

*Es gibt Wesen, die verstehen keinen Spaß.
Es gibt vielerlei Möglichkeiten, ihnen zu begegnen.
Die meisten davon verstehen sie ebenso wenig.*

– Koboldischer Lehrsatz

»Azzzariiiiiiel, du, Unwissende des Wissens, Wissende des Unwissens, Klügste und Suchendste seiner Kinder bist du und fragst nach meiner Weisheit?« Ein leises Lachen, bar jeder menschlichen Regung, Freude oder Wärme, sondern eisig, berechnend und irrwitzig, klang durch die kalten, weiten Gewölbe. »Du hast eine Frage, die ich dir beantworten soll?« Das Lachen wurde zu einem Kichern, das sich irrwitzig überschlug und in ein abscheuliches, glucksendes Grunzen überging.

»Schweig!« Die scharfe Stimme der Beschwörerin verfehlte ihre Wirkung nicht: Schlagartig verstummte jeder Laut. »Und höre: Wo ist, was ich begehre? Wo ist das Juwel, die Perle, die Zierde aus Chalwens Geschmeide in diesem Augenblick? Sprich, wenn du

dies Wissen besitzt, oder schweig und geh, damit ich nicht länger meine Zeit mir dir unwissender Kreatur vergeude!«

»Die Frage steht dir zu, Klügste, aber die Antwort wird dir nicht gefallen«, höhnte die zischende, raue Stimme. »Auf See, auf schwankenden Planken und von Kobolds Augen neidvoll bewacht. Nah, bald ist sie da, die Truhe mit dem Schatz, um dessentwillen du mich fragtest.«

»Wann?«

»Nur eine Frage steht dir für diesmal zu, und ich bin nicht gewillt, mich dem Willen der Schülerin derart zu beugen, dass ich sie ohne Not mit all meiner Weisheit erfülle«, war die höhnische Entgegnung. »Und ich bin frei, zu gehen und zu sprechen, nachdem das gesagt, was der Kontrakt erzwingt. Aber eines mag ich dir schenken, Gelehrteste: Das Kind erfüllt durch die verfluchte Lebensspenderin mit der Macht der Verhassten, das du zu ersäufen trachtetest in nachtblauen Tiefen, erzürnt den Herrn des Wahren Wissens ob ihrer noch immer währenden Existenz. Du wirst wissen, was zu tun ist, um dem wahrhaft Allwissendem zu gefallen und dir selbst einen Dienst zu erweisen. Nicht wahr, Unwissende des Wissens, Wissende des Unwissens, Klügste und Suchendste seiner Kinder, Azzariiiiiiel ...«

Es folgte Schweigen.

»Ein gebildeterer Umgangston würde auch nicht schaden«, sprach die – selbst beim Spotten melodisch klingende – Stimme der Beschwörerin. »Korian, beseitige den Unrat hier und komm dann zu mir! Ich fürchte, wir haben ein Versäumnis zu richten. Die Schelmin lebt.«





7. Kapitel

*Nichts, was füreinander bestimmt ist,
bleibt auf ewig getrennt!*

– ein Schelm aus Garetien
bei Betrachtung eines kandierten Apfels

Falk beugte sich über die unter der Decke so verletzlich wirkende nackte Schelmin und küsste ihr Haar. Diesmal schief sie wirklich tief und fest, statt seiner sein Kopfkissen mit beiden Armen und Händen umfasst, zusammengerollt gegen die wache Welt und noch in Borons Armen träumend. Ein Lächeln glitt über die Züge der Schlafenden, ein Name lag auf ihren Lippen, als nähme sie die Gegenwart des geliebten Mannes selbst im Traum noch wahr. Dann flüsterte sie angstvoll suchend den Namen des verlorenen Freundes. Falk beobachtete das wechselnde Mienspiel, ihren schneller werdenden Atem, sah unter der zarten Haut ihres Halses ihren Herzschlag eiliger pochen und streckte bereits die Hand aus, um den Albtraum zu unterbrechen; da glitt sie wieder in ei-

nen tiefen, sanften Schlaf hinüber, da entspannten sich ihre Züge und ihr Körper.

»Marbo behüte deine Träume!«, wünschte er leise.
»Bis auf bald, Liebes.«

Sehr behutsam und die Dielen meidend, deren Knarren ihm seit Kindertagen vertraut war, verließ er die dämmrige Kammer. Er musste sich beeilen, wenn er noch rechtzeitig das Seminar erreichen wollte.

»Falk, du bist spät!« Alena ließ ihn an sich vorbei zu seinem angestammten Platz im Kleinen Saal eilen, setzte sich dann ebenfalls und warf dem Freund einen verwunderten Blick zu. Sein Atem ging nach dem Lauf durch die Stadt und die steilen Treppen herauf schneller, und seine Locken glänzten regenass in dunkelstem Schwarz. »Man sollte vermuten, es sei etwas Bemerkenswertes geschehen«, stellte sie fest.

»So ist es«, gab Falk unumwunden zu und lächelte.
»Ich erzähle *es* dir später.«

»Oje! Falk Turmen, Rahjas Geschenke kurz vor ernsthaften Prüfungen sind Hesindes Tugenden wenig zuträglich!« Alena sah an seinem Lächeln und dem Blick, den er ihr schenkte, dass sie recht geraten hatte. »Falk, du Narr!«, seufzte sie.

Da allerdings in diesem Augenblick Ihre Spektakularität höchstselbst den Kleinen Saal betrat, blieb ihnen

vorerst keine Gelegenheit für einen weiteren vertraulichen Wortwechsel.

Die Küche Khorena Turmens schien an diesem verregneten Vormittag wie eine Heimstatt Travias: Im Herd brannte ein wärmendes Feuer, über dem ein Wasserkessel leise summt; eine dreifarbige Katze lag auf einem Hocker daneben, und die Hausherrin selbst saß an dem robusten Küchentisch und entkernte im zusätzlichen Licht einer Laterne saftige rote Kirschen. Die Frau sah auf, als der Türspalt, den sie offen stehen gelassen hatte, ein wenig weiter aufgeschoben wurde und das erwartete kleine Gesicht mit den unzähligen Praiossprossen sich zwischen dem so traviagefällig rotgelben Haarschopf zeigte.

»Komm herein und setz dich!«, forderte die hochgewachsene, schwarzhaarige Frau ihren sichtlich zögernden Gast auf. »Niemand muss hier hungern und dürsten, solange dies mein Haus ist und es Travia gefällt, unsere Vorratskammern zu füllen.«

Lara schob den schlanken Körper durch die halb offene Tür. »Einen traviagesegneten Morgen«, wünschte sie artig. Flugs saß sie auf dem Hocker an dem Tisch vor der noch leeren Schale und dem irdenen Becher. »Hunger hätte ich wohl«, gab sie zu.

Khorena nickte und stand auf. Sie nahm die Schale, um sie aus einem am Rand des Herdes stehenden

Topf mit süß duftendem Brei zu füllen, und stellte sie vor Lara ab. In den Becher goss sie aus einem großen Krug köstliche, weißrahmige Milch. Der Schelmin lief das Wasser im Mund zusammen, und sie widmete sich hungrig und dankbar diesem wunderbaren Frühstück. Die Hausherrin setzte sich wieder und entkernte weiter Kirschen; ab und zu streifte ihr Blick das Mädchen. Lara empfand eine seltsame Scheu vor dieser Frau, der Falk äußerlich so sehr glich. Trotz ihres Alters war sie noch ungebeugt und bar jeden weißen Haares, auch blickten ihre Augen mit einer solchen Klarheit und Schärfe, dass ihnen kaum etwas zu entgehen schien. Ihre Züge wirkten streng und beherrscht. Was sie dachte, war nicht darin zu lesen.

Als der letzte Tropfen Milch getrunken, die Schale bis auf den Boden geleert und ausgeleckt und die Frage nach einem Nachschlag kopfschüttelnd verneint waren, blieb die Schelmin sitzen und beobachtete die ruhig arbeitenden Hände der Frau. Sie selbst konnte ihre schaukelnden Beine nicht länger als für wenige Herzschläge still halten, und das wurde ihr heute Morgen seltsam bewusst.

»Was hast du vor?«, fragte Khorena Turmen in die Stille hinein.

»Oh, ich weiß nicht. Ich denke, ich sollte mich heute auf die Suche nach meinem Onkel machen.« Lara blickte zu der Katze hinunter, die auf den Boden ge-

sprungen und zu ihr herüber stolziert war und sich nun an einem ihrer Beine rieb, das dabei ganz ruhig an seinem Platz blieb. Als ob es sie nicht verärgern und verscheuchen will, dachte Lara verwundert.

»Weißt du, wo du suchen musst?«, unterbrach Khorenas Frage ihre Gedanken.

»Irgendwo am Ufer wohnt er, vermute ich«, antwortete die Schelmin. »Oder auf einem Kahn. Ich werde ihn schon finden, wenn es Zeit dazu ist.« Sie löste ihren Blick von der schnurrenden Katze und deren Schwanzspitze, die kleine Kreise zog, und sah Falks Mutter an. »Darf ich später wieder kommen?«

Die Frau musterte die Schelmin. Schließlich seufzte sie und zeigte dann ein Lächeln, das eine wunderbare Schönheit in ihre strengen Züge zauberte.

»Niemand, der auf Dere wandelt, kann sich gegen Rahjas Macht stellen«, sagte sie. »Komm und geh, wie es dir gefällt! Weißt du, dass sich Falk in einiger Zeit einer Prüfung stellen muss, die für ihn sehr wichtig ist?«

»Ja. Vorher darf er nicht zaubern, obwohl er zaubern kann«, entgegnete Lara. »Und er muss in der Akademie auf der Insel dafür lernen, damit er alle Fragen richtig beantworten kann und ihm alle Zauber gelingen. Ich verstehe nicht, warum es bei den Menschen solche Regeln gibt, aber sie sind ihm wichtig. Er soll lernen und alles das tun, was er dafür tun

muss. Ich möchte ja nur, dass er mit mir lacht, vielleicht einmal an jedem Tag. Ist das falsch?«

»Nein, mein Kind, ganz sicher nicht.« Lara blickte überrascht auf, so weich hatte die Stimme der Frau geklungen. Khorena Turmen lächelte ihr zu. »Wenn du gehst, zieh dir den blauen Wollumhang über, der am Haken neben der Haustür hängt, damit du nicht sofort wieder völlig nass bist«, bot ihr Khorena an.

Lara sprang auf, lief um den Tisch und umarmte Falks Mutter stürmisch. »Tausend Dank!« Und bevor die überraschte Frau noch etwas entgegnen konnte, war das Mädchen nach draußen verschwunden.

Nach dem Unwetter des vergangenen Abends und der regnerischen Nacht hätte es den Göttern wahrlich gefallen sollen, etwas besseres Wetter zu bescheren. Allerdings schien Efferd gerade derart in seinem Element, dass er unverdrossen weiteren Regen spendete. Die zumeist unbefestigten Gassen und Straßen Perricums verwandelten sich zusehends in schlammige, rutschige Pfade, und so mancher vorbeisprennende Reiter bespritzte die Fußgänger mit Schlammschauern. Aber wer wollte es der Ritterschaft oder gar der Rondrakirche übel nehmen, dass sie in Zeiten wie diesen eine solche Eile an den Tag legte?

Brin seufzte und blickte an seiner hellen Hose hinunter, die an den Säumen feucht und schmutzig und

bis fast zur Hüfte herauf mit Dreckspritzern übersät war. Der Segeltuchumhang und die daran befestigte Kapuze boten ihm zwar hinreichend Schutz vor der Nässe, die Efferd vom Himmel regnen ließ, aber kaum vor den Pfützen, durch die er watete. Dass Meisterin Rubintreu ihn so überhaupt wieder in die Schreibstube ließe, bezweifelte er. Und die Geweihten des Efferdtempels wären wahrscheinlich auch nicht begeistert, wenn er tropfnass und schmutzig ihre heiligen Hallen beträte. Aber das war nicht zu ändern. Dann mussten sie ihm die Botschaft eben am Tempelportal aus der Hand nehmen!

Die Schelmin stand über den Stufen, die in den Darpat reichten und auf die sie bei ihrer Wanderung am Flusshafen entlang gestoßen war, und blickte hinaus auf den Fluss, der unter dem endlos fallenden Regen noch nasser als sonst erschien. Gemächlich zogen die grauen Fluten an der Stadt vorüber.

Hier wirkte der Strom mächtiger und dennoch ruhiger als nahe des Ortes flussaufwärts, wo sie aufgewachsen war. Aber die Fische sprangen im Regen genauso munter wie zu Hause, und das Wasser hatte in diesem Licht dieselbe blaugraue Schwere; es gluckste und rauschte zwischen den Stegen und am Fuß der Treppe wie daheim. Die Stimme des Flusses klang ihr vertraut in den Ohren, auch wenn er hier, kurz vor

seiner Mündung ins Meer, älter sein mochte und gewaltiger.

Die Schelmin sprang die Stufen hinab bis zum Wasser, hielt zur Begrüßung mit hellem Lachen die Hände in das kühle Nass und zwitscherte das Lied der Wellen, das sie dem Darpat so oft vorgesungen hatte. Dass sie dabei nasse Schuhe, Füße und Ärmel bekam, dass der geliehene Umhang sich am Saum schwer mit Wasser voll sog, kümmerte sie nicht weiter. Und wie immer glaubte sie, das perlende Lachen zu hören, mit dem ihr Gesang aus den Tiefen des Flusses beantwortet wurde, ein zirpendes, zwitscherndes Echo, als gäbe es auch tief unten im Wasser Kobolde, die die Worte des Liedes verstünden und beantworteten. Deren Worte hingegen waren nie zu verstehen gewesen, von so tief unten kamen sie herauf und waren durch das Wirbeln und Drehen des Wassers verwischt und ineinander verwoben. Nur manchmal währte Lara, den koboldischen Begriff für *Menschenkind* zu erkennen, Kosewort und Schimpfruf gleichermaßen.

»Sag, bist du eine Fee oder ein Mensch?«

»Was?« Lara blickte überrascht auf, weniger erschrocken als verwundert über die Frage, die ihr Falk erst gestern gestellt hatte. »Ein Mensch«, antwortete sie mit einem Lächeln dem rotblonden jungen Mädchen in dem langen hellen Schiffermantel aus ge-

wachstem Tuch. »Allerdings sollte ich langsam an meinen eigenen Worten mit allem Ernst zweifeln, da so viele meine Abstammung in Frage stellen. Entweder habt ihr noch nie eine Fee gesehen oder mein Spiegelbild foppt mich jedes Mal, wenn ich es sehe!«

»Eine Närrin?«, fragte die Fremde.

»Ist das etwas Gutes?« Lara lachte. »Lass das Rätselraten lieber sein! Ich bin Lara, ein Mensch, ganz sicher. Und du?«

»Derya«, antwortete diese, »Derya Ni Sanin, Seejunkerin der kaiserlichen Flotte, kommandiert auf die *Ehre von Perricum*.«

»Was ist das: Seejunkerin?«

»Ein Offiziersrang.«

»Und was ist ein Offizier?«

»Oh ...« Derya begriff, dass das bunt gekleidete, regennasse Mädchen vor ihr mit Sicherheit kein einziges Wort ihrer Vorstellung verstanden hatte. »Weißt du, was ein Admiral ist?«

»Nein.«

»Ein General?«

»O ja. General Tjalinfoldalijn hat letztes Frühjahrsfest die Truppen der Weißen angeführt und gegen die Heerscharen des Prinzesschens vom Blütenkraut gesiegt. Das war ein Spaß!«

»Ich weiß zwar nicht, wovon du sprichst«, entgegnete Derya vorsichtig, »aber ein General führt Trup-

pen an, das stimmt. Und ein Admiral tut das Gleiche, nur dass sich die Truppen auf Schiffen befinden. Ein Admiral bestimmt über viele Schiffe, ein Kapitän über ein Schiff, und beide sind Offiziere. Und dem Kapitän helfen noch andere Offiziere. Ich bin einer davon.«

»Du bist so etwas wie eine Fischerin oder Fährgehilfin?«

»Ehm, nein. Eher so etwas wie eine Kriegerin zur See.«

»Ah, so. Und wen bekämpfst du?«

Derya seufzte. »Hauptsächlich Ungeheuer«, behauptete sie, um es einfach zu machen.

»Nicht die Leute aus den Schwarzen Landen?«

Die Verwunderung war nun auf Seiten der Seejunkerin. »Was weißt du von den Schwarzen Landen?«

Lara zuckte mit den Schultern. »Genug, um nicht hin zu wollen«, antwortete sie.

Derya musterte nachdenklich ihr seltsames Gegenüber. »Aber du sprichst die Sprache der Feen?«

»Eher koboldisch. Es gibt da ein paar Unterschiede zum *Sprechen*, wie es Feen nennen. Aber die meisten Feen verstehe ich sehr wohl, wenn sie es wollen.«

»Und ... bist du neulich fast ertrunken?«

»Woher weißt du denn das?«

»Eine ... Freundin von dir hat mir gezeigt, was passiert ist. In Bildern.«

»Du hast alles *gesehen*? Ist das wahr und kein Witz? Wieso denn du? Und eine Freundin? Welche Freundin?« Lara blickte Derya völlig verblüfft aus großen Augen an. Dann kämpfte sich eine Frage aus ihrem Innern herauf bis auf die Zunge, die sie gar nicht hätte zurückhalten können, selbst wenn sie es versucht hätte. »Wenn das wahr ist, weißt du dann auch, was mit Brin ist? Ist er ertrunken? Oder lebt er?«

»Nein, er ist nicht ertrunken, jedenfalls, soweit ich weiß und wenn du den meinst, der mit dir im Wasser war. Komm! Lass uns irgendwohin gehen, wo es weniger nass ist, dann erzähle ich dir alles, und du erzählst mir, was du weißt«, schlug Derya vor.

»Ja, gern! Wohin gehen wir?«

»In die *Korallenstube*. Die ist nah, und da sind wir um diese Zeit ganz sicher ungestört.«

Als die beiden Mädchen vom Fluss heraufkamen, drückte sich Brin in die Deckung einer Säule des Eferdtempels. Ihr Weg führte sie dicht am Tempel und damit an ihm vorüber, dem bisher unentdeckten Beobachter. Allerdings hätte sich Brin auch offen zeigen können, ohne von ihnen bemerkt zu werden; sie waren derart in ihr Gespräch vertieft, dass sie kaum einen Blick oder ein Ohr für die wenigen Menschen hatten, die vorüber hasteten, um dem Regen zu entkommen.

Lara! Sie lebte, ganz sicher! Eine Wasserleiche hätte kaum derart von Herzen gelacht. Brin spürte das Herz bis in die Kehle hinauf schlagen. Das Feenkind war nicht ertrunken! Er war nicht schuldig an Laras Tod! Er hätte jubeln, tanzen und zu ihr laufen mögen, um sie wie ein kleines Kind in die Luft zu werfen und mit den Armen aufzufangen, bis sie vor Freude gequitscht hätte, so wie man es zu Hause mit den kleinen Kindern getan hatte, bevor *sie* gekommen waren.

Die Ernüchterung verdrängte seine Freude: Was hatte Lara mit der Seejunkerin gemein? Es gefiel ihm ganz und gar nicht, dass diese erst ihn mit der seltsamen Wasserfrau beobachtet hatte und nun derart vertraulich mit seiner Freundin umging. Misstrauen stieg in ihm auf: Fremde, die immer zur rechten Zeit am rechten Ort erschienen, waren ihm nicht geheuer. Er dachte an die Aufgabe, die ihm Phex gestellt hatte: *Eine, die stehlen will, was uns gehört, hat deinen Weg gekreuzt. Zerreiß ihren Trug, und du wirst in Händen halten, was Göttern gebührt!*

Jedes Wort hatte sich wie die in Stein gemeißelte Inschrift eines Türsturzes in seine Erinnerung gegraben. Er glaubte nicht, dass mit der *einen, die stehlen will* die Seejunkerin gemeint war. Vielmehr war er überzeugt davon, dass der Dieb der Götter die verschleierte Elfe umschrieben hatte, auch wenn Brin wirklich nicht wusste, wie ausgerechnet *er* die Zaube-

rin an ihrem Vorhaben hindern sollte. Aber wenn sie sich mit Hilfe ihrer Überzeugungs- oder Zauberkraft ihrer Anhänger oder harmloser Personen bediente, mochte auch die rothaarige Seeoffizierin zu ihren Verbündeten zählen. Mehr als einmal hatte er erlebt, wie vorher gesetzestreue, wohlmeinende Menschen zu Verrätern und Helfershelfern der dämonenpaktierenden Besatzer wurden. Da ging es um Vorteile und die eigene Haut. Aber sie verkauften dabei weitaus mehr als einen Nachbarn oder einen Bekannten – sie gaben ihren Glauben an die Zwölf und die Wahrheit und damit ihre Seele preis.

Brin schauderte bei dem Gedanken, was der offenerherzigen und vertrauensseligen Lara alles zustoßen mochte, selbst wenn nur ein kleiner Teil seiner Befürchtungen zuträfe.

Unhörbar und möglichst unauffällig folgte er den beiden Mädchen, die in den östlichen Teil der Korallengärten spazierten. Lara hängte sich übermütig bei ihrer Begleiterin ein, als sei diese bereits eine gute Freundin, und plapperte offensichtlich ohne Unterlass. Was mochte sie alles preisgeben! Lara war kaum einen Herzschlag lang in der Lage, ein Geheimnis zu hüten, dessen war sich Brin sicher.

Ihr Ziel war das Korallenhaus, ein hübsches Gebäude mit hohen Bogenfenstern, verspielten Erkern und einem von zierlichen Säulen umgebenen Ein-

gangsportal, zu dem zwölf flache, gebogene Stufen hinaufführten. Die steinernen, bunt bemalten Ornamente zeigten Wasserlilien und allerlei zwischen Ranken umherschwimmendes Getier aus Efferds Reich. Hier waren in früheren Zeiten in den kälteren Monaten die empfindlichsten Tiere und auch einige Aquarien der gräflichen Fasanerie untergebracht gewesen. Zwar gab es noch etliche exotische Pflanzen innerhalb der Korallengärten, die, ohne ordnende Hand, tags zu einem verwilderten Spielplatz der Perricumer Bürgerkinder und nachts zum Ort der käuflichen Rahjadienste geworden waren; andere Tiere als Tauben, streunende Katzen und spazieren geführte Schoßhunde waren hier jedoch schon lange nicht mehr zu bewundern. Eine Travia gefällige und Phex verbundene tobrische Familie hatte das langsam verfallende Korallenhaus vor etwa einem Götterlauf erstanden, es mit viel Mühe instand gesetzt und bot dort nun tags Tee, leichten Wein und kleine Backwaren und nachts Tee, schweren Wein und köstliche Efferdfrüchte feil. *Jarlakas Korallenstube* bildeten die schmiedeeisernen Buchstaben des im Regen traurig tropfenden, lackschwarz glänzenden Wirtshausschildes über dem Eingangsportal.

Lara hüpfte neben ihrer Freundin übermütig die Stufen hinauf, Derya zog die schwere, weiß gestrichene Eingangstür auf, und beide Mädchen ver-

schwanden im Innern des Wirtshauses. Die Tür schloss sich hinter ihnen.

Brin verharrte unschlüssig. Er wusste nicht, wie es in dem Haus aussah, und befürchtete, von Lara sofort erblickt und erkannt zu werden, wenn er die Wirtsstube betrat. Vielleicht sollte er zunächst einen Blick durch eines der hohen Fenster in die Gaststube werfen; mit ein wenig Glück konnte er sie gar von dort aus belauschen.

Ein plötzliches Gefühl höchster Gefahr warnte Brin, der, sich Phex anempfehlend, sich noch im selben Herzschlag zur Seite warf. Eine kleine schwarze Wurfaxt wirbelte dicht neben ihm nasses Gras und Erde auf. Brin rollte sich herum und hechtete in eine Richtung, aus der die Axt sicher nicht geworfen worden war.

»Straßenbälger sind zäh, nicht wahr?«, höhnte der Söldner in nassem, dunklem Lederumhang, unter dem er nun seine Einhandaxt locker und bereit in der eisenbehandschuhten Faust hielt. »Bleib stehen, dann dauert es nicht lange!«

Brin grinste frech, obwohl sein Herz raste und seine Glieder zitterten. Er hatte den Begleiter der Elfe aus Mendena augenblicklich erkannt. »Das kommt auf einen Versuch an!«, spottete der Phexnovize und sprang davon, hinter den Stamm eines Baumes, denn er wusste nur zu gut, dass manche der borbaradiani-

schen Söldner durchaus auch ihre Kampfäxte treffsicher zu werfen verstanden. Und allein die Wucht solch einer schweren Waffe konnte ihm den Schädel einschlagen; dazu brauchte die Schneide nicht einmal zu treffen. Brin rannte, Haken schlagend, jede Deckung ausnutzend und fort von der *Korallenstube*. Lara lebte, und er hatte nicht vor, sie diesen mit Dämonen paktierenden Mördern auszuliefern. Sein Herz schmerzte bei dem plötzlichen Gedanken, dass die Seejunkerin Lara womöglich gezielt in diese Falle gelockt hatte, in die er nun hineingetappt war. Aber der Söldner folgte ihm, wie er am Geräusch brechender Äste und dem Stampfen der schweren Stiefel hinter sich erkannte. Der Mann trug Lederzeug und darüber ein Kettenhemd, hatte demnach deutlich mehr Gewicht mit sich herumzuschleppen als Brin, sodass der Junge wendiger und einen Deut schneller war. Allerdings: Wohin? Brin kannte die Stadt noch zu wenig, um bereits von solchen Verstecken zu wissen, die ihm in Mendena das Überleben und schließlich auch die Flucht ermöglicht hatten. Schwer atmend blieb er vor der westlichen Mauer der Korallengärten stehen, die mit einem rostigen alten Eisenzaun bekrönt war. Der Efferdtempel hätte ihm für eine Weile Schutz bieten können, doch der lag jetzt bereits wieder hinter ihm, und irgendwo zwischen dem Tempel und Brin befand sich der Verfolger. Brin hörte ihn, hörte, wie die

Schritte langsamer wurden und er wie ein pirschender Jäger den Weg entlang kam. Noch zehn Schritte, und er würde Brin zwischen den Büschen entdecken. Sich hier zu verstecken, in dem im Regen verlassenen Park, war keine gute Lösung, das wusste er. Diese Söldner hatten Übung im Aufspüren und Einfangen Flüchtender. Die Segelmacherwerkstatt lag ein gutes Stück weiter im Osten und für Brins Gefühl deutlich zu weit entfernt. Zum Haus des Phex hinter dem Grafenplatz! schoss es ihm durch den Kopf. In den großen öffentlichen Tempel des Gottes der Händler und Diebe konnte der Söldner ihm nicht folgen, ohne Ärger und das Ende jeglicher Tarnung befürchten zu müssen. Paktierte dieser gar mit dem dämonischen Gegenspieler der Kriegsgöttin Rondra, so wäre ihm schon das Betreten des Tempels unmöglich. Zwar lagen zwischen den Korallengärten und dem Tempel erst Fischerhäuser und dann der weite Grafenplatz, soweit sich Brin erinnerte, aber der Söldner würde es kaum wagen, ihm die Axt in den Rücken zu jagen, während sie zwischen Grafenpalast und Zeughaus hindurcheilten. Jedenfalls hoffte Brin dies inständig, denn dort gäbe es außer Passanten und Regen keine Deckung.

Der Novize maß die alte, brüchige, rostige Zaunmauer mit einem abschätzenden Blick, dann nahm er ihn mit der Entschlossenheit des überlebenden To-

briers und dem Geschick eines phexischen Diebes in Angriff.

Seine Füße hatten kaum den aufgeweichten Lehm-
boden jenseits der Mauer berührt, als der Söldner sei-
ner ansichtig wurde. Für einen winzigen Augenblick
kreuzten sich ihre Blicke. Brin schauderte unter dem
Blick des Mannes. Der Söldner genoss diese Jagd!
Und er war entschlossen, sich die Beute zu holen.

Phex, steh mir bei! dachte Brin und warf sich zur
Flucht herum.





8. Kapitel

*Ein Webervogel weiß durchaus, worum es geht:
Alles kreuz und quer und hier gezupft und da
gesteckt – und doch ist sein Nest am Ende rund
und dicht und ein Tsa gefälliges Kunstwerk.*

– Lahda'terianmalli
vor nicht allzu langer Zeit

Alena lehnte in der Fensternische von Falks Kammer und musterte den Freund ernst und nachdenklich. Der Studiosus saß an seinem Schreibtisch und erwiderte ihren Blick.

»Und Eure Diagnose, werte Magistra?«, fragte er nun, nachdem er ihr alles erzählt hatte, was es zu erzählen gab.

Die Freundin seufzte. »Rahjas Gabe eine Krankheit zu nennen, würde ich nicht wagen – auch wenn sie mir manchmal fast so erscheint«, antwortete sie. »Und du weißt ebenso gut wie ich, dass sie sich jeder Wissenschaft entzieht und schwerlich durch etwas anderes als Erfüllung oder aber Satinavs Wirken zu heilen ist. Du bist ein Narr, Falk, dich jetzt, so kurz

vor deinem Examen, Rahjas Prüfung zu stellen. Aber wenn ich deine Worte richtig verstanden habe, hast du Ihren Weg bereits viel zu weit beschritten, um noch umkehren zu können. Und du wirst der Schelmin nicht wehtun, nicht du. Aber übernimmst du die Verantwortung für sie und ihren magischen Unfug?«

»Verantwortung.« Falk wiederholte den Begriff sehr nachdenklich. Er ergriff eine Schreibfeder und betrachtete sie eine Weile. Schließlich sah er auf und suchte Alenas Blick. »Ich habe eine Verantwortung zu übernehmen für jedes magische Wirken meiner selbst und ebenso für jedes Wort, das ich niederschreibe, jede Formel, die ich notiere«, erklärte er. »Aber kann ich die Verantwortung für jemanden übernehmen, der einem eigenen Willen folgt? Folgsamkeit gehört nicht zu den Tugenden einer Schelmin.«

»Du hast in jenem Augenblick Verantwortung übernommen, als du für sie an der Golgari-Pforte gebürgt hast, Falk. Du hast ihr damit ein Vertrauen bewiesen, das mir unverständlich ist. Und sie mag diesen Vertrauensbeweis nicht einmal wahrgenommen haben. Wieso vertraust du einem wildfremden, zerrupften, aus dem Darpat gekletterten Mädchen derart, dass du ihm deinen Ruf in die Hand gibst? Bist du sicher, dass sie ein Mensch ist? Weißt du, ob sie nicht aus den Schwarzen Landen stammt? Ist sie womöglich eine Kreatur der Widersacherin Rahjas? Ein oronisches Ge-

schenk für den voraussichtlich Jahrgangsbesten der verhassten Perricumer Magierakademie?«

Der Studiosus verneinte entschieden mit einem Kopfschütteln. »Alena, einmal abgesehen davon, dass der Jahrgangsbeste unter uns erst nach der Prüfung feststehen wird, ist Lara ein Mensch, wie ihn Tsa kaum unschuldiger hätte formen können. Sie wird ihre Unschuld verlieren, je länger sie unter Menschen weilt, aber noch ist sie weiter entfernt von jeder Bosheit und dämonischer Verlockung als wir alle hier.«

»Du bist dir sicher?«

»Ja.«

»Ich möchte sie kennenlernen.«

»Um sie zu analysieren wie eine magische Kreatur?«, fragte Falk mit einem Lächeln, das der Frage bereits viel, aber nicht alles an Schärfe nahm.

»Auch das«, gab Alena dennoch unumwunden zu. »Wenn du zur Zeit den dir von Hesinde gegebenen Verstand sträflich vernachlässigst, heißt das nicht, dass ich das Gleiche tun muss.« Die Studiosa schüttelte den Kopf. »Ich will um deinetwillen nicht, dass du all die Jahre hier vergebens gelernt hast. Und es wäre eine Verschwendung an Talent, die Hesinde und Boron kaum verzeihen würden.«

»Olorand wohl auch nicht«, fügte Falk hinzu. »Was mich daran erinnert, dass er mich zur Praisostunde zu sich bittet. Eine Ahnung, warum?«

Sie verneinte. »Versäumnisse von Pflichten?«, fragte sie.

»Bisher nicht«, entgegnete Falk. »Wir müssen allmählich wieder hinunter. Lara wird dich sowieso kennen lernen wollen, neugierig wie sie ist. Ich fürchte nur, dass es ein wissenschaftlich höchst bemerkenswertes Treffen zu werden verspricht.«

»Ich werde bestimmt nicht sezieren«, gab die Studiosa zurück.

»Ein ehrbarer Verzicht, der dir schwer fallen dürfte.«

»Sie ist deine Freundin, Geliebte, dein Schützling«, erklärte Alena. »Und bei unserer Freundschaft werde ich mich zurückhalten. Außerdem sollen Kobolde sehr nachtragend sein und über ein hervorragendes Erinnerungsvermögen verfügen, wenn man auch nur einen von ihnen verärgert. Oder trügt mich da meine Erinnerung aus Kindertagen?«

»Wohl kaum, werte Magistra. Lass uns gehen, bevor wir doch noch zu spät kommen!«

»Steht nicht *Magie despektierlicher Art* für heute Nachmittag auf dem Lehrplan?«

»*Phaenomenae licentiae magicarum*«, korrigierte Falk trocken.

»Sagte ich das nicht?«

Die Wasserfrau glitt rasch durch das dämmrige, von bewegten Schatten durchzogene Wasser. Ihr biegsa-

mer, geschuppter Körper tauchte flink unter dem Torbogen der alten Ruine hindurch, wobei ihr langes Haar wie eine silberne Flamme über die moosigen Steine strich und die dort weidenden Flusskrebse in die Flucht schlug. Ein Schwarm gründelnder Welse hielt kurz im geschäftigen Treiben inne, um den Störenfried aus unbewegten großen Augen zu betrachten. Ein schwarzvioletter Aal glitt vorsichtshalber in einen Mauerspalt, und eine Unterwasserspinnne schimpfte lautlos angesichts des zerrissenen Netzes, das sie mit so viel Mühe in das leere Fensterloch geknüpft hatte und das der hindurchgleitenden Wasserfee lediglich ein knappes Wort der Entschuldigung wert gewesen war. Erst über einem mit bunten Mosaiksteinen gepflasterten Platz inmitten einer zierlichen Steinmauer verlangsamte die Fee ihre Bewegung und sank dem Grund entgegen.

»Pijanij, niemand verlangt solche Eile, und ein wenig mehr Rücksicht meinen Nachbarn gegenüber wäre mir sogar ein Lob wert.« Der silberblaue alte Flusskobold schüttelte seufzend den rot beschuppten Kopf und wies Pijanij ein Mooskissen neben seinem mit Tangkissen gepolsterten Muschelsessel zu. Er wartete, bis sich sein Besuch nach einem verlegenen Gruß niedergelassen hatte, beobachtete den Schatten des Bootes, das gute zwölf Schritt über ihnen auf der Wasseroberfläche entlangglitt, und deutete dann mit

dem Mundstück seiner Wasserpfeife auf eine Glaschale mit köstlichen Happen, die auf einem rostüberzogenen, von Menschenhand geschmiedeten Eisentischchen stand. »Nimm dir! Du hast Lahda'terianmallis Ziehtöchterlein dort oben in der Menschenstadt gesehen? Gut. Erzähl!«

»Was ist das?« Verzückt und erstaunt betrachtete Lara das hellbraun schäumende Getränk in dem tönernen Humpen, atmete den süßen Geruch ein und leckte sich die warmen Spuren des ersten Schlucks von den Lippen.

»Honigmilch mit Mandeln«, erklärte Derya lächelnd. »Akzeptabel, nicht wahr?«

»Ein geradezu feeischer Göttertrank! Daran könnte ich mich gewöhnen«, strahlte Lara.

»Ja. Er ist nur leider nicht ganz billig«, seufzte die Seejunkerin. »Aber heute ist es genau das Richtige, denke ich. Du hast Brin also das letzte Mal auf der Fähre gesehen?«

»Soweit ich mich erinnern kann.«

»Bei vollem Madamal?«

»Ja. Ganz sicher.«

»Das war vor einem halben Mond, ist dir das klar?«

»Wie?« Lara blickte erstaunt von ihrem Milchhumpen auf. Sie versuchte sich an das Madamal zu erinnern, wie es ausgesehen hatte, als sie Brin am Ufer

des Darpat gesucht hatte. Sie erinnerte sich an gar keinen Mond in jener Nacht, sondern nur an abertausende funkelnder Sterne.

»Vorletzte Nacht war das Madamal verhüllt«, erklärte Derya bestimmt. »Es war eine ruhige Nacht mit einem prachtvollen Sternenhimmel. Ganz im Gegensatz zur letzten Nacht, als die schmale Schale der Mada kaum durch die Wolken schimmerte. Ich hatte vorgestern Nacht Freigang und gestern Hundswache, deswegen erinnere ich mich genau daran.«

»Hundswache? Ihr habt Hunde auf dem Schiff?«

»Nein. Hundswache, die Wache um Mitternacht. Ich weiß nicht, warum man sie so nennt. Vielleicht, weil man meist so hundemüde ist.«

»Allerdings weißt du auch nicht, warum es *hundemüde* heißt, oder?« Lara schüttelte belustigt den Kopf. »Menschen sagen schon eine Menge komischer Dinge, ohne zu wissen warum.«

Die Albernierin zuckte mit den Achseln. »Mag sein. Aber es ändert nichts daran, dass ihr beim Rad der Mada fast ertrunken und in der Nacht der Toten und Wiedergeborenen Mada wieder aufgetaucht seid. Das sind zwei Wochen, und ihr müsst doch irgendwo gewesen sein!«

»Bei irgendwelchen Feen, vermute ich«, gab die Schelmin zurück, als sei dies eine der wenigen selbstverständlichen Gegebenheiten auf der Welt. »Und

dort können so viele Tage ohne weiteres nur eine ganz kurze Zeit gewesen sein. In den Welten Jenseits ist ein Tag nicht ein Tag wie hier. Dort ist er einmal länger, einmal kürzer, je nachdem.«

»Vielleicht kannst du dich einfach nicht mehr erinnern.«

Lara hob seufzend die Schultern. »Wenn Brin sich nicht mehr erinnert, das könnte ich verstehen«, behauptete sie. »Aber warum sollte ich alles vergessen? Das *ist* seltsam. Ich habe zuvor nie einen Besuch vergessen!«

»Nun ja«, meinte Derya zweifelnd. »Möglich. Ich kenne nur Feenmärchen, aber keine echten Feen. Ich dachte, hier gebe es gar keine Feen. Zu Hause in Albernica soll es einige geben: die Holde Farindel aus dem Wald und den Flussvater. Und manche behaupten, die Necker seien auch Feenwesen. Aber hier? Perricum ist eine rondrianische Hafenstadt. Es gibt hier eine Akademie der Weißmagier, aber keinen Tsatempel. Hier liegt der größte östliche Kriegshafen des Mittelreiches, und hier residiert in der Löwenburg das Schwert der Schwerter, die höchste Geweihte der Göttin Rondra. Ich glaube nicht, dass sie Feen und Kobolde sonderlich mag.«

»Versteht sie keinen Spaß?«

»Rondra bestimmt nicht«, beteuerte Derya. Sie schüttelte den Kopf. Dass die Kriegsgöttin herzhaft

über einen Scherz lachen könnte, diese Vorstellung fiel ihr schwer, wahrlich. Dann schüttelte sie abwehrend den Kopf. »Es ist jetzt auch nicht wichtig«, befand sie. Sie lächelte der Schelmin zu, die ihr mit baumelnden Beinen gegenüber saß. »Du kannst nie bei einer einzigen Sache bleiben, oder?«

»Ich weiß nicht, findest du? Vielleicht. Mir gehen so viele Dinge durch den Kopf. Und viele davon sind spannend oder lustig«, antwortete Lara. »Aber ist es wichtig, ob wir lange oder kurz bei den Feen waren? Eigentlich ist doch die Frage wichtig, ob wir überhaupt dort waren und ob die Wasserfrau nur Brin gerettet hat oder ob ich auch von ihnen gerettet worden bin. Wenn es Feen waren, dann wollen sie *immer* etwas für ihre Hilfe, das ist sicher! Manchmal ist es nur ein lustiges Lied, manchmal ist es gleich ein ganzer Schatz.«

»Manchmal ein Kind?«, fragte die Seejunkerin misstrauisch.

»Bei den Kobolden wäre das vielleicht zu erwarten«, räumte die Schelmin voller Ernst ein.

»Aber wenn sie etwas für eure Rettung hätten haben wollen, dann hätten sie es euch doch gesagt!«, wandte die Freundin ein.

»Ein gerader Weg ist kein Weg, den ein Kobold bevorzugt«, grinste Lara. »Kobolde lieben Rätsel, musst du wissen. Manchmal sind es grauenhaft schwere

Rätsel, schrecklich. Da kannst du die Lösung überhaupt nicht erraten, weil sie so sehr um und um und um gewunden und gedreht ist. Und manchmal ist sie ganz einfach, die Lösung, so einfach, dass man deshalb nicht darauf kommt, weil sie einem zu nahe vor der Nase liegt.«

»Ich weiß nicht, ob ich solche Rätsel mag.« Derya seufzte. »Es ist mir ein wenig unheimlich. Die Geschichte ist auch spannend, sicher. Aber dass diese Elfe zu dem Rätsel gehört, gefällt mir gar nicht. Schon weil dein Freund sagte, dass sie eine böse Zauberin sei und aus Mendena komme. Mendena ist eine verfluchte Piratenstadt in den Schwarzen Landen. Xeraan herrscht dort, und mit dem möchte ich wirklich keinen Tee trinken.«

»Aber was will eine böse Elfe hier in Perricum?«, wollte Lara wissen. »Hier sind so viele Menschen. Ich habe auch schon zwei Zwerge gesehen und sogar einen Elfen! Und wenn diese Rondrafrau und die Magier hier aufpassen, wie soll sie dann noch Böses tun?«

»Oh, hier kann sie ziemlich viel Unheil anrichten«, widersprach Derya düster. »Und es wäre nicht das erste Mal, dass der Feind es auf etwas in Perricum abgesehen hat. Allein um zu beweisen, dass wir nirgendwo wirklich sicher vor ihm sind. Und manchmal war er sogar erfolgreich, trotz aller Krieger und Ma-

gier. Und Brin wusste nicht, was die Elfe eigentlich wollte?«

»Er hat zumindest nichts darüber gesagt.«

»Hm. Ob die Wasserleute etwas wissen?«

»*Etwas* bestimmt.«

»Kann man sie fragen?«

»Ich will es versuchen. Ich möchte hier sowieso meinen Onkel besuchen. Malli sagte, er wohnt hier in Perricum. Ich habe ihn aber noch nicht gefunden.«

»Lass mich raten: Er ist ein Kobold«, vermutete Derya.

»Ja, sicher.«

»Hast du eigentlich auch menschliche Verwandte?«

»Keine, die ich kenne«, entgegnete die Schelmin. Sie schüttelte den Kopf. »Aber auch das ist jetzt nicht so wichtig, oder? Wir müssten Brin fragen, was die Elfe und der Mann seiner Meinung nach hier wollen.«

»Dazu müssen wir ihn erst finden«, gab die Seejunkerin zu bedenken. »Ich bin ihm zwar einmal begegnet und erkenne ihn bestimmt wieder, aber ich fürchte, er mag mich nicht besonders.«

»Er mag niemanden besonders«, tröstete Lara die Freundin. »Jedenfalls tut er so. Er ist so. Aber eigentlich ist er wirklich ein guter Freund.«

»Wenn er aus den Schwarzen Landen kommt, kann ich ihn sogar verstehen«, gab Derya zu. »Und so ab-

gerissen, wie er aussah, wird er irgendwo bei den Flüchtlingen untergekommen sein, wenn überhaupt. Wenn man lange genug nach ihm Ausschau hält, muss man ihn eigentlich früher oder später finden – wenn er in Perricum geblieben ist.«

»Wo sollte er sonst sein? Gibt es hier noch eine weitere Stadt?«

»Jedenfalls nicht in der Nähe. Aber es bleibt uns wirklich nichts anderes übrig, als deinen Freund zu suchen – und deinen Onkel und ihn zu fragen, ob sie mehr wissen, als wir uns zusammenreimen. Völlig unvorbereitet möchte ich mich jedenfalls dieser Elfe und ihrem Söldner nicht stellen, wenn sie vor Mord so wenig zurückschrecken.«

»Ich möchte mich ihnen eigentlich gar nicht stellen«, meinte Lara. »Aber neugierig bin ich schon. Glaubst du, Falk kann uns helfen?«

»Dein Magierfreund? Vielleicht. Zumindest kennt er Leute, die der Magie der Elfe etwas entgegenzusetzen haben – und denen es sicher nicht gefällt, dass sich Borbaradianer aus welchem Grund auch immer in der Stadt aufhalten. Was hältst du davon, wenn wir uns morgen zur Praisostunde hier wieder treffen? Vielleicht kannst du Falk überreden, mit hierher zu kommen. Drei Köpfen mag mehr einfallen als zweien. Ich kann morgen Vormittag im Efferdgrund ein wenig die Augen aufhalten. Vielleicht sehe ich Brin.

Meinst du, du hast bis dahin deinen Onkel gefunden?«

Die Schelmin zuckte mit den Achseln. »Ich werde ihn rufen. Ob er dann kommt, weiß ich nicht«, erklärte sie. »Ich werd's versuchen.« Sie grinste. »Bin sowieso neugierig, wie ein Stadtkobold aussieht!«

Derya seufzte. Kobolde! Sie war Offizierin der Kaiserlichen Seeflotte und suchte um den Rat von Kobolden nach. Ich kann froh sein, wenn das nie jemand erfährt! dachte sie.

Die verwinkelten, engen Hinterhöfe der dicht stehenden Hütten und Häuschen zwischen den Korallengärten und der unteren Langen Straße waren weitaus unbelebt, als Brin gehofft hatte. Das lag nicht nur am immer noch fallenden Regen, sondern auch daran, dass einige der Behausungen leer standen. Hinter Perricum verlief die Grenze zu den Schwarzen Landen, und manch ein Grenzbewohner war weiter ins Herz des Reiches geflüchtet. Noch dazu hatte auch Perricum dem Krieg und der Blutigen See Opfer bringen müssen.

Der Phexnovize kauerte hinter einer Reihe übereinander gestapelter leerer Riesenlöffler-Ställe, die faulig und nach Verwesung stanken, und hielt den Atem an, um zu lauschen. Er vernahm das Greinen eines Säuglings aus einem Haus rechter Hand, das

Klappern eines Webstuhls nicht weit entfernt, zwei Stimmen jenseits einer Bretterwand, die belanglose Worte über das Wetter wechselten, und sich entfernende, leichte Schritte. Irgendwo sang eine Frau ein rauhes Lied über die Liebe eines Seemannes. Ein Hund bellte. Vielleicht zwei Hütten weiter fiel etwas mit Getöse um. Brin schloss die Augen. Konnte der Söldner so unvorsichtig gewesen sein? Kaum. Hörte er die schweren Schritte des Mannes oder war es nur das Pochen seines eigenen Blutes in den Ohren? Dann verstummte das Bellen des Hundes unvermittelt. Brin nickte. Behutsam blickte er über sich, blinzelte in den Regen hinauf, dann weiter in die Richtung der Langen Straße. Er sah nur einen Durchgang zwischen den Gebäuden, und dieser lag am anderen Ende der Häuserzeile. Das nächstliegende Fachwerkhaus wirkte unbewohnt; der hintere Eingang war mit zwei gekreuzten Brettern vernagelt, während das Fenster daneben nur noch einen Laden besaß, der schief an einer Angel hing. Keine vier Schritt trennten Brin von dem dunklen Fensterloch, vier Schritt mit Unrat bedeckten und Unkraut überwucherten Bodens. Während er die Deckung der Ställe ausnutzte und Fuß vor Fuß setzte, ohne ein verräterisches Geräusch zu verursachen, schlich Brin vorwärts, lauschend, gespannt. Um durch das Fenster zu steigen, hätte er sich aufrichten müssen. Unter das Fenster gekauert sah Brin sich wiederum um. Die Frau sang, das

Klappern des Webstuhls hatte aufgehört und ebenso das Greinen des Säuglings. Dafür stritten sich weiter entfernt zwei Kinder. Eine dreifarbige Katze wanderte im Regen tief geduckt über das Dach eines kleinen Schuppens. Von dem Söldner keine Spur. Die Katze sprang leichtpfotig und beinahe lautlos auf den knorrigen Ast eines alten Apfelbaumes, fauchte plötzlich und bog den Rücken zu einem drohenden Buckel. Mit gesträubtem Fell und zitternder Schwanzspitze beobachtete sie etwas unter sich, das vor Brins Blicken verborgen war. Der Junge lächelte dankbar und richtete sich vorsichtig auf, um in gebotener Eile, aber so leise wie möglich durch das Fenster zu steigen. Im Innern des Hauses kauerte er sich wieder zusammen, um zu lauschen und die Augen an die Dunkelheit zu gewöhnen. Draußen schrie die Katze zornig auf, kleine Äste brachen, und ein leiser, dumpfer Schlag verriet Brin, dass das Tier auf das Dach des Schuppens zurückgesprungen war.

Der Phexnovize sah sich um. Er befand sich in einer kleinen, bis auf einen gemauerten Herd leeren Küche, deren Boden von dunklen alten Dielen bedeckt war und die zwei Türen besaß: eine, die hinaus in den Hof führte, und eine zweite dieser gegenüber. Jene Tür stand einen Spaltbreit offen, und graues Dämmerlicht fiel auf den staubigen Boden. Leise schlich Brin zu dem Türspalt und sah hindurch. Ein

leerer Gang erstreckte sich von dort bis zu einer weiteren Tür, in deren oberen Teil ein Geviert hellbraunen Butzenglasses eingesetzt war, durch das das wenige Licht hereinfiel. Türen rechts und links des Ganges deuteten auf weitere Räume. Eine Treppe führte an der rechten Wand in ein oberes Stockwerk. Ein von vergangenem Wohlstand stumm zeugendes Bürgerhaus. Brin betrat den Gang und huschte zu der Eingangstür. Diese war verschlossen, wie kaum anders zu erwarten. Der vorgeschobene Riegel war mit einem Vorhängeschloss gesichert. Brin lauschte. Außer dem Trommeln des Regens und den Geräuschen eines Fuhrwerks jenseits der Tür war nichts zu vernehmen. Eilig kramte er die drei Dietriche aus der Innentasche seiner Weste und machte sich ans Werk.

Der Söldner hatte an den nassen Spuren in der leeren Küche deutlich sehen können, wohin sich seine widerspenstige Beute gerettet hatte, und war ihr in das verlassene Haus gefolgt. Brin hörte das Knarren der Kuchendielen unter dem Gewicht des Mannes und dankte Phex, dass in diesem Herzschlag der Bolzen des Schlosses leise klickend zurücksprang. Hastig öffnete er den Bügel und hängte das Schloss aus. Der eiserne Riegel klemmte und gab erst beim dritten Versuch seinen rostigen Widerstand auf. Langsam und ruckweise ließ er sich zur Seite bewegen.

Die Küchentür am anderen Ende des Ganges wurde aufgestoßen.

»Siehe da: die Maus in der Falle!«

Brin hörte nicht auf die spöttischen Worte, verzichtete einstweilen auf eine Entgegnung und wandte sich nicht um, obwohl er bereits die Axt des Söldners zwischen den Schultern zu spüren glaubte. Da gab der Riegel schließlich knirschend vollends nach. Der Junge drückte einen zweiten, hölzernen Drehriegel herunter und warf sich gegen die Tür. Sie klemmte, verzogen durch das feuchte Wetter. Und die Schritte des Jägers kamen näher.

»Vergiss die Flucht! Es gibt kein Entkommen, niemals, und das weißt du. Es ist nur eine Frage der Zeit.«

Brin blickte kurz über die Schulter. Die Gestalt des Söldners füllte mit seiner Masse beinahe den Gang in dessen vollständiger Breite aus. Es war hier zu eng, um die Wurfaxt zu werfen, viel zu eng, um die Einhandaxt zu schwingen. Endlich, endlich gab die Tür nach, und Brin stürzte ins Freie. Er rappelte sich auf, kümmerte sich nicht um den ihm nachgeworfenen Fluch und rannte die untere Lange Straße entlang, dorthin, wo er bereits das regennasse Dach des Stoerbrandtschen Kontors am Grafenplatz sehen konnte.

Seine Spektabilität Olorand von Gareth-Rothenfels wies – ohne von seinem Stehpult aufzublicken, aber

mit einladender Geste – auf den hohen Lehnstuhl, der vor seinem Arbeitstisch stand. Falk Turmen setzte sich nach einem ehrerbietigen Gruß und ließ seinen Blick über den Tisch schweifen. Dort lagen gebündelte Darlegungen in verschiedenen Handschriften betreffs einzelner Patienten der Akademie, etliche Folianten zumeist heilkundlicher Themata und einzelne Pergamente mit Notizen.

Keine der Aufzeichnungen machte den Eindruck, dass sie für diese Unterredung herausgesucht und bereitgelegt worden sei. Auch die Regale, die jeden Rechtschritt der freien Wand bedeckten und seltsame Erinnerungsstücke, Bücher und Schriftrollen enthielten, zeigten eine nur scheinbar zufällige, vielmehr wohl bedachte Ordnung, die jedem Ding seinen angestammten Platz zuwies.

Seine Spektabilität legte ein pergamentenes Lesezeichen in den Folianten und schloss diesen behutsam. Das durch grünes Butzenglas fallende mittägliche Praioslicht malte ein bunt schillerndes Muster auf den schwarzen Ledereinband, das schwere Pult und die dunklen Dielen. Der hölzerne alte Boden knarrte leise, als der Leiter der Schule der Austreibung sich seinem Schüler zuwandte. Der ältere Magier begrüßte den jungen Studiosus.

»Einen von Hesinde erhellten Praioslauf, Collega Turmen. Ich nehme an, Eure Eltern erfreuen sich wei-

terhin guter Gesundheit, sonst hättet Ihr mir sicherlich bereits anderes berichtet.«

Der Studiosus nickte. »Vater lässt Euch grüßen«, entgegnete er.

Der Mann mit der langen Fuchsnase derer von Gareth, die über den grauen Rauschebart hervorstach wie eine Galionsfigur, ließ sich in den gepolsterten Lehnstuhl hinter dem überfüllten Arbeitstisch nieder. Sein graues Haar fiel in dichten Wellen und wohlgeordnet von der hohen Stirnglatze bis über die Schultern des weißen Alltagsgewandes. Zwar galten bereits seit einigen Jahrhunderten nicht mehr die alten Regulatorien betreffs der Haartracht für den Convents-Magus, doch ließ es Olorand bei einem seltenen Bartschnitt bewenden und machte so mit seiner Haarpracht manchem Angroscho Konkurrenz. Die grauen Augen unter den buschigen Augenbrauen musterten den jungen Mann jenseits des Tisches. »Bringt ihm meine Grüße und fragt ihn, ob er mir die Freude machen möchte, den Umzug am Tag der Bunten Lichter vom Turm aus mit Eurer Mutter und mir zu betrachten.«

Falk nickte mit allem gebotenen Ernst. Sie wussten beide um die Abneigung Khorena Turmens, höher gelegene Stockwerke oder gar Türme zu besteigen, sodass unweigerlich wie jedes Jahr im Gegenzug eine Einladung an den Freund ergehen würde, den Later-

nenumzug doch lieber von der guten Stube der Turmens aus zu betrachten, wo man direkt hinunter auf die Lange Straße zum Hafen blicken könne. Und Olorand würde wie jedes Jahr diese Einladung nicht zuletzt wegen Khorenas vorzüglicher Kochkunst mit Freuden annehmen.

»Ich richte es gerne aus«, versicherte Falk, »und überbringe Euch die Antwort.«

»Sehr schön! Kann man damit rechnen, Eure neue Freundin zu diesem Anlass kennenzulernen?«

Der Studiosus spürte das Blut in die Wangen steigen und wieder daraus weichen. Nun, er hätte damit rechnen müssen, dass Olorand früher oder später von der Schelmin erfuhr. Seine Spektabilität wüste fast alles über die Schüler des Abschlussjahrganges. Aber nach so kurzer Zeit?

»Die werte Frau Bachental, ihres Zunftzeichens Schusterin, hat Euch als Schüler der Akademie erkannt, aber kaum Eure Begleiterin als zauberfähige Schelmin«, fuhr Seine Spektabilität in aller Ruhe fort. »Sie hat Beschwerde erhoben.«

Alena, warum musst du so oft Recht behalten? dachte Falk, innerlich seufzend. Etwas anderes als ein Nicken blieb ihm kaum übrig. Er wusste nicht, was der Akademieleiter von diesen Schelmenstreichen hielt und was nun folgen würde.

»Falk Turmen, habt Ihr selbst gegen die Auflagen

verstoßen, die Euch als Studiosus der *Kaiserlich Garthischen Lehranstalt wider Geister und transsphärische Wesenheiten* gegeben sind?«, verlangte Seine Spektabilität ernsthaft zu wissen.

Der angehende Magier schüttelte den Kopf. »Nein«, erklärte er, »und Hesinde weiß es.«

»Gut, etwas anderes hatte ich auch nicht von Euch erwartet«, entgegnete der ältere Magier. Er lächelte. »Die Männer der Familie Turmen zog es schon immer zu bemerkenswerten Frauen«, bemerkte er. »Aber Ihr solltet Acht geben, dass man Euch nicht statt ihrer an den Pranger stellt, wenn ihr Unfug zu hohe Wellen schlägt. Man musste Frau Bachental zusagen, mit allem Ernst zu reagieren. Eine Beschäftigung, die dem Schalk Eurer kleinen Freundin entgegengesetzt ist und Euch für eine Weile beschäftigen dürfte, scheint mir allerdings ernsthaft genug. Die Kaiserliche Flotte bat um Nachforschungen in den akademieeigenen Schriften und Aufzeichnungen betreffs eines mythologischen Subjectes, das man in unmittelbarer Beziehung zur Sage der Riesin Chalwen sehen will. Wenn Studiosa Alena Euch dabei zur Hand gehen mag, werde ich das mit Wohlgefallen vermerken, da man offensichtlich gerne schnell Ergebnisse in dieser Sache erhalte. Ihr seid für drei Praiosläufe von Euren Pflichten in der Wirtschafterei befreit, nicht aber vom Krankendienst. Unser Bibliothecarius ist unterrichtet,

anhand der spärlichen Informationen infrage kommenden Schriften auszumachen und für Euch bereitzulegen, und kann Euch auch über das Subject an sich in Kenntniss setzen.

Nun, wie ich sehe, seid Ihr zu meiner Freude zu diesem Exkurs bereit. Dann mögt Ihr Euch nach dem Unterricht an die Forschungsarbeit begeben. Ich erwarte jeden Tag zur Hesindestunde am Abend einen kurzen Bericht über Eure Fortschritte.«

Der Weg schien Brin endlos: über die untere, dann die große Lange Straße zum Grafenplatz hinüber, um das Kontor Stoorrebrandts herum, zwischen dem wehrhaften Grafenpalast und dem Zeughaus der Stadt die Akademie-Straße hinunter und in dieser, dem Gästehaus des *Ordens der Grauen Stäbe* gegenüber, zum *Haus des Handels*, dem größeren und öffentlichen der beiden Phextempel Perricums. Es war ein Weg von kaum zweihundert Schritt, und trotz des Regens begegneten Brin und dem Söldner Fuhrwerke, die zum Hafen rumpelten oder von dort kamen, vorbeihastende Bürger, eine Horde spielender Kinder und sogar ein Trupp der Stadtwache sowie eine einzelne Amazone, die gerade den Grafenpalast zu Pferd verließ. Ein wandernder Magus kreuzte ihren Weg, der sie kaum eines Blickes würdigte, so eilig hatte er es, unter das trockene Dach des Gästehauses des Ma-

gierordens zu gelangen. Der Söldner hatte seine Axt zurück in die Schlaufe am Gürtel gehängt und gab sich als eiliger Wanderer, während Brin als Botenjunge die Straße entlangzulaufen schien und darauf achtete, den Abstand zwischen sich und dem Mann möglichst nicht zu verringern. Auf den Stufen des Phextempels sah er sich ein letztes Mal um. Sein Verfolger mochte noch zwanzig Schritt entfernt sein, bemerkte den Blick und klopfte mit der behandschuhten Linken wie zufällig auf den Griff seiner Axt. Brin schüttelte den eiskalten Schauer ab, der ihm über den Rücken lief, erklomm die Stufen zu dem offen stehenden Portal des Tempels, der sich den Anschein eines zweistöckigen Handelshauses im mittelreichschen Fachwerkbaustil gab, und trat in die weite Handshalle ein. Eine brünette junge Frau gleich hinter dem Eingang in der Tracht einer Schreiberin musterte ihn neugierig und grüßte ihn in Phexens Namen.

»Phex zum Grube«, antwortete Brin erleichtert. Sein Blick glitt durch den weiten Raum. Er schätzte die Anwesenden an Zahl auf etwa anderthalb Dutzend und an Gold auf ein Hundertfaches davon. Wenn auch in der Mitte der Halle die steinerne Statue eines Fuchses unter einer lebenden Eibe aufgestellt war, so erinnerte der Ort mit Sitzgruppen, kleinen Alkoven und einem Quartett spielender Musikanten doch eher an einen gemütlichen Treffpunkt wohlha-

bender Bürger. Einige Türen führten nach rechts und links in weitere Räumlichkeiten, und eine Treppe schwang sich links vom Eingang in den oberen Stock hinauf.

»Kann ich dir behilflich sein?«, fragte die Schreiberin den jungen Mann.

»Ich ... suche jemanden«, log dieser und schenkte ihr ein hilfloses Lächeln. »Ich fürchte, ich bin zu früh dran. Ich habe eine Nachricht« – er tippte sich an die Schläfe – »hier oben. Ihr versteht?«

»Vollkommen. Es regnet sehr draußen, nicht wahr?« Sie lächelte ihn freundlich an. »Dort drüben stehen Bänke, falls du dich in Andacht üben möchtest.«

»Danke. Das ist ein guter Vorschlag, wirklich.« Er grinste und hoffte, dass es nicht zu übertrieben dümmlich wirkte. »Da drüben?« Auf ihr bejahendes Nicken hin ging er in die angegebene Richtung.

Die Bänke vor einem Wandbild der Himmlischen Gauklerschar mit Blick auf die Fuchsstatue hießen ihn willkommen. Die geschäftige Ruhe des Hauses, das Sitzen und vor allem das Gefühl der Sicherheit bewogen ihn, Phex im Stillen von ganzem Herzen zu danken. Das Spiel der Musikanten begleitete die leise geführten Gespräche der Gläubigen und verband sich mit dem gegen die Fenster trommelnden Regen zu einer beruhigenden Melodie. Sorge machte Brin nur,

dass er eigentlich schon seit geraumer Zeit wieder bei Ungolfa Rubintreu hätte sein sollen. Er hatte eigentlich nicht vor, es sich mit der Zwergin zu verscherzen. Aber er musste sicherlich eine ganze Weile warten, um sicher sein zu können, dem Söldner beim Verlassen des Tempels nicht in die Arme zu laufen.

»Hallo, mein Freund!« Eben jener Söldner ließ sich schwer auf der Bank neben ihm nieder und grinste ihn breit an. »Ein guter Versuch, aber leider umsonst. Nicht alles, was man so hört, darf man für bare Münze nehmen, weißt du?« Er lachte leise, offensichtlich sehr mit sich zufrieden. »Du wirst jetzt aufstehen und dieses Haus verlassen«, fuhr er leise fort. »Und ohne einen Aufruhr zu verursachen.«

»Und was habe ich davon? Es ist doch einerlei, ob Ihr mich hier oder draußen umbringt!«, wagte Brin trotzig zu entgegnen.

»Ich kann diesen Tempel entweihen oder nicht. Deine Wahl, Kleiner.«

»Ihr wagt es nicht ...!«

»Du kannst mich auf die Probe stellen. Bitte.« Der beißende Spott tat weh. Brins Herz klopfte bereits wieder so heftig, als wäre er gerade erst durch die Korallengärten gerannt. Hilfe suchend sah er sich um, aber niemand schien ihm die geringste Aufmerksamkeit zu schenken. Und Brin hatte nicht die geringste Ahnung, welche Auswirkungen es haben mochte,

wenn man auf heiligem Boden einen Mord an einem Novizen des Gottes vollzog, der den Tempel als Sein Heim betrachtete. Dass dies dem Hausherrn wohlgefällig wäre, war allerdings kaum denkbar.

Zögernd, mit plötzlich steifen Gliedern erhob sich Brin. »Nicht hier«, presste er zwischen den Zähnen hervor.

»Deine Wahl, wie gesagt. Mir ist es einerlei.«

Brin ging auf das Eingangsportal zu. Er brachte es fertig, der Schreiberin dort zuzulächeln und auf seinen Verfolger zu zeigen, der sich kaum einen halben Schritt hinter ihm hielt. »Ist er doch schneller gekommen, als ich dachte«, sagte er. »Phex zum Gruße, werte Frau.«

Sie nickte lächelnd. »Phexens Glück sei mit dir!«

Zu schön, um wahr zu sein, dachte Brin unglücklich und erwiderte nochmals ihr Lächeln, bevor er den Tempel verließ. Draußen spürte er sofort die Spitze eines Dolches im Rücken.

»Rechtsum!«, lautete der barsche, leise Befehl. Brin gehorchte, während er fieberhaft nach einem Ausweg suchte und keinen fand. Die Straße führte weiter zur Magierakademie hinüber, lief hierbei unter den Mauern der Ardaritenburg entlang und grenzte an ein befestigtes Villenviertel. Dort kamen nie viele Menschen vorbei – und schon gar nicht an solch einem verregneten Tag wie heute. Er fragte sich gerade, ob ihn der

Söldner tatsächlich unter den wachsamen Augen der Ardariten und möglicher Beobachter hinter den Fenstern des wuchtigen Akademieturms umbringen würde, da hieß ihn der Mann nach links in einen Weg einschwenken, der durch das Villenviertel zum Hafen führte.

Und dann war plötzlich die Dolchspitze in seinem Rücken verschwunden.

»Bei Phex! Lauf!«

Brin erkannte Veluns Stimme und befolgte den Befehl sofort. Er hielt erst inne und sah sich um, als er den Efferdhang erreicht hatte. Die Knie zitterten ihm, und sein Herz raste. Weder von dem Söldner noch von dem Phexgeweihten war irgendetwas zu entdecken.

Phex, steh ihm bei! dachte Brin mit aller Inbrunst. Mein nächstes Beutestück allein für Dich! Dann machte er sich schweren Herzens auf den Weg zurück zur Segelmacherei.

Seejunkerin Derya Ni Sanin war in die Kapitänskajüte beordert worden, um Kapitänin Leodora Galahan die Nachricht des Efferdtempels zu überbringen. Diese studierte gerade am Kartentisch zusammen mit ihrem Ersten Navigator Peer Ui Llud ein braunfleckiges altes Pergament, das den gesamten Tisch bedeckte und sogar über die Kanten hinausreichte. Die Kapitänin hatte Derya zu warten bedeutet, sodass diese dem

Gespräch lauschen konnte, in dem es um alte Küstenlinien, versunkene Inseln, legendäre Ruinenstädte und mythische Orte ging, auf die die alte Karte Hinweise zu geben schien. Der Sinn der Unterhaltung blieb Derya indessen verborgen. Ob es eine kurzweilige Beschäftigung der geschichtliche Rätsel liebenden Kapitänin oder die ernsthafte Planung eines Unternehmens gegen den Feind sein mochte – die fremden Namen und Orte sagten Derya wenig. Auch war das Gespräch mit bosparanischen Worten gespickt, da die Beschriftung der Karte offensichtlich in Bosparano gehalten war. Und in dieser Gelehrtensprache waren die Kenntnisse der Offizierschülerin äußerst gering. Jetzt wünschte sie, sie hätte ein wenig besser im Unterricht Acht gegeben, vielleicht wäre ihr dann die eine oder andere Bemerkung der beiden Offiziere klarer gewesen.

»Seejunkerin Sanin, schenkt uns einen Tee ein und nehmt Euch selbst eine Tasse!«, befahl die Kapitänin da unvermittelt, ohne auch nur aufzusehen. Das Geschirr stand in einem kleinen Regal mit holzvergitterten Türen, die Kanne heißen Tees ruhte auf einem schmiedeeisernen Stövchen über einer Öllampe auf dem Arbeitstisch der Kajüte. Derya nahm die zierlichen tulamidischen Tassen und Teller mit dem feinen Muster springender blauer Delphine und stellte sie auf der Tischplatte ab. Dabei fiel ihr Blick auf ein

dünnes kleines Papier, das auf dem aufgeräumten Tisch seltsam verloren wirkte. Es war ein Zettelchen wie für die Briefhülse einer Taube. Und es trug die sorgfältige, winzige Schrift, die wie gemalt wirkte und die Derya von so vielen Karten und aus den Tagebüchern ihres Großvaters kannte.

Derya Ni Sanin goss den Tulamiden-Tee in die drei Tassen, versah Ui Lluds Anteil mit einem Bröckchen Rohrzucker und ließ ihren eigenen und den der Kapitänin ungesüßt. Dabei versuchte sie, die zierlichen Buchstaben zu entziffern. Es gelang ihr in der Eile nicht, aber es schienen ihr auch die Buchstabenreihungen keinerlei Sinn zu ergeben. Sie brachte zwei der Tassen zum Kartentisch hinüber, bevor ihr Zögern zu auffällig wurde. Die Offiziere nahmen den dampfenden Tee dankend entgegen. Nach einem neugierigen Blick auf die altersfleckige Karte, die nur noch blasse Umrisse und Beschriftungen zeigte und auf der offenbar die Küste Araniens abgebildet war, nahm sich Derya ihre eigene Tasse, nicht ohne noch einmal mit dem Blick auf den Zeilen des Zettelchens zu verweilen. Nein, die Buchstaben waren zwar lesbar und in Gruppen angeordnet, ergaben aber wirklich keinen Sinn. Es musste sich um eine Verschlüsselung handeln, was wiederum kein Wunder war, wenn ihr Großvater die Nachricht irgendwo in der Blutigen See geschrieben hatte und die Briefftaube eine weite

Strecke über das charyptorothverfluchte Meer hatte zurücklegen müssen.

Kapitänin Galahan räusperte sich, sodass Derya zusammenfuhr und ihre Aufmerksamkeit pflichtschuldig ihr zuwandte. Die kommandierende Offizierin des alten Schulschiffes schien mit den Ohren schauen und mit den Augen hören zu können, und nun fühlte sich Derya unter dem forschenden Blick peinlich ertappt.

»Schaut Euch einmal diese Karte an, Seejunkerin!«, forderte die Kapitänin sie auf. Derya trat mit der Tasse in der Hand näher und blickte auf das Pergament. Es war die aranische Küste, ohne Zweifel, und das nördliche Stück der großen Insel Maraskan. Allerdings gab es zwischen den Landmassen einige kleinere Inseln, die dort eingezeichnet waren, wo heutzutage Untiefen lauerten, wo aber kein Land bekannt war. Auch wirkte der Küstenverlauf insgesamt breiter und weniger zerfurcht, der Maraskansund hingegen schmaler. Die eingetragenen Städte trugen altertümliche Bezeichnungen, und ihre Lage stimmte nicht immer mit der überein, die Derya von neueren Seekarten kannte. Auf dem Meer segelten zudem Schiffstypen der Altvorderen, und ein zierlicher Segler nannte gar statt einem gleich zwei parallele Rümpfe sein eigen. Seeschlangen und Delphine, Oktopoden und Wale, Strudel und Wasserleute waren als Verzierung oder Hinweise auf

Seltsamkeiten und Gefahren mit feinen Federstrichen in die Wasserflächen eingefügt. In der Mitte der Karte, in der Meerenge zwischen dem Festland und der Insel Maraskan, prangte das Abbild einer großen, nackten, gekrönten Frau, deren Haare die Himmelsrichtungen wiesen und deren riesiges Stirnauge den Mittelpunkt dieser seltsamen Efferdsrose bildete. Das Auge wiederum war gezeichnet wie ein glänzend schwarzer Augapfel ohne jede Iris inmitten schwerer, dunkler Lider.

»Ein Schwarzes Auge«, sagte Derya verwundert.
»Eine merkwürdige Efferdsrose.«

Kapitänin Galahan nickte. »Das ist es«, sagte sie trocken. »Ein Schwarzes Auge inmitten des Maraskansundes auf der Stirn einer Riesin: Chawens Schatz. Damit habt Ihr Euch einen Freigang verdient, Ni Sanin. Der Efferdtempel hat Euch eine Depesche mitgegeben?«

»Eine mündliche Nachricht, Kapitänin.«

»Dann lasst hören!«

»*Man wird zur gegebenen Zeit geweihten Beistand senden, so wie es dem Herrn der Gezeiten gefällt*«, zitierte Derya.

»Sehr gut. Danke, Seejunkerin. Der morgige Tag sei vom Praiosaufgang bis -untergang zu Eurer eigenen Verfügung. Danach befehle ich bis auf weiteres Eure ständige Anwesenheit auf der *Ehre von Perricum*. Wir

erwarten einen Besuch, der Eure Aufmerksamkeit gewiss ebenso wie die unsrige erwecken dürfte.«

»Zu Befehl, Kapitänin.« Und Derya setzte hinzu:
»Danke, Kapitänin Galahan.«

Die Frau nickte. »Trinkt Euren Tee und kehrt dann zu Euren Pflichten zurück!«

»Aye, Kapitänin!«

Eigentlich wollte Lara nach dem erfolglosen Koboldruf auf der Freitreppe des Efferdtempels und ihrer vergeblichen Suche am Ufer und an den Fischerstegen zum Haus der Turmens zurückkehren. Doch da entdeckte sie den Mann, der die verschleierte Elfe auf dem Fährboot begleitet hatte. Er war verletzt, trug um den rechten Arm einen notdürftigen Verband und schien äußerst düster gelaunt, sodass sich die Schelmin sehr geschwind in die Deckung eines Karrens hockte, um nicht ihrerseits gesehen zu werden. Wer auch immer sich mit dem Söldner angelegt haben mochte, hatte dessen schwerem, dunklem Lederumhang Löcher und Schlitze beigebracht und wohl auch einige Male den Waffenarm und die Schulter des Mannes getroffen. Lara hielt zwar nicht sonderlich viel von der menschlichen Art, sich gegenseitig zu töten, wenn man sich nicht mochte, konnte aber ein Gefühl von Befriedigung nicht unterdrücken, da der Mann offensichtlich auf einen überlegenen Geg-

ner gestoßen war. Er wirkte auch gleich nicht mehr ganz so gefährlich. Bestimmt war er auf dem Weg zu seiner Gefährtin, um sich die Wunden fortzaubern zu lassen. Lara lächelte. Nun, diese Gelegenheit ließ man sich doch nicht entgehen! Und mit der Lautlosigkeit, die ihr zu eigen sein konnte, folgte sie dem Söldner.

Wenig später prägte sie sich vergnügt Aussehen und Lage der kleinen Herberge an der unteren Langen Straße ein – das Wirtshausschild zeigte einen grimmigen Bären – und machte sich auf den Heimweg.





9. Kapitel

Die Götter haben für jedes Wesen auf Dere einen Platz geschaffen, wohin es gehört. Manche bedauernswerte Kreatur jedoch sucht diesen Platz ein Leben lang, ohne ihn jemals zu finden.

– Dem Traviaheiligen Badilak von Mendena
zugeschrieben, etwa 200 v. H.

Als Brin sichtlich zögernd auf der Schwelle zur Schreibstube der Segelmacherwerkstatt aufgetaucht war, hatte Meisterin Rubintreu ihn von den durchnässten, verdreckten Schuhen bis zu den zerzausten, tropfenden Haaren gemustert, den schwerbezoften Kopf geschüttelt und ihn zuerst einmal hinunter in den Hof an die Pumpe geschickt, damit er seine Kleidung und sich selbst in einen ›schreibstubengenehmen Zustand‹ bringe. Nun stand er an seinem Schreibpult, nur noch mit seinem Hemd gekleidet, das am wenigsten gelitten hatte, und die Wärme des ingerimmgefällig überheizten Öfchens durchdrang allmählich seine fröstelnden Glieder bis zu den Füßen, die in einem Paar alter Filzpantoffeln steckten. Seine Müdigkeit

wusste Ungolfa durch steten und resoluten Nachschub an Arbeit zu unterbinden. Und während draußen über der Treppe Hose, Weste, Umhang und Schuhe langsam trockneten, holte Brin beflissen das nach, was längst hätte erledigt sein sollen. Nur ab und zu fiel sein Blick durch das Fenster auf den Hof der Segelmacherei. Er traute Velun ohne weiteres zu, dem Söldner zu entkommen, aber er wäre beruhigter gewesen, dessen ganz sicher sein zu können.

»Nun, hast du deinen Onkel gefunden?« Khorena Turmen musterte die junge Schelmin. »Nasses Kätzchen! Bist du den ganzen Tag durch den Regen gelaufen? Komm, du musst aus den feuchten Sachen heraus. Und hungrig siehst du auch aus, habe ich Recht?«

Lara lächelte zaghaft und zuckte mit den Schultern, während sie gleichzeitig nickte.

»Na, dann komm!«

»Falk ist noch nicht da?«, fragte die Schelmin. Sie folgte Khorena in die Küche und strich im Vorübergehen der dreifarbigen Katze über den Rücken, die sich zwischen ihre Beine drängte.

Seine Mutter schüttelte den Kopf. »Häufig muss er lange bei einem Patienten bleiben, und manchmal vergisst er auch die Zeit über den Büchern«, erklärte sie. »Aber wenn er dir versprochen hat, heute Abend

zu dir zu kommen, dann wird er auch kommen, selbst wenn es spät werden sollte. – So, ausziehen! Und wenn du dich gewaschen hast, gibt es für uns alle Abendbrot. Ist das ein guter Plan?«

»Akzeptabel, durchaus akzeptabel!«, grinste Lara, eines der gewichtigen Worte wiederholend, die sie heute aus Deryas Mund gehört hatte.

Als Brin spät die Segelmacherwerkstatt verließ, steckte ihm die Stallmagd augenzwinkernd einen kleinen Stofffetzen zu. Ihr Lachen ließ ihn erröten, auch wenn er wirklich nicht wusste, wann und womit er der drallen, handfesten Alrike aufgefallen sein sollte. Erst auf dem Weg hinunter nach Efferdgrund schaute er sich die Botschaft an und schalt sich grinsend einen Narren. Wie kam er nur auf den Gedanken, dass die blonde Alrike ihre Zeit mit einem dahergelaufenen Fremden verbringen mochte? Eigentlich konnte er froh sein, dass der Zettel so, wie er heute Nachmittag zurückgekommen war, keinen Spottvers auf einen vom Regen in die Traufe gefallenen Tobrier aufwies. Stattdessen blickte ihm ein mit grauer Farbe auf den Stoff gestempelter Fuchs entgegen.

Velun saß, in phexgefälliges Grau gekleidet und durch das Licht einer Öllampe einem Schattenriss gleichend, an dem Schreibtisch der Novizenkammer

und arbeitete. Er erkannte Brin an dessen Schritt; zudem erwartete der Vogtvikar außer dem Novizen zu dieser Stunde niemanden mehr.

»Phex zum Gruße!«, sagte Velun; ohne aufzusehen.

»Phex zum Gruße«, entgegnete Brin. Er blieb ein wenig verunsichert an der Tür stehen. Er war erleichtert, Velun lebend wiederzusehen; allerdings hatte sich auf dem Weg hierher der Gedanke eingeschlichen, dass er ihm vielleicht doch mehr Ungemach bereitet haben mochte, als der Geweihte von einem Novizen hinzunehmen bereit war. Außerdem tat ein Phexgeweihter *nie* etwas, ohne dafür eine Gegenleistung zu fordern.

»Warum bleibst du an der Tür stehen, Brin?«

»Ich ... danke«, versuchte der Novize sich zu retten.

Der Mann schwieg. Endlich drehte er sich auf dem Stuhl herum. Er musterte den Jungen in den abermals geflickten Lumpen, in denen er ihn von der Straße aufgesammelt hatte. Nur ein paar einfache alte Schuhe hatte sich Brin besorgt, die er nun zu seiner Flüchtlingskleidung trug. Der Novize biss sich auf die Unterlippe, schüttelte den Kopf.

»Es tut mir Leid«, sagte er rau.

»Was tut dir Leid?«, fragte Velun.

»Dass ... dass ich mir nicht selbst helfen konnte.«

Der Phexgeweihte schüttelte den Kopf. »Allein Phexens Hand hat es gefügt, dass du noch lebst«,

entgegnete er. »Wer immer auch dieser Söldner ist, er wollte dich töten.«

Brin nickte voller Unbehagen. Velun blickte ihn nachdenklich an. »Er lebt noch«, erklärte er. »Du solltest vorsichtiger sein, denn beim nächsten Treffen bin ich vielleicht nicht zufällig in deiner Nähe.«

Wieder nickte Brin. Dann fragte er: »Was schulde ...?«

Der Geweihte machte eine abwehrende Handbewegung. »Ich hätte den Preis vorher aushandeln müssen, um nun eine Forderung stellen zu können«, sagte er. »Womöglich habe ich dir das Leben gerettet. Allerdings: Wer weiß das mit Sicherheit?« Er lächelte auf eine Art, die Brin für einen Augenblick an Lara erinnerte. »Und jetzt schau! Ich stelle uns Passierscheine für den Hafen aus, denn wir haben heute Nacht noch etwas vor.«

Velun erwähnte den Vorfall mit keinem Wort mehr, auch wenn Brin später aus einem leichten Hinken des Phexgeweihten schloss, dass der Kampf nicht völlig ohne Blessuren für Phexens Gefolge ausgegangen war.

»Sie schläft?« Der alte Turmen nahm einen genüsslichen Zug aus seiner Pfeife und blickte zu seiner Frau hinüber, die an einem Kleidungsstück nähte. Das Kaminfeuer umging sie mit traviagefälliger Wärme,

und der dampfende Tee in ihren Tassen verbreitete einen würzigen Geruch, angenehm und heimelig.

Khorena nickte. »Ich denke schon. Sie war völlig durchnässt; sie muss den ganzen Tag durch die Stadt gewandert sein.« Sie ließ das Nähzeug sinken, um ihren Mann anzublicken. »Sie ist ein liebes Ding, aber so voller Unfug und ... sie wirkt so jung.«

»Dein Sohn ist selbst ›erst‹ anderthalb Dutzend Götterläufe alt. Das mögen kaum zwei, drei Jahre mehr sein, als Lara zählt. Die Akademie hat ihn früh zum Mann werden lassen. Dieses Zeitalter wird vielen jungen Menschen in Zukunft noch weniger Jahre zugestehen, damit sie selbstständig werden.« Er betrachtete seine immer noch jung wirkende Frau voller Liebe. »Wie alt warst du, als du einen alten Jüngling verführt hast? Erinnerst du dich?«

Khorena lächelte. »Sicher erinnere ich mich. Jung, aber dennoch älter als Lara«, entgegnete sie. »Außerdem bin ich nicht bei Kobolden aufgewachsen.«

»Ist das ein Vorteil oder ein Nachteil?«

»Einfach etwas anderes.«

»Wenn meine Mutter gewusst hätte, mit wem ich da den Traviabund geschlossen hatte, glaubst du, sie wäre einverstanden gewesen?«

Seine Gattin seufzte. »Nein, sicher nicht. Ja, ich sollte Lara ihre Offenherzigkeit nicht vorwerfen. Aber ich fürchte um die Träume, die Falk für sein Leben hat.

Ein Akademieweißmagier und eine Schelmin! Und wer weiß, ob sie ihm nicht bald das Herz bricht?«

»Wohl nur die Götter. Khorena, wie stellst du dir deinen Sohn nach dreißig Jahren Perricumer Akademie vor – lebend nur zwischen Büchern, Hörsaal und Krankenstube? Ich denke, er fühlt, dass so ein *Ding* sein Leben bereichert, ein wertvolles Geschenk ist. Olorand ist ein aufrichtiger Freund und guter Mensch und sicher auch ein hervorragender Lehrer, aber Falk ist *dein* Sohn. Warum, denkst du, ist er ein so guter Heiler? Vertraue deinem Sohn! Er hat seine Einfühlbarkeit von dir geschenkt bekommen.«

»Ach, und was hat er von dir?«

Der alte Kartograph schmunzelte. »Den treffsicheren Sinn für bezaubernde Frauen«, war seine Entgegnung.

Lara schlief nicht. Sie hockte in der Dunkelheit der kleinen Kammer auf der Armlehne eines Stuhls, den sie vor das Fenster gerückt hatte. Sie stützte die Ellenbogen auf das Fensterbrett, das Kinn lag auf den Fäusten. Den Saum des viel zu großen Nachtkleides hatte sie sich um die frierenden Füße geschlungen. Das Fenster war aus vielen kleinen, eisblauen Vierecken zusammengesetzt, die einen Blick nach draußen erlaubten, das Licht der Laterne im Hof des Nachbarhauses glitzernd brach und die Welt in winzige, ver-

vielfache Teile zerlegte. Allmählich ließ der Regen nach, während der Wind an Stärke zugenommen hatte und schwarze Wolkenfetzen von der See her landeinwärts trieb. Immer wieder leuchtete zwischen den zerrissenen, silbergesäumten Schatten der schmale Kelch der Mada auf. Sterne funkelten und verschwanden wieder. Und einmal glaubte Lara, einen Schatten zu sehen, der weit, weit oben mit langsamem Flügelschlag gegen den Wind flog. Vielleicht war es ein Drache, vielleicht aber auch einer der fliegenden Dämonen, die Brin einmal erwähnt hatte. Brin – wo er wohl jetzt war? Wenn Lara sich weiter nach vorn beugte und die Nase gegen das kalte Glas drückte, konnte sie einen Blick auf die Lange Straße erhaschen. Dort waren selbst zu dieser Stunde noch Menschen unterwegs. Einmal blitzten glänzende Rüstungen im Licht schwankender Fackeln auf; der Stundenausrufer zog vorüber und sang sein einsames, eintöniges Lied; ein Bote zu Pferd verursachte eiligen Hufschlag. Blätter wirbelten durch die Nacht, vom Wind von den Ästen gerissen und vorwärts getrieben, als wolle bereits der Herbst Einzug halten, viel zu früh.

»Ja, wahrlich, zu früh für den Herbst. Weißt du, mein Kind, hoch im Norden, da soll nun ewig Winter sein. Welch eine Zeit! Welch ein Zeitalter!«

Der Kobold hockte in der Fensterecke und ließ die Beine über die Kante des Fensterbretts baumeln,

stopfte sich eine Pfeife und blickte wie Lara in die Nacht hinaus. Im Aufleuchten einer kleinen Flamme sah Lara feine Schwimmhäute zwischen seinen zierlichen, blaugeschuppten Fingern. Der Kobold trug über seinen dürren Gliedern nur einen grünen Kittel aus grob gewebtem Seetang, den ein Hanfgürtel mit einer Unzahl kleiner Taschen und Beutel zusammenhielt. Anstelle von Haaren hatte er rote Schuppen auf dem Kopf, die am Scheitel einen zackigen kleinen Kamm bildeten. Über seine großen dunklen Augen zogen sich bei jedem Lidschlag wasserklare Nickhäute. Er lächelte Lara mit seinem lippenlosen Mund zu. Aus weit geöffneten Nasenlöchern, die ohne jede Nase in seinem Gesicht saßen, blies er Rauchkringel, die sich zu kleinen Fischen formten und in die Dunkelheit davonschwammen und vergingen.

»Du wolltest mich sprechen, Lahra'terianmella. Nun, hier bin ich«, sagte er in der schnellen Mundart der Koboide, kaum verständlich für einen Menschen, so dieser nicht ein Schelm war.

»Onkel?«, vergewisserte sich Lara.

Er nickte aufmunternd.

Die Schelmin lachte leise. »Tsa zum Gruße und He-sinde mit dir, Onkel«, grüßte sie ihn auf Koboldisch. »Ich dachte nicht, dass du meinen Ruf gehört hast. Die Menschenwelt ist seltsam, da gehorcht so manches anderen Gedanken als anderswo.«

Der Kobold nickte erneut. »Die Menschen sagen Gleiches von den Feenwelten. Aber – war nicht Neugier dein zweiter Name?«

Lara grinste. »Ganz bestimmt.«

»Also, was willst du wissen?«, erkundigte sich der Kobold, paffte an seiner Pfeife und blickte nach draußen. »Eine stürmische Nacht«, murmelte er. »Besonders auf dem Meer.«

Die Schelmin ließ sich nicht beirren und stellte die Frage, die ihr am dringlichsten schien: »Hast du uns gerettet?«

»Nein, mein Kind. Ich hätte es sicher in Erwägung gezogen, wenn ich in eurer Nähe gewesen wäre, als euch dieser fatale Stoßsturz zustieß, tsaungefällig, ganz sicher. Aber ich war es nicht, das weiß ich genau. Dennoch habe ich damit nun etwas zu tun, doch, das wiederum kann man durchaus behaupten.«

Lara blickte aus dem Fenster, betrachtete die im Wind schwankende Laterne im Nachbarhof und atmete tief den starken, warmen Rauch des Pfeifenkrauts ein. Es war wie ein Stückchen Zuhause, denn ihre Ziehmutter liebte ebenfalls ein Pfeifchen hin und wieder und insbesondere, wenn sie nachzudenken hatte.

»Ein Beutelchen Tabak gegen eine Antwort, was du damit zu tun hast?«, schlug die Schelmin lächelnd vor.

»Ein gutes Angebot. Jedenfalls schmackhafter als Honigkuchen. Sag, warum hält sich bei den Menschen nur so hartnäckig das Gerücht, Kobolde täten für Süßes alles?«

»Weil du Verwandte hast, die keinen Fisch mögen«, vermutete Lara. »Also, wie war das mit deinem Anteil an unserem Unglück?«

»Mit dem Unglück habe ich nichts zu tun, aber ich denke, das brauche ich dir wohl kaum hoch und heilig zu schwören«, brummelte der Kobold. Die Schelmin nickte. »Gut«, fuhr ihr nächtlicher Besucher fort. »Den beiden, die euch so verzückt beim Ertrinken zusahen, kam schließlich der Gedanke, dass Menschenkinder unter Wasser Schwierigkeiten mit dem Überleben haben, und sie entschlossen sich daher, euch wieder an die Luft zu befördern. Ich denke, du erinnerst dich nicht an Darpats Reich, oder? Dachte ich's mir doch. Wollen spielen aber nichts preisgeben. Nun, ich habe den beiden den Gefallen abgewonnen, den ihr ihnen schuldet. Das war recht einfach, denn diese verspielten Wasserdinger geraten doch immer wieder in kleinere und größere Schwierigkeiten, bei denen man ihnen ab und zu unter die Flossen greifen muss, und sie waren recht froh, einen Gefallen an mich abgeben zu können. Ihr Berg an Gefälligkeiten, die sie mir noch tun dürften, ist kaum in einem Zeitalter abzutragen, musst du wissen? Nun, so ist das. Ganz einfach. Simpel geradezu.«

Lara seufzte. »Kinderleicht, wahrlich«, entgegnete sie. »Ist der Gefallen ebenso kinderleicht zu leisten?«

»Weniger«, gab der Kobold zu. »Aber ich bin guten Mutes, dass es euch gelingen wird. Kennst du die Sage um die Riesin Chalwen?«

»Chalwen? Ich weiß nicht. Ich meine, ich hätte den Namen schon einmal gehört. Kann sein, dass Malli von ihr gesprochen hat, aber die Sage selbst kenne ich nicht. Ging es da nicht um einen Schatz?«

»Ja, um einen Schatz. Einen unglaublich wertvollen Schatz.« Der Kobold nickte. »Einen magischen Schatz: die Krone der Chalwen. Es handelt sich zwar nicht ausschließlich um einen Schatz aus Edelstein und Metall, was auch fürchterlich langweilig wäre, aber er ist für die Geschichte schon sehr wichtig. Du musst wissen: Sie war eine Riesin. Es ist furchtbar, unvorstellbar lange her, dass sie lebte. Und sie war nicht nur eine Riesin, sondern auch die Königin der Riesen. Ihr Reich erstreckte sich von hier bis weit nach Osten; damals gab es noch weniger Meer, weitaus weniger. Sie soll so groß gewesen sein wie zwei, nein, drei Berge und dabei von wunderbarer Schönheit und bestechender Klugheit. Das mit der Schönheit ist sicherlich Ansichtssache. Aber für die Riesen damals war sie die Schönste. Viele, viele Riesen träumten davon, mit ihr das Lager zu teilen ... Ehm, vielleicht bist du noch etwas zu jung für diesen Teil der Geschichte?«

Lara grinste frech. »Oh, kennst du den Tempel der Rahja hier in Perricum?«, fragte sie schelmisch. »Ich schon. Erzähl nur weiter!«

Der Kobold wiegte den Kopf und zwinkerte ihr zu. »Oho, wenn das deine Mutter erfährt, kleine Frau! Nun gut, dann weiter: Also warben viele Riesenmänner um die Gunst der schönen, klugen, riesigen Chalwen und überboten sich mit Geschenken. Die kostbarsten Stoffe, edelsten Tiere, kunstvollsten Apparate aus den fernsten Gegenden Deres. Und Geschmeide ... Es blitzte und funkelte, wie es heutzutage nur noch am Himmel blinkt und funkelt. Aber Chalwen war auch eine Zauberin, und sie konnte den Riesen in die Herzen sehen und auch in ihre Zukunft und die Zukunft der Welt, und sie wusste, dass es niemanden unter denen gab, die da kamen, der ihrer Liebe gewachsen war. Wenn Riesen sich lieben, musst du wissen, und das kommt nur alle einhundert Jahre einmal vor, dann bebt die Erde, und die Berge fallen in sich zusammen, Flutwellen stürmen die Flüsse hinauf, und Stürme toben über das Land. Sie sind ungestüm in ihrer Hingabe und Leidenschaft und ebenso ruppig wie liebevoll zueinander. Und Chalwen war die stärkste Riesin ihrer Zeit; wenn sie sang, hörten das noch die Tiere im ewigen Eis und hielten nach dem kommenden Unwetter Ausschau. Und wenn ein Riese seine geliebte Riesin verliert, wü-

tet er noch viel grausamer, selbst wenn es seinen Tod bedeuten sollte. Nein, Chalwen wusste, dass es nur ein ganz außergewöhnlicher Riese sein durfte, den sie lieben würde, und dass er ihr ein außergewöhnliches Geschenk bringen würde. So saß sie auf ihrem erzenen Thron, der unmittelbar aus dem Berg herausgewachsen war, und während ihre Füße von klaren Gebirgsbächen umspült wurden und die Winde mit ihren langen Locken spielten, wartete sie auf den einen. Ab und zu entwich ihr ein heimlicher Seufzer ob ihrer Einsamkeit auf dem Thron. Und diese Riesenseufzer stiegen wie laue Sommerwinde die Hänge ihres Landes hinauf und hernieder, sodass man das Tal, in dem sie zu Hause war, bald nur noch das *Tal der Seufzer* nannte. Und dennoch teilte sie ihre Klugheit freigiebig mit den Wesen jener Zeit und gab weisen Rat und sprach Orakel.

Da gab es nun einen Riesenrecken, Ilgold, der aus Lust am Leben über Dere streifte und Abenteuer suchte. Er begegnete Drachen, Feen und noch vielen anderen seltsamen Wesen und soll sogar einmal bei den Göttern geladen worden sein und dort Rahja ob ihrer Schönheit, Hesinde wegen ihrer Klugheit und Tsa für ihre Lieblichkeit gerühmt haben. Die Götterfrauen schätzten ihn daraufhin ebenso wie Rondra und Phex, denen er immer schon zu ihrem Wohlgefallen stritt und für die er manche Heldentat voll-

brachte. Und dabei war er stets guter Dinge und mutig und besaß das Herz eines wahrhaft großen Helden, ohne je mit seinen Taten zu prahlen.

Dort droben bei den Göttern hat ihm Efferd nun von seiner Tochter Chalwen berichtet und ihm aufgetragen, sie zu grüßen. Alle Riesen sind Kinder der Götter, musst du wissen. Und Chalwen war eine sehr alte Riesin, und da kann es schon wahr sein, dass sie wirklich eine Tochter direkt von Efferds Blut war. Ilgold nun dachte bei sich, dass einer Göttertochter sicher ein besonderes Gastgeschenk zukomme, und überlegte äonenlang, was für solch eine hohe Frau wohl das Passende wäre. Als dann auf seinen Wanderungen einmal ein Stern vom Himmel fiel, geradewegs vor seine Füße, nahm er dies als Zeichen des Phex, packte das Erz und formte daraus eine schwarze Kugel, knetete so lange mit den bloßen Händen, bis sie nicht ebenmäßiger mehr werden konnte, und polierte sie mit seinem zottigen Barthaar, bis sie schimmerte wie die schönste Perle der Welt. Dann suchte er eine Fassung für diese Sternenperle und fand einen Äon später im Hort eines Drachen pures Mindorium, dessen tsawohlgefälliger Regenbogen-glanz ihm recht passend für ein Diadem schien, in das er die schwarze Perle einzufügen gedachte. Dass der Drache das Metall nicht freiwillig hergegeben hat, kannst du dir sicher denken. Aber da zu dieser Zeit

bereits der Krieg zwischen Drachen und Riesen tobte und Ilgold als Krieger der Riesen diesem Drachen sowieso ein besseres Benehmen beibringen sollte, trug er ihm die *Zwölfmal Zwölf Regeln Heldenhaften Anstandes* vor. Darüber schlief der gelangweilte Drache derart fest ein, dass der Riese das Mindorium bergen und mit einigen besonders schönen Edelsteinen an dem schnarchenden Drachen vorbei aus dem Hort tragen konnte. Allerdings gelang es ihm nicht, das Metall mit den bloßen Händen zu formen; es war viel zu spröde, wie Mindorium nun einmal ist, worüber der Held vor Enttäuschung in solch riesige Wut verfiel, das sein Blut wahrhaftig kochte! Da schmolz das magische Metall in seinen zornigen Händen, und er konnte es endlich zu einem Diadem formen, in dessen Mitte er dann die Sternenperle fügte. Er verzierte das Schmuckstück noch mit vielen anderen kostbaren und wunderbaren Steinen, aber das prachtvollste Stück war dennoch diese eine, besondere Perle. Dann brach er mit dem Geschenk in der Tasche auf, um der Tochter Efferds seine Aufwartung zu machen. Zwischendurch ließ er sich einige Male aufhalten, weil es hier dies und dort das zu erledigen gab, sodass er wiederum einen Äon brauchte, um endlich der Riesin ansichtig zu werden.

Du kennst dich sicher nicht aus in der Alchimie der magischen Metalle, oder? Nun, es ist so, dass es auf

dieser Welt Metalle gibt, die mehr sind als nur schön oder wertvoll. Mindorium ist ein solches Metall. Seine Besonderheit liegt darin, dass Wesen jener Art, die in der Welt der Menschen – damals der Riesen und Drachen natürlich –, also hier, eigentlich gar nicht zu Hause sind, dass diese überderischen Wesen also gern darin umherreisen. Manchen gefällt das so gut, dass sie sich darin häuslich einrichten. Stelle ich mir zwar etwas eng vor, aber jeder hat da wohl seine eigenen Vorstellungen von Bequemlichkeit. Ilgold hatte Glück, dass sich kein garstiger Dämon in dem Kleinod breit machte, während er es so sorglos in der Tasche mit sich herumtrug. Die Dämonen gibt es nämlich schon immer – mindestens solange es die Welt gibt. Sie bereiten nur manchmal mehr und manchmal weniger Ärger. Zur Zeit eher mehr, nun ja. Das Weslein nun, das sich das Geschenk als gefälliges Reisegefährte bei einer zufälligen Begegnung mit dem Riesen aussuchte, war eine winzige Fee, die das Blitzen und Blinken der bunten Steine und das Schimmern der schwarzen Perle so bezaubernd fand, dass sie nicht nur in dem Diadem reiste, sondern es auch täglich mindestens einmal putzte und polierte, sodass das Geschmeide immer schöner wurde und langsam und stetig immer mehr an feeischer Kraft in sich aufnahm. So kniete der gute Ilgold schließlich bescheiden vor der großen Chalwen und überreichte ihr mit

dem Gruß ihres Vaters nicht nur das schönste aller Geschenke, das sie je erhalten hatte, sondern auch eines der zauberhaftesten und seltensten Artefakte jener Zeit, wenn nicht gar das wundersamste überhaupt.

Chalwen blickte dem Helden ins Herz, sie sah seine Zukunft und war gerührt angesichts seiner Suche nach einem solchen Geschenk und erschrocken darüber, was aus solcher Gutherzigkeit nun entstehen sollte. Über ihre Wangen perlten salzige Tränen, die das Wasser der Bäche zu ihren Füßen für sieben Götterläufe untrinkbar machten. Der Riese war sehr erschrocken über ihr Weinen und bat sie, ihm zu erklären, was er denn falsch gemacht habe. Die Riesin brachte es nicht über das Herz, ihm die Wahrheit zu sagen. Da sie aber als weise Frau und Orakelsprechende keine Lüge in den Mund nehmen durfte, schwieg sie über ihr Wissen. Und weil sein Geschenk nun tatsächlich das außergewöhnlichste und weil er eben Ilgold war, bot sie ihm ihre Liebe. Ilgold hatte ja gar nicht im Sinn gehabt, um sie zu werben, aber ihren Tränen und ihrer Schönheit war er längst erlegen, sodass er voller Liebe und Ungestüm das Lager mit ihr teilte. Damals ist das Wasser den Darpat bis hinauf zu den nördlichen Trollzacken gestürmt, weshalb es in dem See dort oben immer noch einige höchst seltsame Kreaturen gibt. Der Sturm ihrer Leiden-

schaft hat ganze Wälder gefällt und einige Drachen unsanft durchgerüttelt, und das Beben der Erde hat selbst Raschtul in seinem Schlaf gestört, sodass er sich grummelnd auf die andere Seite drehte, was auch der einen oder anderen Drachenhöhle nicht eben gut bekommen ist, wie du dir vorstellen kannst. Und solch eine Liebe dauert nicht nur eine Nacht, nein, die Welt hatte damals einiges auszuhalten. Irgendwann schließlich war es zum Aufatmen aller vorüber, und Ilgold und Chalwen sanken ermattet und eng umarmt in einen langen, tiefen Schlaf.

Der Herr der Drachen, aufgestört durch den Aufruhr, den die beiden Riesen verursacht hatten, und auf Königin Chalwen sowieso nicht gut zu sprechen – du erinnerst dich, dass ja Krieg zwischen ihnen herrschte – , wollte nun der Riesin seine zornige Aufwartung machen und begab sich auf den Weg zu ihr hinunter in die Ebene. Als er über dem Tal der Seufzer ankam, erblickte er um die Stirn der Riesin das wunderbare Diadem und erkannte Edelsteine und auch Metall von solcher Art und genau jener Menge, die einem seiner Söhne auf peinlichste Art und Weise abhanden gekommen waren. Und der Riese, der in den Armen der Königin und Zauberin lag, war zudem einer der Recken, dessen Taten ihm bereits seit langem aufs Ärgste missfielen. Der Drache schrie vor Wut, fauchte vor Zorn und spuckte unbeherrscht Feuer über die Welt, sodass Eis und

Schnee von den Zinnen der Trollzacken und des Raschtulswalls in großen Lawinen zu Tal donnerten und sich dabei in stürzende Wasserfluten verwandelten, die Tiere, Pflanzen und die Erde selbst mit sich rissen. Die Riesen erwachten, und Ilgold warf sich, so entblößt, wie er aus dem Schlaf geschreckt war, schützend vor seine Gefährtin und bot sich dem Drachen als Gegner. Dieser verhöhnte ihn und versetzte ihm mit einem seiner gewaltigen Flügel einen solchen Schlag, dass Ilgold über halb Dere flog und nur mit knapper Not und der Hilfe der ihm holden Göttinnen den Sturz überlebte. In dem Drachen hatte er seinen unüberwindbaren Gegner gefunden, denn älter noch als die Riesen sind die Drachen, sagt man. Und er, der König der Drachen, war der mächtige Pyrdacor selbst.

Chalwen hingegen erhob sich ruhig und setzte sich auf ihren erzenen Thron, nur angetan mit dem kostbaren, wundersamen Diadem, das ihren Sinn schärfte und sie mit der Weisheit Hesindes, der Liebe Rahjas, der Zuversicht Tsas und der Leichtigkeit der kleinen Fee erfüllte. Und Efferds Starrsinn besaß sie als seine Tochter allemal. Sie hat da ein letztes und weises Orakel gesprochen:

Nichts von dem, das in sechs Welten geborgen, gehört zur Unvergänglichkeit, nicht Götter, nicht Holde oder gar die auf Sumus Leib Wandelnden. Jedoch nichts, was vergänglich ist, kann vernichten, was Unvergänglichkeit ist

in seiner eignen Welt. So werden wir ruhen Seit an Seit bis zum Ende aller Zeit. Drache, ich sehe dein endloses Sterben und meinen unendlichen Traum. Vernichtung wird Erlösung sein, Äonen fern. Und dein Zorn ist ohne Macht, wenn auch vernichtend. Und meine Weisheit ungehört, doch strahlend in nächtlichem Blau.

Pyrdacor jedoch spottete, dass er sehr wohl für eine sofortige Vernichtung ihrer selbstherrlichen Weisheit sorgen könne, und er bannte die Riesin auf ihren Thron, und sein Wüten und sein Zauber verwandelten Luft zu Feuer und Land zu Wasser, und Chalwen versank mitsamt ihrem Thron und großen Teilen ihres Reiches in den Fluten. Und mit ihr versanken auch alle jene Geschenke, die sie von ihren Freiern erhalten hatte, das Diadem und damit nicht zuletzt auch die Fee.

Doch Riesen tötet man wahrlich nicht so schnell. Ilgold überlebte den Flug und den Sturz, wie ich schon erzählte, und er suchte noch sehr lange einen Weg zurück zu seiner Geliebten und weinte schließlich an den Ufern des Maraskansunds bittere Tränen, die das Meer hier vollends versalzten. Den Drachen konnte er nicht mehr zur Verantwortung ziehen, denn der war längst dem Zorn der Götter erlegen. Irgendwo hier soll sich Ilgold dann zur Ruhe gebettet haben, um seiner Chalwen nahe zu sein. Die Riesin selbst sitzt noch immer auf ihrem Thron, tief im Meer, umgeben von ihrem Schatz, und träumt von Ilgolds Liebe. Und wenn sie

unruhig schläft, türmen sich die Wellen gefährlich auf und stürmen dem Strand entgegen, und sie tragen den endlosen Ruf nach ihrem Helden mit sich. Die Fee jedoch putzte nun nicht nur das Diadem, sondern kämmte auch jeden Tag das Haar der Riesin und sorgte sich um die Schlafende. Und weil dies eine anstrengende Arbeit ist, suchte sie sich irgendwann einen Wassermann, der ihr dabei half. Von diesen beiden stammen nun beinahe alle Wasserfeen hier in der Gegend ab, verstehst du?«

Der Kobold klopfte die erkaltete Asche aus dem Pfeifenkopf und stopfte ihn neu. »Weißt du«, paffte er, während er mit einer kleinen Flamme von seinen Fingerspitzen den Tabak entzündete, »solche Märchen enthalten immer etwas Wahres. Ich bin früher einmal dort gewesen, wo der Thron versunken sein soll. Da gibt es mächtige Ruinen und allerlei Zauberzeug. Und der Boden hebt sich wie in gewaltigen Atemzügen, nur etwa einmal am Tag; es könnte also durchaus sein, dass Chalwen dort liegt und schläft. Wer weiß das schon, bevor er sie nicht ausgegraben hat?« Der Kobold lächelte Lara zwinkernd zu. »Ein ziemliches Unternehmen bei ihrer Größe, scheint mir.« Dann blickte er sehr ernst. »Aber es ist sicher kein Zufall, dass die verfluchten Seeleute und dieses götterlose Schiff, wenn man es überhaupt so nennen kann, in der Gegend anzutreffen sind, wo just der Thron mit Chalwen versunken ist.«

»Wer? Leute aus den Schwarzen Landen?«

Der Kobold nickte. »Ebendiese. Und ich weiß nicht, wie es vonstatten gegangen ist, aber der Teil eines Schatzes, vielleicht ihres Schatzes, ist mit einem Schiff auf dem Weg hierher. Keines ihrer Schiffe, das wäre wahrlich schlimm, sondern eines von denen, die diese bekämpfen. Nun, dennoch ist man nicht erfreut darüber, dass ein Artefakt der Feenfamilie sich jetzt in Menschenhand befindet.«

Lara seufzte. »Onkel, du verlangst doch nicht etwa ...«, hob Lara erschrocken an.

»Nun, du und dein Freund, ihr seid mir etwas schuldig, und mir scheint es ein hübscher Einfall, mich damit eurer Dankbarkeit zu versichern.«

Lara schüttelte den Kopf. »Dieses Ding muss riesig sein, wenn es die Krone einer Riesin ist! Einfach gigantisch. Glaubst du wirklich, dass sie *das* gefunden haben und hierher bringen?«

»Lahra'terianmella, Sagen sind Sagen und Märchen sind Märchen. Was daran wahr ist und was nicht, sieht man nur, wenn man das Jetzt betrachtet und erforscht, denn das Wirkliche ist die Wirklichkeit. Allerdings darf man das Unsichtbare und Verborgene nicht übersehen, für das so viele nur Hesinde folgende Menschen keinen Blick haben. Und etwas wirklich Unmögliches von dir und deinem Freund zu verlangen, wäre dumm von mir. Dann hätte ich doch lieber

den Honigkuchen nehmen sollen. Aber wer weiß, vielleicht bin ich gar dumm? Sagt man nicht, das kluge Weisheit und dummer Wahnsinn so eng beieinander liegen wie kalter Hass und heiße Liebe? Oder waren es schelmischer Witz und dämonische Bosheit? Ich werde darüber nachdenken. Ein ernsthaftes Thema, fürwahr.« Der Kobold beugte sich vor und gab der Schelmin breit grinsend einen neckenden Nasenstüber. »Wir sehen uns, Lahra'terianmella. Und das Lachen nicht vergessen!«

Und dann war er fort und hinterließ nur ein feuchtes Fleckchen auf der Fensterbank und ein unbezähmbares Kichern, das Lara veranlasste, blitzschnell vom Stuhl ins Bett zu flüchten, um in die Kissen und Decken hineinzuprusten. Na warte!, dachte die Schelmin, während sie sich vor Lachen krümmte und ihr die Tränen aus den Augen in das Kissen sickerten, das sie sich fest vor das Gesicht presste. Alter Kobold, der letzte Spaß ist immer der Beste! Dann gab sie sich dem Lachkrampf hin und genoss ihn, auch wenn sie sich wahrlich Mühe gab, nicht so laut zu kichern und zu prusten, dass man sie bis auf die Straße hinaus hörte. So ganz gelang ihr das allerdings nicht.





10. Kapitel

*Oft liegt ein hoher Sinn im schelmschen Spiel,
doch verborgen gar ist Kobolds Wissen
für den, der da des Narren Ziel.*

– Aus: *Der Schalk von Gareth*,
überlieferte volkstümliche Dichtung

Der Kriegshafen Perricums war groß, sehr groß. Brin kannte den Hafen von Mendena und hatte miterlebt, wie Xeraan ganze Stadtviertel einschließlich des Eferdtempels hatte abreißen lassen, um für seine Seestreitmacht und den größten Handelshafen der Schwarzen Lande Platz zu schaffen. Brin hatte Mauern, Kaianlagen, Molen an manchem nebligen Morgen aus dem Dunst auftauchen sehen, wo am Abend zuvor noch bescheidene Holzstege ins Meer geragt hatten. Die Dämonen und Fronarbeiter des *Portifex Maximus* Xeraan leisteten unermüdliche Arbeit und hatten eine Hafenanlage geschaffen, die an Größe der von Perricum in nichts nachstand. Und dennoch waren die beiden Häfen völlig verschieden. Der Perri-

cumer Hafen war alt, sehr viel älter, und das spürte und sah der Junge, wohin er auch blickte. Velun hatte erwähnt, dass das älteste erhaltene Dokument und die ursprünglichste noch sichtbare Hafenanlage über tausend Jahre zählten. Nachdem Nebachot, wie Perri-cum früher genannt wurde, bedeutend älter war, mochte die Geschichte des Hafens noch weiter in die Vergangenheit reichen. Heute grenzte sich der Stützpunkt der kaiserlichen Perlenmeerflotte sich mit einem vier Mann hohen Alten Wall gegen den Tiefen Efferdgrund ab, hinter dem ein gut zehn Schritt breiter Wassergraben folgte. Dahinter war die jüngere, wuchtigere, sicher doppelt so hoch aufragenden Praismauer errichtet worden, deren Fuß gut und gern so breit wie der Wassergraben war. Diese Baumaßnahmen zeigten deutlich, dass die Anlage im Lauf der Jahre gewachsen und immer stärker befestigt worden war. Die beiden Zugbrücken, schon tagsüber gut bewacht, wurden jetzt, während der Nachtzeit, noch weit strenger kontrolliert.

Velun trug die Gewänder eines garetischen Edelmannes und hatte Brin gute, beinahe neue Pagenkleidung anlegen lassen. Die zerzausten Haare des Novizen waren mit Öl geglättet und unter einem Samtbarett fast völlig verborgen, während Veluns ursprünglich blondes Haar nun haselnussbraun unter einem federngeschmückten Hut hervorlugte; auch der gepfleg-

te falsche Vollbart besaß eine dunkle Farbe. Der hochadligen Herkunft entsprechend hatte der Offizier der Wache des nördlichen Tores selbst die Passierscheine in Augenschein genommen und die beiden als Velurian von Gareth mit seinen Pagen Elderik von Streitzig bereitwillig das Tor durchschreiten lassen. Beim Abschied gab er ihnen zudem den Hinweis mit auf den Weg, wo sie ein Boot zur Überfahrt fänden.

Brins Herz klopfte wild, während er sich hinter dem Tor umsah. Jeder Winkel des Hafens war durch Laternen und heftig flackernde Fackeln zumindest so weit erhellt, dass kaum ein Schatten dunkel genug zwischen Boots- und Lagerschuppen, Werkstätten und militärischen Gebäuden schien, um ein gutes Versteck abzugeben. Dafür waren die Wachen, angeatan mit blanken Metallrüstungen und bewaffnet mit Hellebarden und Säbeln, schier allgegenwärtig. Es wurde immer noch gearbeitet; in einem Trockendock war gar ein Zweimastsegler, eine schnittig wirkende Schivone, auf Kiel gelegt, der man an Steuerbord bald ein Drittel der Bordwand ersetzte. Auch der Mast und ein Teil der Aufbauten wirkten neu.

»Das Schiff ist einer Dämonenarche begegnet«, erklärte Velun, »und schuldet Efferd wahrlich Dank. Vierzehn Tote, nur.«

»Wie viele Männer und Frauen Besatzung hatte es?«, fragte Brin.

»Zweiundzwanzig, soweit ich weiß.«

Brin nickte. Das war der zweite, gewichtigere Unterschied: Hier befand er sich auf der anderen Seite der Grenze. In Mendena selbst hatte er nie eine der berüchtigten Dämonenarchen gesehen – riesige belebte Schiffe in Form von Konstruktionen aus unnatürlich sich bewegendem Holz, die über und durch das Wasser krochen, und, so sagten die Gerüchte, aufgebrachte feindliche Schiffe, die mit der Arche verwachsen. Aber auch die Piratenschiffe, Handelsfahrer der Schwarzen Lande und die Schiffe der schwarz-maraskanischen Flotte waren eindrucksvoll genug bewaffnet und häufig so stark beschädigt, dass man auch in Mendena sah, dass Krieg herrschte. Seesöldner und Hafengardisten gab es in beiden Städten, aber hier in Perricum fühlte Brin sich trotz des falschen Passes (immerhin gab er sich als Angehöriger eines der bedeutendsten Adelshäuser des Reiches aus) weitaus weniger bedroht. Auf den ersten Blick fielen die militärische, rondrianische Ordnung und eine zielstrebige, göttergefällig zu nennende Betriebsamkeit auf. Aber der Hafen bot weit mehr Schiffen Platz, als Brin an den Kaianlagen liegen sah, und der riesige Kriegshafen wirkte auf traurige Art und Weise durch die leeren Ankerplätze, die geschlossenen, mit schweren Ketten abgesperrte Bootschuppen und ungenutzten Lagerhäuser verlassen und tot. Und nicht wenige der Schiffe würden nie

wieder in See stechen, so stark beschädigt waren sie. Aber es wurde daran gearbeitet, die Lücken zu schließen, wohl um auch auf See den Schwarzen Landen die Stirn bieten zu können. Und die grimmige Entschlossenheit der Krieger und Arbeiter wirkte beinahe greifbar und vermittelte Brin den Eindruck von Standhaftigkeit und Ehre, Tugenden, die in Mendena keinen rostigen Kreuzer wert waren. Von der gebrochenen Moral, die man der stark dezimierten Perlenmeerflotte nachsagte, war zumindest hier und in dieser Nacht wenig zu spüren. Und der Tobrier hoffte, dass Velun nicht vorhatte, hier irgendetwas zu stehlen. Wie man das bewerkstelligen und wieder unbehelligt verschwinden sollte, war ihm ein Rätsel.

Velurian von Gareth zeigte an einer Anlegestelle mit mehreren Ruderbooten einem kaiserlichen Matrosen ein gesiegeltes Schreiben, woraufhin dieser nickte und über die Stufen der Kaimauer in ein leicht in der Hafendünung rollendes Ruderboot hinunterkletterte. Im Boot stehend zog er es an einem Pollertampen dicht an die Mauer heran, um seinen beiden Passagieren den Einstieg zu erleichtern. Velun gab sich beim Hinabklettern und Einsteigen mutig und ungeschickt, und innerlich grinsend machte der Phexnovize es ihm nach. Im Boot sitzend wagte er nach dem Ablegen dann sogar die Frage: »Was ist das für ein Turm?«

Velun blickte zu dem hohen, eckigen Gebäude hin-

über, das sich auf einer Insel inmitten des Hafengebets aus einem Kranz von Schiffsschuppen erhob. »Das muss das Oktagon sein, das Admiralshaus«, erklärte er.

Ihre Fahrt führte an dem achteckigen Turm vorbei, der sich mindestens drei Geschosse über die Dächer der Schuppen erhob, weiter auf eine Durchfahrt von etwa zwanzig Schritt zu, die von zwei kleineren, aber nicht minder wehrhaften Türmen flankiert wurde. In der Durchfahrt hing eine Kette, armdick und hoch genug gespannt, um einem Ruderboot gerade eben die Durchfahrt zu gestatten; auf Land schloss sich beiderseits eine bemannte Wehrmauer an. Diese unterteilte, soweit man erkennen konnte, den gesamten Hafen in einen westlichen und einen östlichen Teil.

»Das dürfte der Reto-Wall sein, die absolute Grenze für jeden nicht geladenen Zivilisten innerhalb des Hafens«, sagte der Phexgeweihte mit einem deutenden Blick. »Hier wird man wohl noch einmal unsere Papiere prüfen?«, wandte er sich fragend an den Ruderer. Der nickte und deutete mit dem Kinn auf eine Seekriegerin, die ihnen bereits Zeichen gab, in der Nähe der nördlich Kettenverankerung anzulegen. Die Frau, die anstatt des rechten Fußes und Unterschenkels einen gedrechselten hölzernen Ersatz trug, grüßte bei Efferd und Rondra und ließ sich die Passierscheine und das Begleitschreiben hinaufreichen.

Während ein Kamerad das Ruderboot mit seiner Besatzung im Auge behielt, betrat sie den Turm.

»Sie schaut, ob wir auf der Gästeliste stehen«, scherzte Velurian von Gareth. »Warten wir ab, ob sie uns findet.«

Offensichtlich fand sie die Namen, denn kurze Zeit später kehrte sie zurück und händigte ihnen die Pergamente wieder aus.

»Ihre Wohlgeboren können passieren«, sagte sie. »Ihr seid spät.«

»Das Wetter«, seufzte der Edle von Gareth und zuckte mit der Schulter. »Ich dachte nicht, hier Efferds Gnade in derartigem Überfluss vorzufinden.«

»Ihr seid hier in einer Stadt Efferds«, bemerkte die Seekriegerin mit einem Lächeln. »Gute Fahrt, Euer Wohlgeboren.«

Der Edle Velurian von Gareth nickte einen Dank, dann legte der Matrose sich in die Riemen, und es ging unter der Kette hindurch.

Der Kanal zog sich an zwei leeren Docks und einigen Schuppen entlang, bis er wiederum durch eine noch schwerere Kette, die knapp unter der Wasserlinie hängend kaum sichtbar war, von einem weiteren, ebenfalls nur wenige Kriegsschiffe beherbergenden Hafenbecken getrennt wurde. Hier legte der Matrose an der seezugewandten Seite an einer schmalen Treppe an. »Ich warte hier«, erklärte er ungefragt.

»Wir sind da, Elderik. Hinauf mit Euch!«, forderte der Phexgeweihte seinen Novizen auf. Brin gehorchte und brachte das unruhig im Wasser liegende Boot noch ein wenig mehr ins Schwanken, als er sich beim Aussteigen bewusst zu stark auf eine Seite der Ruderbank stützte.

»Tölpel!«, schimpfte Velun und folgte seinem Pagen nicht weniger ungeschickt. Oben angekommen, steuerte Velun zwischen einem kleinen Kettenturm linker Hand und einem Lagerschuppen rechter Hand hindurch auf einen schmalen, hohen Festungsturm zu, der die südliche Begrenzung der Hafenausfahrt bildete. An seinem Fuß lag ein schlanker Segler vertäut, auf dem eine gelangweilt wirkende Bordwache sie nicht aus den Augen ließ, bis sie den Turm erreichten und Velun den Messingring kräftig gegen die Tür schlug, den ein Greif im Schnabel hielt.

Die Tür öffnete sich augenblicklich, ein untrügliches Zeichen dafür, dass man sie erwartet hatte. Velun legte Brin die Hand auf die Schulter und trat mit ihm gemeinsam ein. Der Phexnovize blinzelte, geblendet von der plötzlichen Helligkeit, die von mehreren Laternen unter der Decke der niedrigen Eingangshalle ausging.

»Das dachte ich mir«, begrüßte sie eine angenehm dunkle, aber deutlich ungehaltene Frauenstimme. »Niemand ist so dreist außer Euch, sich derart unver-

schämt hier Zugang zu verschaffen. Wie soll ich Euch heute nennen? Seid Ihr dieses Spieles nicht allmählich überdrüssig? Eine einfache Anfrage langweilt Euch zwar offensichtlich, würde aber wenigstens der Etikette und der Form genügen!«

»Verehrteste, darf ich Euch einen von Boron gesegneten Abend wünschen?«, entgegnete Velun mit einer Spur von Belustigung. Brins Augen gewöhnten sich langsam an das helle Licht, sodass er eine dunkelhaarige Frau in der Uniform einer kaiserlichen Offizierin zur See ohne Rangabzeichen erkannte, die ihn jedoch zu übersehen schien, während sie den Phexgeweihten mit strengem Blick musterte. Außer ihnen und zwei gepolsterten Wartebänken links und rechts des Einganges war der kleine Saal völlig leer.

»Wenn das Euer einziges Begehren ist, so tut dies, übergebt mir die gefälschten Dokumente und stehlt mir nicht weiter meine Zeit!«, verlangte ihr Gegenüber.

Velun zog einige Schreiben aus der Innentasche seiner Schabe. »Die Passierscheine und das Begleitschreiben sind für Euch von geringem Wert, daher behalte ich sie«, entgegnete der Geweihte. »Diese beiden Dokumente dürften von Bedeutung für Euch sein. Sie sind nicht gefälscht, wie Ihr glaubt. Und wenn besonders dieses eine in andere Hände gefallen wäre als in die meinen, wäre es nicht nur für Euch

deutlich unangenehmer geworden als unser unangemeldeter Besuch.«

»Zeigt her!«

»Ihr wisst: nichts ohne Gegenleistung.«

»Praios über Euch! Was wollt Ihr?«

»Den Auftrag, von dem in diesem Brief die Rede ist.«

»Bei Phex! Wie kann ich etwas zusagen, wenn ich nicht weiß, was es ist?«

Velun lächelte. »Ihr habt die Wahl, Verehrteste. Außerdem: Ich biete Euch einen Dienst an, der Euch von Unannehmlichkeiten befreit. Wie könntet Ihr solches abschlagen?«

»Einen Gewinn wird es Euch sicher bringen, sonst zeigtet Ihr nicht bereit«, entgegnete die Frau trocken. »Aber Ihr wisst, dass ich auf solch ein Angebot nicht eingehen kann, wenn ich nichts Näheres erfahre – selbst wenn ich wollte. Genügt es Euch, dass ich Eure Dienstbereitschaft hiermit als gehört und als bevorzugt zu berücksichtigen zur Kenntnis nehme?«

»Es genügt, bei Phex.« Velun reichte ihr die zwei Briefe. Keines der Schreiben entsprach jenem, das die Seekriegerin geprüft hatte, wenn auch beide mit gleichem Siegel versehen zu sein schienen. Einer zeigte zudem dunkle, bräunliche Flecken auf der äußeren Seite, Flecken wie von getrocknetem Blut. Die Frau nahm die Dokumente entgegen, wies auf eine der Wartebän-

ke und zog sich wortlos durch eine Tür zurück. Velun setzte sich und suchte aus den Tiefen seines Mantels einen Stapel pergamentener Spielkarten hervor.

»Beherrscht Ihr Boltan, Elderik?«, fragte Velun Brin lächelnd. »Es wird sicher einige Zeit dauern.«

»Schon. Aber ob Eure Regeln die sind, die ich kenne, weiß ich nicht.«

»Wir werden sehen. Gut, ich gebe fürs Erste.«

Lara schlief. Falk setzte sich auf die Kante des Bettes und betrachtete die Schelmin im Licht der Kerze, die er auf die Fensterbank gestellt hatte. Er seufzte und strich ihr sanft über das Haar. »Verzeih mir, Liebes«, murmelte er.

»Was denn?« Lara blinzelte verschlafen, gähnte und tastete nach seiner Hand, um sie festzuhalten. Mit der anderen Hand rieb sie sich über die Augen, um den Schlaf zu vertreiben, der bleischwer auf den Lidern lag.

»Nicht aufwachen, Lara!«, bat der Geliebte leise. »Schlaf weiter! Es ist sehr spät.«

»Hm. Falk?« Sie war nicht wirklich wach, vielleicht glaubte sie gar, dass sie träume.

»Ja?«

»Zur Praiosstunde in der Korallenstube ...«, murmelte Lara, gähnte wiederum. »Und weißt du, wer Chalwen war?« Die Schelmin gab den Versuch auf, die Augen offen zu halten. »Ach ja, Brin ist in der Stadt, ir-

gendwo. Derya sucht ihn. Sie ist nett.« Ihre Stimme wurde immer leiser. »Nimm mich in die Arme ...«

Der Studiosus betrachtete sie und schüttelte sanft den Kopf. Chalwen? Wieso erwähnte die Schelmin die mythische Riesin, deren Schatz ihn und Alena bis weit in die Nacht beschäftigt hatte?

»Das muss dir ein Kobold zugeflüstert haben«, vermutete er, wobei er sie streichelnd lieb kostete.

»Ja, mein Onkel war hier«, murmelte Lara. »Ganz blau ... und Pfeife hat er geraucht.«

Falk hauchte nachdenklich einen Kuss auf ihre Stirn. Hatte sie geträumt oder wahrhaftig einen Kobold getroffen? »Erzähl mir morgen davon! Schlaf jetzt, Liebes! Ich bin bei dir.«

»... lieb ...«, war das einzige verständliche Wort eines längeren gemurmelten Satzes.

Der junge angehende Magier lächelte. »Ja, ich habe dich auch sehr lieb«, entgegnete er.

Velurian von Gareth hob anerkennend eine seiner dunklen Augenbrauen. »Erstaunlich«, befand er.

Und der Page Elderik von Streitzig zuckte entschuldigend mit den Achseln und sammelte die Boltankarten zusammen.

»Euer Vater hat Euch das beigebracht?«, fragte der Edle.

»Meine Mutter«, entgegnete der Junge.

Der Mann nickte. Dann hob er den Kopf, lächelte und zwinkerte Brin zu. »Sie kommt. Ich bin gespannt, was die Verehrteste uns zu sagen hat!«

Viel war es nicht. »Folgt mir!«, waren die einzigen Worte, die die Offizierin über die Lippen brachte, während sie entschlossen auf den Ausgang zuschritt und dabei die Schließe des weiten schwarzen Umhangs feststeckte. Der Phexgeweihte verstaute die Karten in den Tiefen seiner Schaubе und nickte seinem Novizen zu. Sie folgten ihr.

Obwohl die Kapitänin der *Ehre von Perricum* erst vor kürzester Zeit aus dem Schlaf gerissen worden war, wirkte die Frau, als habe sie eine ausgiebige Morgentoilette genossen. Ohne jede Spur von Müdigkeit in den dunklen Augen und mit sorgfältig geflochtenem Haar begrüßte sie korrekt gekleidet ihre späten Gäste. Ihr einziges Zugeständnis an den verlorenen Schlaf war der Befehl an ihre deutlich müde wirkende Seejunkerin, einen Tee für die Anwesenden aus der Kombüse zu holen.

»Nun, darf ich annehmen, dass ein gewichtiger Grund der Anlass für diesen unerwarteten Besuch zu früher Stunde ist?«, fragte Kapitänin Galahan. »Wenn man sich setzen möchte?«

Die Frau aus dem Turm und Velurian von Gareth nahmen wie sie an dem Tisch der Offiziersmesse

Platz. Elderik blieb, wie es ihm in seiner Rolle als Page zukam, hinter dem Stuhl seines Edlen stehen.

Die Offizierin ohne Rangabzeichen legte das Dokument auf den Tisch. »Dies ist mir durch eine vertrauenswürdige Quelle in die Hände gespielt worden«, erklärte sie. »Das Schreiben ist an Euch gerichtet und soll Euch nicht vorenthalten bleiben. Doch ist mir unverständlich, dass Ihr Euch in solcher Angelegenheit nicht unmittelbar an uns gewandt habt.«

»Von welcher Angelegenheit spricht Ihr? Vielleicht kann ich Euer Anliegen eher erraten, wenn Ihr mir dieses Schreiben auch aushändigt.« Die Kapitänin nahm das Dokument mit einem verbindlichen Lächeln entgegen und brach das Siegel. Brin fragte sich, ob sie wirklich glaubte, dass das ungebrochene Siegel noch als Garant für die Geheimhaltung des Inhaltes galt. Die Offizierin las in Ruhe. Sie nickte über das Pergament hinweg der eintretenden Seejunkerin zu und gab ihr zu verstehen, den Tee zu servieren und sich dann bereitzuhalten. Brin spürte eine heiße Röte über die Wangen ziehen und bat Phex, dass dies niemand in dem von wenigen Kerzen erhellten Raum wahrnahm – und dass die Seejunkerin ihn nicht erkannte. Zumindest verzog sie keine Miene, als sie ihm einen Becher mit heißem Tee reichte und sich dann auf einen Stuhl unweit der Kapitänin, aber abseits des Tisches in den Hintergrund setzte.

Nachdem Kapitänin Leodora Galahan den Brief ein zweites Mal überflogen hatte, faltete sie ihn zusammen und legte ihn vor sich auf den Tisch.

»Reichsgroßadmiral Rudon von Mendena ist Kommandant der Perlenmeerflotte«, sagte sie ruhig und nahm ihre Tasse in die Hände, als wolle sie sich daran wärmen. »Habt Ihr einen besonderen Grund, der Euch zu der Annahme verleitet, ich hätte Angelegenheiten der Flotte zuerst Euch zuzutragen? Ist es nicht Aufgabe des Reichsadmirals, den Reichsgeheimrat von solcherlei Dingen zu unterrichten, wenn er dies für ratsam hält, was er wohl auch getan hat?«

»Die Sicherheit des Reiches verlangt, dass Ihr zumindest uns in Kenntnis setzt. Und Eure Klugheit und Erfahrung, die ich Euch wahrlich nicht absprechen möchte, hätten Euch raten müssen, uns vor diesem Augenblick ins Vertrauen zu ziehen. Vielleicht würde der Bote dieses Schreibens dann noch leben.«

Der Blick der Kapitänin wurde eine Spur härter, ihre Miene undurchdringlicher. »Bedenkt die Wahl Eurer Worte!«, knurrte sie. »Ich habe Euch nicht empfangen, um mir an Bord meines Schiffes zu solcher Stunde Vorhaltungen dieser Art anzuhören. Ihr wisst ebenso gut wie ich, dass ein Geheimnis keines mehr ist, wenn mehr als zwölf Personen davon Kenntnis erlangen.«

Ihre Gegnerin besaß sichtlich den gleichen unbeug-

samen Sinn, nickte jedoch knapp und entgegnete hart: »Der Feind hatte dieses Dokument offensichtlich in der Hand. Er weiß somit, dass etwas von größter Wichtigkeit den Weg nach Gareth finden soll. Vielleicht wartet er bereits innerhalb der Mauern dieser Stadt ...«

Der Edle von Gareth räusperte sich vernehmlich. Er lächelte den beiden Damen zu. »Er ist hier, dessen dürft Ihr versichert sein«, erklärte er. »Es mag ihm das Wissen fehlen, welches Wild er jagt, aber er ist gewiss entschlossen, die Beute den Göttergefälligen zu entreißen. Und dazu ist ihm jedes Mittel recht, wie wir immer wieder erfahren mussten. Wenn Ihr, werte Kapitänin Galahan, bereits den Efferdtempel und die Akademie mit Nachforschungen beauftragt und um Hilfe gebeten habt, was hindert Euch daran, Euch nun ebenso der Möglichkeiten der Agentur zu versichern? Und auch ich biete Euch bescheiden an, meinen Anteil an der Arbeit zu leisten, die noch getan werden muss. Wenn meine Erkenntnisse der Dinge zutreffend sind, dann stellt sich die Bedeutung der Angelegenheit inzwischen gewichtiger dar, als Ihr zum Zeitpunkt Eurer Depesche an den Reichsgroßadmiral selbst ahntet. Wann erwartete Ihr Eure ... Lieferung?«

Es war die Offizierin der Kaiserlich-Garethischen Informations-Agentur, die ihm antwortete: »Morgen Abend, spätestens im Laufe der Nacht – wenn es dem

Kapitän weiterhin gelingt, den Feind auszumanövrieren.«

Kapitänin Galahan sagte kühl: »Im Laufe der Nacht. Und nicht nur aufgrund des Sturmes, der im Maraskansund tobt.«

»Gut. Wenn nicht das Schiff bereits auf See aufgebracht wird, sollte die Lieferung hier im Hafen einigermaßen sicher sein – aller Erfahrung nach«, ergänzte der Phexgeweihte mit einem Blick auf die KGIA-Offizierin, die diesen ungerührt erwiderte. »Und es sollte zumindest eine klare Vermutung geben, *was* man dann in Händen hält, bevor über dessen Zukunft bestimmt wird. Die Möglichkeit eines zugespielten böartigen Artefaktes bitte ich in Betracht zu ziehen! Mag man meinen Einwänden folgen?«

Kapitänin Leodora Galahan nickte, wobei sie den Mann nachdenklich musterte. »Wie seid Ihr überhaupt in den Besitz des Schreibens gelangt?«, fragte sie unvermittelt.

Er lächelte ihr zu. »Glück. Und die Gabe der Schnelligkeit.« Er erhob sich. »Meinerseits ist alles gesagt. Ihr wisst, wo Ihr mich findet, Verehrteste. Eldrik, verabschiedet Euch!« Er verneigte sich in Richtung beider Damen. »Die Götter mit Euch.«

Der Page tat es ihm gleich. Die Seejunkerin begleitete sie auf einen Wink der Kapitänin hin bis an die Reling und sah ihnen noch eine Weile nach. Mit kei-

nem Blick ließ sie erkennen, ob sie Elderik nun als Brin erkannte hatte oder nicht. Brin fühlte sich allerdings erst dann wieder sicher, als der Hafen hinter ihnen lag.

Nachdem sie sich in den Gewölben im Efferdhang umgezogen hatten, hieß Velun den Jungen, die Nacht in der Novizenkammer zu verbringen.

»Die Dokumente habe ich heute dem Söldner abgenommen, der dir nach dem Leben trachtete«, erklärte er. »Er dürfte den Verlust inzwischen bemerkt haben.«

Brin nickte. Der Geweihte forschte in den Zügen des Jungen, aber er stellte keine Fragen. Und erst als er sich zum Gehen wandte, sagte Brin: »Es sind zwei. Er hat eine Elfe aus Mendena begleitet, auf einer Flussfähre den Darpat hinunter. Dort hat er das erste Mal versucht, mich zu töten. Sie werden gemerkt haben, dass ich die Elfe erkannt habe.«

Velun wandte sich noch einmal um. Er lächelte. »Phexens Wege sind nie auf den ersten Blick offensichtlich«, sagte er. »Geh schlafen! Es war ein langer Tag. Boron schenke dir ruhige Träume.«





Zwischenspiel

... und drittens kommt es anders, als man denkt!

– Garetisches Sprichwort

»So sind sie nun gewarnt.« Azaril Scharlachkraut seufzte. Sie steckte eine weitere Blüte in die Vase auf dem hohen Beistelltisch, trat einen Schritt zurück, um die schwarz gefärbten Schilfblätter und die roten Rosen nachdenklich zu betrachten, und ordnete die langen, schmalen Blätter neu. Sie wählte aus dem Strauß auf dem Schreibpult bedächtig eine weitere Rose aus und zog sie behutsam hervor.

»Ja, Herrin.« Korian saß noch auf dem Stuhl, wohin die Elfe ihn geführt hatte, um mit Hilfe ihrer Gabe die schmerzhaftesten und tiefsten Verletzungen zu heilen.

»Wobei ich mich frage, wer der heldenhafte Retter des Streuners gewesen sein mag«, murmelte Azaril, während sie den Rosenstiel sorgsam zwischen die übrigen Blüten und Blätter steckte. »Die Kinder sind lästig, aber ungefährlich, gleichgültig, was unser wei-

ser, schwatzhafter Helfer meint ... Ein reicher Stutzer, sagst du?«

»Wohl ein Händler. Er muss uns aus dem Phex-tempel gefolgt sein.«

»Seltsam. Was einen Händler dazu bringen mag, einem Streuner zu helfen? Er scheint mir ein ernst zu nehmender Gegner zu sein. Und wenn diese Halb-wüchsigen *einen* Verbündeten gefunden haben, werden sie noch weitere gewinnen. Ich fürchte, uns bleibt nicht so viel Zeit, wie ich mir gern für unser kleines Spiel genommen hätte. Schade. Auch ist die Gemeinde hier vielversprechend und für solch eine verlorene Stadt überaus zahlreich. Ich wäre gern länger geblieben.« Azaril zupfte einige Blätter zurecht. »»Vollkommenheit ist etwas, das nur der wagemutige Weise zu erkennen imstande sein wird.« Borbarads Stimme, siebter Vers.

Korian, ich benötige dich heute Nacht nicht mehr. Ruh dich aus! Morgen werde ich einigen unserer Gläubigen meine Aufwartung machen, und du wirst die eine oder andere Nachricht überbringen. Und obwohl deine Niederlage heute durchaus ärgerlich gewesen sein mag, weckt diese Wendung eine gewisse Ahnung in mir, die ich höchst bemerkenswert finde. Der Einsatz hat sich erhöht, dessen bin ich mir sicher.

Lass mich jetzt bitte allein! Ich will ein wenig medi-

tieren. Borbarads Weisheit möge dich im Schlaf erleuchten, Korian!«





11. Kapitel

*Wer glaubt, dass ein Schelm nur das Lachen kennt,
kennt das Lachen nicht.*

– Flarach, kaiserlicher Hofnarr
zu Gareth, neuzeitlich

Lara zupfte verspielt an Falks schwarzem Haar, ihre Fingerspitzen kämmt Locken aus, und ihre Lippen zogen sanft an einer sich kringelnden Strähne. Falk lag auf der Seite und beobachtete ihr Mienenspiel im sanften Licht des frühen Morgens. Seine Hände hielten ihren Körper sanft umfasst, strichen über ihre warme, nackte Haut. Die Schelmin pustete seine Haare von ihrem Mund fort und streckte sich ihm entgegen, um seine nachdenklichen, schönen Lippen zu küssen. Falk erwiderte ihren Kuss und lächelte.

»Ich bin dir zu ernst«, vermutete er leise.

Lara küsste neckend seine Nasenspitze und entgegnete ebenso leise: »Zu ernst vielleicht. Manchmal. Von Zeit zu Zeit. Trotzdem, ich mag deinen Blick, wenn du ernst bist. Aber ich mag es auch, wenn du

lächelst. Ich mag, wenn du mich ansiehst. Ich mag ... einfach dich. Bleibt das immer so?«

»Ich weiß es nicht. Es wäre schön.« Der Studiosus küsste ihre Nasenspitze, streichelte ihre wilden, feurigen Locken und berührte sanft ihren Mund. »Ich weiß nicht, ob eine Schelmin länger bei einem Magier bleiben wird, als eine von Rahja geschickte Verliebtheit währt.«

»Du bist zu ernst«, seufzte Lara. Dann fragte sie: »Wie lange währt eine ›von Rahja geschickte Verliebtheit?«

»Manchmal hält sie ein ganzes Leben lang an, manchmal ist sie nach einer Nacht vorüber. Manchmal wird aus Verliebtheit Liebe.«

»Wo liegt da der Unterschied?«

»Der Unterschied ist groß, aber ich weiß nicht, ob ich ihn dir erklären kann. Verliebtheit ist ein Sinnesrausch, etwas Wunderbares, das im Augenblick lebt. Liebe ist ... die Zusammengehörigkeit zweier Wesen, die ein Leben miteinander teilen. Manche empfinden Liebe als etwas Langweiliges, verglichen mit der rauschhaften Verliebtheit.«

»Hm.« Lara strich mit einem Finger die Kontur seines Kinns entlang, spürte, wie es an der Fingerspitze kitzelte. Sie strich mit den Lippen über seinen kaum einen Tag alten Bart und hing dem seltsam kribbelnden Gefühl nach. »Langeweile ist fürchterlich«, sagte sie

leise. »Ich habe mich, soweit ich weiß, noch nie gelangweilt, aber es muss eine schreckliche Krankheit sein.«

Falk lachte sanft. »Ich liebe dich, Lara«, sagte er zärtlich.

»Das mag ich auch«, erklärte die Schelmin beinahe ernsthaft. »Ich habe noch nie jemanden so gemocht wie dich. Wie lange noch, bis du in der Akademie sein musst?«

»Nicht mehr lange. Aber wir können noch zusammen frühstücken – falls du jetzt mit mir aufstehen magst.«

»Heute Morgen mag ich das.« Lara grinste. »Aber das mag ich bestimmt nicht immer! Habe ich dir schon erzählt, dass Derya und ich uns heute Mittag in der ... *Korallenstube* treffen, und habe ich schon gefragt, ob du Lust hast dazuzukommen?«

»Du hast heute Nacht etliche Dinge erzählt«, lächelte Falk. »Unter anderem, dass Brin lebt ...«

»Das weiß ich von Derya! Sie hat ihn beim Efferdtempel getroffen.«

»Und wer ist Derya?«

»Eine ... Seejunkerin, richtig, aus dem Hafen.«

»Hat sie dir von Chalwen erzählt?«

»Nein, das war mein Onkel. Er hat mich hier besucht. Er ist ein Kobold – bevor du fragst. Er hat mir die Sage von Chalwens Krone erzählt. Sie ist aber ziemlich lang. Zu lang für jetzt, fürchte ich.«

Falk Turmen setzte sich auf und schüttelte belustigt den Kopf. »Dein Tag gestern war offenbar nicht langweilig«, vermutete er.

Sie lachte ihn an. »Nein, eigentlich nicht. Und du, hast du den ganzen Tag gelernt?«

»Die meiste Zeit. Eine ganze Weile war ich auch in der Bibliothek und am Abend ein paar Stunden bei den Kranken. Manchmal ist ein Tag einfach viel zu kurz.« Er blickte für einen Augenblick wie abwesend auf den gestrigen Tag zurück, sah dann auf und betrachtete Lara. »Sag, hast du etwas dagegen, wenn ich heute Mittag Alena mitbringe?«, fragte er.

»Nein. – Was ist denn? Du wirkst auf einmal so nachdenklich *und* ernst.«

Der Studiosus nickte. »Mir ist gerade etwas eingefallen. Und ich bin nicht sicher, ob mir das gefällt ... Ich erzähle dir heute Mittag davon, wenn ich noch ein paar Dinge nachgelesen habe, ja?«

»Aber du erzählst es mir, versprochen?« Lara hielt seinen Blick und seine Hand fest. Falk nickte. »Ich verspreche es dir bei Hesindes Weisheit.«

Nach einem guten, wenn auch kurzen Frühstück zusammen mit Falks Eltern und der dreifarbigem Katze begleitete die Schelmin den angehenden Magier zur Akademie. Der Weg war recht kurz, da es nur einige Schritte die Lange Straße entlang ging, dann über den

Grafenplatz und die Akademie-Straße bis zu ihrem Ende am Tor der *Kaiserlich Garethischen Lehranstalt*. Efferd schien nur wenig gnädiger als am Tag zuvor: Der Wind schlug in Böen vom Himmel und drückte immer wieder kalte Regenschauer auf das Dererund hernieder. Die Wellen des Golfes rollten heran, grau, schwer und von weißen Schaumlinien gekrönt, und schlugen in zorniger Wucht gegen die Klippen am Südrand der Stadt. Die Gischt sprühte hoch bis auf die steinerne Brücke, die die Stadt mit dem Felsen verband, auf der sich trutzig der Turm der Akademie erhob.

Lara stand an der breiten Brüstung und blickte hinab auf das Wasser, das in der Schlucht zwischen den zerfurchten, steilen Felsen wütend hin und her schlug, sah die Wellen die Klippen hinauflecken und als Sturzbäche, Rinnsale, Tropfen und Gischtschleier wieder in die See zurückkehren.

»Auf dem Meer dürfte ein Sturm toben«, schätzte Falk.

»Ob es tief unten auch so unruhig ist?«, überlegte Lara. »Ich meine, tief unten auf dem Grund des Meeres.«

»Die Strömungen sind hier zum Teil sehr stark«, entgegnete er. »Bei einem solchen Wellengang wird es dort unten kaum ruhiger sein.«

Lara nickte, während sie immer noch wie gebannt Efferds Wellen beobachtete.

»Lara, ich muss hinein.«

Die Schelmin blickte auf. Sie musterte den Studiosus in dem feuchten weißen Umhang und mit den langen schwarzen Locken, an denen der Wind heftig zerrte und zog. Sie spürte sein Bedauern, jetzt nicht bei ihr bleiben zu können, aber auch seinen Drang nach Wissen, nach allem, was auf ihn hinter den Mauern dieser Festung der Magie wartete. Lara streckte sich, um ihm einen Kuss zu geben. Eine Bö vermischte einige kurze Herzschräge lang seine schwarzen und ihre rotgoldenen Locken und schlug den weißen Umhang dicht auch um Laras kleine bunte Gestalt.

»Ich liebe dich«, flüsterte die Schelmin zärtlich, dann wand sie sich aus seiner Umarmung, winkte ihm noch einmal zu und lief, begleitet vom Klingeln der Glöckchen, über die Brücke in die Stadt zurück.

Der alte Pfortner der Akademie öffnete bereitwillig das Manntor in den breiten, hohen Torflügeln und erwiderte brummend den Gruß des herein- und vorübereilenden Studiosus Turmen.

»Zeiten sind das«, murmelte er, als er sorgfältig die Tür wieder verschloss und die Riegel einhob. »Bei allen guten Göttern!«

Die Schelmin lief den Weg zurück, den sie gekommen war. Erst auf dem Grafenplatz hielt sie inne, um einen *guten Gedanken* zu suchen, mit dem sie sich die

Zeit bis zum Mittag vertreiben konnte. Und der Gedanke wehte heran wie von einer Bö herbeigewirbelt und entlockte ihr ein verschmitztes Lächeln. Pfeifend und mit dem Wind tanzend hüpfte die Schelmin die Lange Straße hinunter, ihrem Ziel entgegen.

Das heiße schwarze Siegelwachs floss auf das zusammengefaltete Pergament, und der schwere Silberring drückte die geschwungenen Initialen A und S zu beiden Seiten eines größeren X ein, das inmitten eines stilisierten Blütenkranzes prangte.

»Dieser hier für unsere Freundin in Leuingen.« Azaril Scharlachkraut legte das Schreiben zu einem kleinen Bündel anderer Briefe, die sie im Verlauf der vergangenen Nacht geschrieben hatte. »Du solltest nicht alle selbst austragen, sondern die Kinder der Wirtin für einige Heller bemühen.«

Korian nahm die Briefe entgegen und nickte. »Ja, Herrin.«

»Gut.« Die Elfe strich eine Strähne ihres langen, glänzend schwarzen Haares zurück und trat nachdenklich ans Fenster, vor dem das Rosengesteck stand. Sie berührte eine der tiefroten Rosen, und ein Blütenblatt schwebte zu Boden.

»Vergänglichkeit, Sterblichkeit, ein Rätsel, das es zu enträtseln gilt für Sterbliche; verlorenes, unbekanntes Wissen jenseits der Grenze, die Kleingeist

und Angst gezogen««, zitierte sie. »Korian«, wandte sie sich abermals an den Söldner, »bring mir die Schelmin herauf!«

»Herrin?«

»Sie will uns ihre Aufwartung machen, scheint mir.«

Wieder hatte Brin eine Depesche durch die Stadt getragen, und wiederum war der Efferdtempel sein Ziel gewesen. Allerdings hatte ihn diesmal nicht Ungolfa Rubintreu geschickt. Velun war in der Tracht der Segelmacher am späten Vormittag in die Schreibstube gekommen und hatte sich den ›jungen Schreiberling‹, wie er ihn nannte, ›entliehen‹. Die Zwergin schien dies nicht sonderlich zu überraschen, und sie hatte den Jungen mit einem Nicken ziehen lassen, nicht ohne allerdings zu bemerken, dass er seine Arbeit natürlich nachholen müsse. Brin erschreckte diese Aussicht wahrlich nicht. Er genoss nach den Erlebnissen der letzten Monate, ja, der letzten Jahre, die ruhige, göttergefällige Geschäftigkeit, die in der Schreibstube herrschte, und er hatte zudem seine Freude an den Briefen und Listen, die von Schiffen mit den abenteuerlichsten Namen gesandt wurden. Natürlich handelte es sich zumeist nur um Bestellungen und Geschäftskorrespondenz, aber jedes Schiff hatte eine Geschichte und jeder Kapitän einen Ruf. Jedes Segel, je-

der Gegenstand hatten ihre Abenteuer erlebt, wenn sie die Segelmacherwerkstatt verließen. Und die Nieder- und Abschriften, die Brin anfertigte, waren Zeugnis von Beginn und manchmal auch dem Ende einer solchen Reise. Das Schreiben fiel ihm zusehends leichter, und seine Schrift gewann wieder den gleichmäßigen Schwung, den sie mit der Schrift seines Vaters gemein hatte. Meisterin Rubintreu schien mit ihm zufrieden zu sein. Jedenfalls hatte sie ihn am Morgen brummend für die Arbeit des vergangenen Tages gelobt und ihm seine verdienten Silberstücke in die Hand gedrückt.

Wären nicht der Söldner und dessen unmissverständliche Drohung gewesen, hätte Brin fast vergessen können, dass die Welt durchaus auch finstere Seiten für ihn bereithielt. So aber hatte der Phexnovize seiner bescheidenen Kleidersammlung ein altes Schifferhemd und eine Leinenhose hinzugefügt, außerdem einen Umhang voller Flecken und geflickter Risse, der aus einem alten Segel gefertigt worden war. Vervollständigt hatte er die Verkleidung eines Tagelöhners aus Efferdgrund mit einem uralten, schmal-krempigen Matrosenhut, einem Geschenk der Schifferwitwe Ola, das sich als überraschend windfest und regendicht erwies. Wenigstens von weitem sollte er dergestalt nicht gleich als der gesuchte tobrische Flüchtling zu erkennen sein.

Die Botschaft für den Tempel des Launenhaften war das letzte Schreiben von insgesamt fünf gewesen. Nach der Mittagszeit sollte der Novize die Antworten, so die Empfänger eine Antwort zu geben wünschten, in Empfang nehmen und in den Kleinen Tempel des Phex bringen. Der Stand der Praiosscheibe war hinter der tiefen, dichten Wolkendecke nicht auszumachen, aber vom Tempel des Götterfürsten am Alten Markt war vor kurzem durch die mittäglichen Gongschläge den Perricumer Bürgern der Beginn der Praiosstunde und damit der Heiligen Andacht zu Gehör gebracht worden. Brin hatte nicht vor, dem *Himmlichen Richter* einen Besuch abzustatten. Ihm war es ganz recht, wenn der Gott über Gesetz und Ordnung nicht allzu oft in seine Richtung blickte. Aber dank der peniblen Zeitmessung der Praiosgeweihten konnte er sich guten Gewissens noch etwas Zeit für seine eigenen Unternehmungen nehmen: einen kleinen Umweg über die *Korallenstuben*. Vielleicht war ihm ja das Glück des Fuchses hold, und er fand einen Hinweis auf Lara, deren Spur er gestern dort verloren hatte.

Derya Ni Sanin unterbrach ihre Wanderung vor der *Korallenstube* – zwölf Schritt hin und zwölf Schritt zurück und das Ganze wieder von vorn beginnend – bei ihrem neunten Schritt von Ost nach West. Ein abgerissen wir-

kender junger Tagelöhner war, vom Efferdtempel kommend, in Richtung des Gasthauses abgebogen. Die Seejunkerin zog eine Augenbraue in die Höhe.

»Ja, sieh einmal an, wen uns die Götter da beschenken«, sagte sie in spöttischem Ton zu sich selbst. »Welch seltsamer Zufall!«

Und als der Tagelöhner sie entdeckte und sofort kehrtmachte, rief sie: »Brin, halt! He, bleib stehen! Du verdammter tobrischer Feigling, wirst ...!« Ebenso unvermittelt, wie der Junge Fersengeld gegeben hatte, blieb er nun stehen. Die Seejunkerin lächelte. »Man muss nur wissen, wie man die Fische zum Anbeißen bekommt«, murmelte sie zufrieden und blickte dem Jungen gelassen entgegen, der nun auf sie zukam.

»Und wo warst *du*, als die Tobrier für das Reich geblutet haben?«, fragte er kühl, als er vor ihr stand.

Die junge Offizierin musterte ihn aufmerksam. »Was glaubst du?«

»Zu Hause«, entgegnete er. »Bei Papa und Mama.«

»Fast. Bei der Westflotte in Harben. Und das habe ich mir genauso wenig ausgesucht wie du den Ort, an dem du damals warst«, erwiderte sie. »Ich halte dich für keinen Feigling, aber ich dachte mir, dass ein tobrischer Dickschädel sicher nicht so genannt werden mag. Ich warte hier auf Lara. Willst du mit mir warten?«

Brin zuckte mit der Schulter. »Und was willst du von Lara?«, forschte er misstrauisch.

»Ich bin mit ihr verabredet«, antwortete Derya schlicht.

»Hm.« Er blickte sich um. »Sieht nicht so aus, als habe sie es eilig zu kommen.«

»Für pünktlich halte ich sie sowieso nicht«, grinste die Seejunkerin. »Du etwa?«

»Nein.«

Da Brin offensichtlich nicht mit ihr reden wollte, hatte Derya ihre Wanderung wieder aufgenommen. Der Novize lehnte an einem Baumstamm, dessen dichtes Blattwerk ihn ein wenig vor den Regenschauern schützte, und sah ihr zu. Als ein Paar in den weißen Gewändern der Lehrlinge der *Schule der Austreibung* um die Ecke der *Korallenstube* bog, sah Brin ihnen genauso gleichgültig entgegen wie all den anderen Menschen, die bisher hier entlangekommen waren. Der Seejunkerin hingegen entfuhr die leise Frage: »Sehe ich, was ich sehe? Zufall oder Schicksal? Oder doch ein Irrtum?«

Sie musterte die Neuankömmlinge prüfend. Der hoch gewachsene Studiosus mit den langen, vollen, nachtschwarzen Locken, den braunen Augen und der angeboren dunkleren Haut aus tulamidischem Erbe wirkte wie ein schöner aranischer Jüngling, der so

recht einer übermütigen Schelmin gefallen konnte. Die kleinere Studiosa mit den kurzen, ebenfalls schwarzen Haaren und den dunklen Augen im blassen, ernsten Gesicht erinnerte Derya unwillkürlich an ein Bild der Tochter Borons, der sanften Marbo. Derya trat den zwei Akademielehrlingen mit entschuldigender Geste in den Weg.

»Verzeiht, werte Studiosi! Seejunkerin Derya Ni Sanin«, stellte sie sich vor. »Ich vermute, Ihr seid der Studiosus Falk.«

Falk wechselte mit Alena einen Blick und nickte. »Ja, da vermutet Ihr recht. Und dies ist Studiosa Alena. Ihr seid eine Freundin Laras, so vermute ich.«

Die junge Frau bejahte mit einem Nicken und deutete dann auf den Streuner, der sich langsam näherte. »Und das ist Brin, ebenfalls ein Freund«, erklärte sie. »Wir sind hier mit Lara verabredet.«

Falk lächelte. »Wir ebenso.«

»Gehen wir hinein, um auf sie zu warten!«, schlug Alena vor, die sichtlich in dem durchnässten leichten Mantel fröstelte. »Dieses Wetter mag efferdgefällig sein, aber es ist dennoch äußerst ungemütlich – Efferd möge mir meinen Undank für seine überaus reiche Gabe verzeihen!«

Alena hatte die rundliche, brünette Wirtin für ihre kleine Versammlung um heißen Tee und eine Platte

mit Beerenküchlein gebeten. So saßen sie jetzt an einem Ecktisch der getäfelten Wirtsstube und trockneten langsam in der angenehmen Wärme des mächtigen Kachelofens. Ein Kindermädchen in der strengen, hübschen Tracht einer garetischen Bürgerlichen saß mit zwei jungen Schützlingen auf der Ofenbank, einem kleinen Jungen und einem Mädchen. Sie nahmen ihr Mittagmahl ein, und das fröhliche Plappern und Scherzen der beiden wirkte so recht der Göttin Travia gefällig. Der Regen schlug von außen gegen die blauen Butzenglasfenster, von Böen gerüttelt klapperten die Läden, und der Wind rauschte in den Kronen der Bäume und pfiff über den Kamin hinweg. Doch das unfreundliche Wetter blieb draußen vor der Tür und verstärkte nur noch die gastfreundliche Geborgenheit von *Jarlakas Korallenstube*. Selbst Brin verlor seine mürrische Miene, als die Wirtin ihnen mit breitem tobrischen Akzent eine gesegnete Mahlzeit wünschte und Alena die Wartenden mit einem Lächeln zum Zugreifen einlud.

Sie hatten gerade die Kirschküchlein probiert, einen Schluck Tee getrunken und die ersten Bemerkungen über den Regen, die frühe Kälte und das vorzüglichen Gebäck gewechselt, als ein kalter Lufthauch und das laute Zufallen der Eingangstür einen weiteren Gast ankündigten. Durch den schweren Vorhang des Windfangs vor der Eingangsnische

schlüpfte lächelnd die durchnässte und sichtlich zufriedene Lara. Zielsicher steuerte sie auf ihre Freunde zu und plumpste auf den einzigen noch freien Stuhl am Tisch.

»Das war knapp!«, lachte sie. »Gerade soeben bin ich ihnen entwischt! Um die Breite eines Haars! Recht geschieht ihnen!«

»Wem?«, fragte Brin, bevor ihm jemand zuvor kommen konnte.

»Der Elfe und ihrem Söldner«, antwortete Lara. »Oh, das sieht gut aus! Jarlaka, bringt mir auch einen Becher!«

Die Schelmin nahm sich ein Kuchlein von der Platte und musterte es mit Wohlgefallen, bevor sie den ersten Bissen nahm.

»Ein Abenteuer, wie ich es mag«, erklärte sie kauend und mit blitzenden Augen. »Ich bin gestern noch dem Söldner nachgefolgt. Jemand hatte ihn hier geritzt und da gestochen – so richtig fein hatte es ihm wohl ein Degenfechter gezeigt. Da war seine Laune recht schlecht und seine Aufmerksamkeit so gering, dass er mich bis vor das Gasthaus führte, in dem sie abgestiegen sind, ohne irgendetwas zu merken. Und da war ich nun heute.«

»Lara, das war leichtsinnig!«, tadelte Derya kopfschüttelnd.

Die Schelmin grinste sie an. »Sicher. Leichtsinn ist

mein zweiter Name«, erwiderte sie. »Es war ein Spaß! Sie haben mich gesehen, schon dumm von mir, das gebe ich zu, und er hat mich gejagt! Ein Dieb-und-Büttel-Spiel wie auf einer Jahrmarktsbühne. Aber ich bin ihm entwischt. Durch die Lappen gegangen wie ein flinker Löffler.«

»Du bist ...? Wie ist dir das gelungen?«, wollte Derya verwundert wissen.

»Also ...«, begann Lara zu erzählen.

Brin musterte die Freundin, während sie mit größtem Vergnügen von ihrer abenteuerlichen Flucht berichtete – und dabei haarsträubend übertrieb. Sie erzählte weit ausufernd und brach immer wieder in Kichern und Lachen aus. Brin rann ein Kälteschauer über Nacken und Rücken; unwillkürlich dachte er an seine Flucht vor dem Söldner. Dabei hatte er nicht den geringsten Spaß empfunden. An allem eine vergnügliche Seite finden – hatte Lara ihm das nicht schon damals nahebringen wollen? Empfund die Beute bei der Flucht vor dem jagenden Mörder etwa Freude? Ein dumpfes Gefühl des Unbehagens erfüllte Brin. Sein Blick glitt von der erzählenden Lara zum nächsten Fenster. Wartete der Mörder dort draußen? Oder die Elfe? Wie tödlich mochten ihre Zauber sein? Konnte man einen Zauber zurückverfolgen wie ein geworfenes Beil oder ging sie nach einem Mord ihres Weges, ohne einen Beweis zu hinterlassen? Irgendwo in der Mitte seines Leibes

meldete sich unvermittelt eine leichte Übelkeit. Der Phexnovize stellte seinen Becher auf den Tisch zurück. Ihm war jeder Hunger vergangen.

Dann fing er einen Blick des Magierlehrlings auf. Nicht die Spur von Belustigung zeigte sich in dessen dunklen Augen, auch wenn seine Züge sich um ein Lächeln bemühten. Die Seejunkerin hingegen verfolgte den Bericht mit ungläubigem Kopfschütteln, und die Studiosa stellte hin und wieder eine Frage, wenn Laras Geplapper allzu unverständlich wurde.

Brin erhob sich. »Verzeiht, der Tee ...«, sagte er. »Ich bin gleich zurück.«

Falk nickte. »Ich schließe mich an.« Er stand auf und trat neben Lara. Zart strich er ihr die Locken aus der Stirn und beugte sich vor. »Liebes, ich bin gleich wieder hier«, versprach er leise.

Lara sah zu ihm auf. »Ich werde sie ein bisschen hinhalten, damit du nicht das Beste verpasst«, versprach sie lächelnd. »Liebster.« Ihre Hände schlängelten sich in seine Locken hinauf, griffen in sein Haar und zogen ihn zu sich herab. Mit flinker Zunge leckte sie über seine Lippen, dann lockerte sie ihren Griff mit einem Lachen, und ihre Aufmerksamkeit gehörte wieder ihren beiden Zuhörerinnen. Falk hatte all dies geschehen lassen, richtete sich nun wortlos auf und folgte Brin.

Zum Abtritt ging es hinter der kleinen Theke durch einen Flur, der mit einer Tür vom Gastraum abge-

trennt war. Kaum hatte Falk diese geschlossen, blieb Brin stehen und wandte sich um.

»Und wenn sie ihr gefolgt sind?«, fragte er. »Sie ist sich so verflucht sicher, dass alles wundersamerweise ...«

Falk verneinte. »Das ist nicht Lara«, sagte er rau. Er zog ein Tuch aus der Manteltasche und wischte sich über die brennenden Lippen. Brin schüttelte den Kopf und schritt weiter in den schmalen Gang hinein. Er öffnete die gegenüberliegende, einzige weitere Tür, blickte sich kurz in dem sauber wirkenden, aber nach Urin und Exkrementen riechenden Anbau um und zog die Tür wieder zu.

»Wer ist es dann sonst?«, wollte er von dem angehenden Magier wissen.

»Das weiß ich nicht.« Falk bewegte in einer hilflosen Geste die Hände und steckte endlich das Taschentuch fort. »Aber ich war mir selten so sicher wie jetzt. Das ist nicht Lara, die mit uns spricht. Vielleicht ist es ihr Körper. Vielleicht eine Illusion oder ... Es kann vieles sein.«

»Eine Zauberei?«

»Ich nehme es an, aber ich weiß es nicht«, wiederholte der Studiosus. »Es ist nichts mehr von ihrem einfachen Liebreiz da, nichts von ihrer menschlichen Wärme. Ihr Lachen ist ... tot.«

»Falsch! Ja, es ist falsch«, stimmte Brin düster zu.

»So falsch wie das Lachen derjenigen, die mit *ihnen* einen Pakt geschlossen haben. Und was will das Wesen, das sich als Lara ausgibt, mit solchen Lügengeschichten bezwecken?«

»Uns hinhalten und mit uns spielen, fürchte ich.«

»Und was tun wir jetzt?«

»Eine schwierig zu beantwortende Frage, wenn man nicht genau weiß, womit man es zu tun hat«, antwortete Falk. »Sie fühlt sich menschlich an, ein wenig zu warm, fast fiebrig. Ich fürchte, dass es zumindest Laras Körper ist.«

»Kann man sie nicht bezaubern, ich meine, *entzaubern*?«

Falk schüttelte den Kopf. »Nicht hier und jetzt, ohne ihr zu schaden – oder der Zauber zeigt keine Wirkung, weil der Widerstand in ihrem jetzigen Zustand zu hoch ist. Außerdem sind Alena und ich bislang keine Adepten. Einmal davon abgesehen, dass es für uns beide der erste Versuch ohne Magister wäre, dürften wir es laut Gildengesetz auch nicht tun. Ein betäubender Schlag wäre wahrlich vorzuziehen!«

»Wenn das wirklich eine Lösung ist, soll es mir recht sein«, erklärte Brin grimmig. »Unbemerkt, schnell und wirksam, warum nicht? Und danach?«

»Danach bleibt uns hoffentlich Zeit, darüber nachzudenken. Aber ich bin mir nicht einmal sicher, ob wenigstens das gelingt.«

»Kann es schlimmer werden? Fällt dir etwas anderes ein?«

Falk dachte einige Herzschläge lang nach. »Nein. Kaum.«

»Dann versuchen wir es! Phex ist mit den Wagemutigen.«

Der Studiosus und der Novize kehrten in die Wirtsstube zurück. Gerade war das Kindermädchen dabei, ihre beiden Schützlinge hinauszuführen, was ihrem Vorhaben entgegen kam. Falk setzte sich und brachte es fertig, Lara zuzulächeln, die ihm mit einem Lächeln einen Handkuss zuwarf und mit großer Geste zur nächsten Szene ihrer Geschichte überleiten wollte. Der wohlgezielte Schlag mit dem Knauf des alten Jagdmessers gegen ihre Schläfe machte diese Absicht zunichte. Lautlos sank die Schelmin in sich zusammen. Nur Brins Zugriff bewahrte sie davor, vom Stuhl zu Boden zu rutschen.

»Es ist besser, wenn du jetzt zahlst, Alena«, schlug Falk halblaut vor.

»Sollen wir sie binden?«, fragte Brin, der hinter dem bewusstlosen Mädchen stand und es festhielt.

»Was, bitte, soll das?!«, verlangte Derya Ni Sanin ungehalten zu wissen, während Alena nur nickte, aufstand und zur Wirtin trat, die hinter der Theke frisches Gebäck auf Tellern verteilte und so vertieft in

ihre Arbeit schien, dass sie nicht einmal das plötzliche Verstummen der Schelmin bemerkt hatte.

Falk tastete nach Laras Herzschlag, begutachtete ihre verdrehten, nur noch das Weiße zeigenden Augen und fühlte mit dem Handrücken ihre Körperwärme. »Ich fürchte, dass nicht Lara mit uns gesprochen hat, sondern *etwas*, das sie benutzt«, gab er der Seejunkerin dabei zur Antwort. »Glaubt bitte nicht, dass ich oder Brin das gern getan haben! Ja, Brin, binde sie! Es ist besser so.«

»Hm.« Derya musterte Brin mit prüfendem, zweifelndem Blick, während dieser sorgsam und geschickt die Hände und Füße der Regungslosen fesselte. Dann betrachtete sie den angehenden Magier, den Lara als ihren liebsten Freund geschildert hatte. Sie glaubte ihm, als er mit leichtem Zittern Lara eine Locke aus dem Gesicht strich.

»Und nun?«, fragte sie.

Alena kam zurück. »Ich habe bezahlt«, erklärte sie, »und die Wirtin gebeten, uns ihren Wagen zu leihen. Falk, was ist deiner Meinung nach mit ihr geschehen?«

»Sieh dir das an!« Er nahm sein Tuch und rieb über Laras Wange. Farbe in dem Ton ihrer Haut blieb auf dem feinen, hellen Leinen zurück, und eine bläuliche Stelle schimmerte durch die nur noch hauchdünne Schicht des fettigen Schminkepuders. »Heute Morgen

war sie unversehrt«, sagte Falk bitter. »Sie ist ihnen, wer auch immer *sie* sind, ganz und gar nicht entwischt. Ich weiß nicht, was mit ihr ist. Vielleicht eine Beherrschung.«

»Eine Besessenheit«, widersprach die Studiosa bestimmt. »Er ist leichtsinniger geworden, als ihr fort wart. Er wusste Dinge, die die Schelmin ganz sicher nicht wissen konnte, und ihr Lachen wurde zusehends ... es wurde abstoßend.«

»Er?« Brin schüttelte den Kopf. »Ihr denkt doch nicht etwa ...«

»Woran denkt Ihr, Brin?«, fragte Alena.

Der Tobrier senkte die Stimme, und er antwortete mit sichtlichem Unbehagen. »An einen Dämon.«

Alena nickte. »Ja.«

»Und jetzt?« Brin war blass geworden. »Bringen wir sie in den nächsten Tempel? Hier in den Efferdtempel?«

Falk schüttelte den Kopf. »Sie fiebert. Sehr wahrscheinlich hat sie mehr als die eine Verletzung. Es wird sie töten, wenn wir sie auf heiligen Boden tragen und der Dämon dabei aus ihr herausgerissen wird – falls es überhaupt dazu kommt. Außerdem wissen wir nicht, ob sich der Siebtsphärige dann nicht womöglich ein neues Opfer sucht. Das hängt von der Domäne, der Macht, dem Auftrag des Dämons ab – worüber uns bisher jede Kenntnis fehlt.«

»Die Akademie?«, schlug Derya unsicher vor.

»Das Gästehaus des Rahjatempels«, warf Alena ein. »Das ist kein hochgeweihter Boden, aber *ihm* dürfte er unangenehm genug sein und einen Teil seiner Kraft rauben. Und deine Base kennt Lara und wird wahrscheinlich schneller zu ihrem Geist durchdringen als ein ihr unbekannter Magus der Akademie. Auch käme ich als *Schelmin* nicht gern im Südflügel bei den Noioniten wieder zur Besinnung.«

Derya sah die Wirtin gerade noch rechtzeitig näher zu kommen, um den gebundenen Körper des Mädchens unter ihrem Schiffermantel zu verbergen. »Sie verträgt Tsas Segen nicht«, erklärte die Seejunkerin so unverfänglich wie möglich, um Laras Bewusstlosigkeit zu klären.

»Die Ärmste«, sagte Jarlaka mitleidig. »Taubnesseltee mit Schafgarbe – aber nur ein Skrupel pro Kanne, über den Tag verteilt und kalt getrunken. Das ist preiswert und hilft.«

»Ich werde es ihr ans Herz legen, wenn sie wieder zu sich gekommen ist«, versprach Derya.

Die Wirtin nickte. »Der Wagen ist bereits da. Mein Mann hatte gerade angespannt, um zur Mühle zu fahren. Ihr könnt den Hinterausgang nehmen, der Weg ist kürzer – wenn es den Herrschaften nichts ausmacht, durch die Küche zu gehen.«

»Wir danken Euch, dass wir den Weg durch Euer

Reich überhaupt nehmen dürfen«, entgegnete Derya galant. »Travia segne Euch für Eure Freundlichkeit!«

»Danke, ist schon recht. Geht, damit das junge Ding schnell ins Bett kommt! Ist ein bisschen überdreht, das hat man schon gemerkt. Aber das wird mit den Monaten besser, ich kenne das, glaubt mir.«

Die Wirtin begleitete sie bis zur Hintertür der *Korallenstube*. Falk trug die Bewusstlose auf den Armen, was ihn in den Augen der Wirtin zum Vater des ungeborenen Kindes machte, sodass sie ihn reichlich mit weiteren guten Ratschlägen versah. Draußen half ihnen ein beleibter, grauhaariger Tobrier in aller Gemütsruhe, in den betagten kleinen Planwagen einzusteigen. Die zwei angespannten, recht kleinen, aber kräftigen Goldfüchse warteten geduldig, bis man endlich abfahrbereit war.

»Wohin?«, fragte der Wirt.

»Zum Gästehaus des Rahjatempels, bitte«, verlangte Derya.

Der Mann nickte und ließ seine beiden Nordmähen mit einem aufmunternden »Heda, Dukat! Lauf, Golde!« anziehen. Und langsam setzten sich die Pferde und der rumpelnde Wagen in Bewegung.

»Für wie wahrscheinlich hältst du es, dass sie ihr gefolgt sind?«, wollte Derya leise von Brin wissen. Der lachte freudlos. »Das kommt darauf an, was sie heute noch vorhaben«, murmelte er. »Hoffen wir,

dass sie, wenn sie hier sind, auf der anderen Seite des Hauses stehen.«

»Wer sind *Sie*?«, verlangte Falk endlich zu wissen. Er hatte Laras Kopf in den Schoß gebettet, um ihr die harten Stöße des Wagens zu ersparen.

»Hat sie nicht erzählt, dass wir im Darpat fast ertrunken wären, weil sie uns schlafend ins Wasser gestoßen hatten?«, fragte Brin leise, mit einem Blick auf den Rücken des Kutschers auf dem Bock des Wagens.

»Sie erwähnte etwas von einem gekenterten Boot«, entgegnete Falk in Erinnerung an das erste Zusammentreffen mit Lara.

»Nein. Wir sind weiter flussaufwärts einer Elfe aus Mendena und ihrem Söldner begegnet und ihnen auf ein Fährboot gefolgt. Und den gezielten Stoß ins Wasser haben wir mit Sicherheit ihnen ... und unserem Leichtsinn zu verdanken«, gab der Streuner gedämpft zurück. »Lara hat Glück, dass sie nicht tot ist!«

Falk Turmen schwieg. Alena ahnte, was er dachte, und legte ihm eine Hand auf den Arm. »Sie ist bei dir in guten Händen«, sagte sie ernst. »Aber erst einmal ...«

Der Freund nickte, während er besorgt das Zittern wahrnahm, das über die Züge der Geliebten lief. Noch war der Körper bewusstlos, aber der Studiosus konnte die Anstrengungen des Dämons, diesen wehrlosen Zustand zu beenden, geradezu sehen und unter den Händen fühlen.

»Ja«, sagte er schlicht. »Mögen Hesinde und Boron uns beistehen! Und Tsa und Rahja ebenso.«

Das Gästehaus des Rahjatempels war nur ein Teil des Gebäudes, das von einer Mauer umgeben war und südlich des eigentlichen Tempels auf der anderen Seite der Ehrengasse lag. Hier wohnten die Perricumer Geweihten und Laiendiener der Schönen Göttin. Auch Stallungen für einige der kostbaren Rahjarosse waren in dem langgestreckten Bau untergebracht, soweit die Tiere nicht im *Gestüt der Rose* im Westen außerhalb der Stadt, jenseits des Boronangers, untergebracht waren. Den Hof schloss ein zweistöckiges Kontor- und Handwerksgebäude ab, in dem Rosenessenzen gewonnen, weiterverarbeitet und gehandelt wurden. Innerhalb des Anwesens herrschte, anders als im Tempel und im *Garten der Rose*, auch tagsüber rege Geschäftigkeit, sodass die Gefährten bemerkt und begrüßt wurden, sobald sie den gepflasterten Hof betreten hatten, ohne allerdings besondere Aufmerksamkeit zu erregen. Bei dem kühlen, windgetriebenen Regen beeilte sich sowieso jeder, schnell unter ein schützendes Dach zu gelangen. Selbst die prächtig blühenden Rosenstöcke schienen sich unter den Schauern zu ducken, und so manches zarte Blatt der weißen und roten Blüten wurde abgerissen und davongewirbelt. Das Laub der alten Weinreben, die die Hauswände bis zu

den Dächern hinauf bewachsen, zeigte bereits die ersten rot gefärbten Blätter.

Falk Turmen trug die in den Schiffermantel gehüllte Schelmin auf den Armen und beobachtete jede Regung ihres Gesichts und ihrer Glieder, während er mit ihr das Hoftor durchschritt. Sie blieb still, das Gesicht wächsern bleich, jede einzelne Praiossprosse ein deutlich sichtbarer Punkt. Nur auf ihren Wangen glühte das Rot des Fiebers. Kurz vor ihrer Ankunft war der Dämon in ihr erwacht, hatte geschmeichelt und gebettelt und kaum mehr versucht, sich zu verstellen, sondern hatte vielmehr gedroht und Verwünschungen ausgestoßen, bis Brin die Schelmin mit einem mitleidslos wirkenden Schlag wieder in Borons Arme geschickt hatte. Falk hatte die Wucht und den Schmerz fast selbst gespürt, aber er wusste, dass Brin das Rechte getan hatte. Er war dem Streuner dankbar, dass er Lara nicht selbst auf diese Art hatte betäuben müssen, und hoffte, dass bis zu ihrem nächsten Erwachen derartige Gewalt nicht mehr nötig wäre. Kopfschmerzen würde sie sicherlich bekommen, wenn er die Schwellung und den Bluterguss über ihrer Schläfe betrachtete.

Alena dankte dem Wirt auf dem Kutschbock und drückte ihm ein Geldstück in die Hand, Brin sah sich nach möglichen Verfolgern um, und Derya eilte Falk ein Stück voraus, um den erstbesten Tempelangehö-

rigen, den sie träge, nach der Geweihten Fenia zu fragen. Sie sei bereits im Tempel, entgegnete der Stalljunge mit einer wunderschönen, neugierigen Rappstute am Zügel, und so lief Derya hinüber, um zu sehen, ob die Geweihte abkömmlich war.

Falk sah sich nach Alena um, damit sie um Einlass bat. Ein schlanker großer Mann mit langem blondem Haar und in leichter tulamidisch anmutender Kleidung aus rotem Bausch trat in diesem Augenblick in Begleitung eines Reisenden aus dem Gästehaus. Der Geweihte trat nach einem kurzen prüfenden Blick zu dem Studiosus und seiner regungslosen Last und bat ihn mit einer sanften Handbewegung aus dem Regen unter den überdachten Eingang.

»Rahja zum Gruße«, sagte er mit melodisch angenehmer Stimme und musterte den Studiosus eingehender. »Falk Turmen, ein Verwandter Fenias, nicht wahr? Ich bin Talafeyar, der Gastgeber der Freude des Perricumer Tempels der Schönen Göttin. Was ist mit Eurer Schelmin?«

»Euer Hochwürden, Rahja zum Gruße.« Falk unterdrückte nur mit Mühe den Drang, vor dem Hochgeweihten auf die Knie zu sinken. »Ich bitte Euch um ihretwillen und bei den Zwölfgöttern, uns zu helfen!«

Der Geweihte streckte die Hand aus und berührte die Stirn der Bewusstlosen. Laras Körper spannte sich unter seiner Berührung, und ein Stöhnen drang aus

ihrem Mund. Ihre Augenlider zitterten, und ihre Hände zuckten sichtbar selbst unter dem Mantel. Sehr sanft strich ihr Talafeyar über das Gesicht, berührte ihre Lider, Schläfen und Lippen.

»Ihre Seele ist gefangen, ihr Geist taub und ihr Körper wund«, stellte er ernst fest.

Dann wandte er sich an seinen Begleiter, der das Reisegewand eines Händlers trug. »Ich wünsche Euch trotz Efferds übermäßiger Gabe einen guten Heimweg, mein Freund. Rahjas Segen begleite Euch!«, verabschiedete er sich. Die beiden Männer tauschten einen Kuss, der von ihrer Vertrautheit sprach, dann eilte der Kaufmann mit den Worten »Rahja sei mit Euch!« in den Regen hinaus. In der Einfahrt nahm er den wartenden Brin wahr, der den Händler verwirrt musterte, als erinnere ihn der kräftige rothaarige Mann an jemanden. Velun verbarg ein Lächeln, gab vor, den vermeintlichen Tagelöhner nicht zu bemerken, und entfernte sich auf der Ehren-gasse in Richtung auf den Alten Markt.

Talafeyar nickte Falk und der hinzutretenden Ale-na zu. »Es mag sein, dass Rahjas Macht an ihrer Seite streiten kann«, erklärte er. »Folgt mir!«





12. Kapitel

*So ist es der erwachende Wunsch des jungen Schelms
nach menschlichen Gefährten und damit der Ruf
Rahjas, der den von Kobolden Erzogenen in die Welt
seiner menschlichen Eltern zurückführt.*

– Aus dem *Almanach des Volksglaubens*
von Gilda von Honingen-Salpertin, Honingen, 72
v. H.

Der Geweihte führte die Studiosi, denen sich Brin nach einem kurzen Zögern anschloss, in einen kleinen Saal unter dem Dach des Haupthauses. Ein nach Süden gerichtetes Mosaikfenster nahm die gesamte Giebelwand ein. In warmen Rottönen waren zwischen silbern glimmendem hellem Glas zwei Feuerrosse dargestellt, die in ihrem Liebesakt überderische Leichtigkeit ausstrahlten. Das Bild beherrschte so übermächtig den Raum, dass die niedrigen Regale vor den holzgetäfelten Wänden erst auf den zweiten Blick auffielen und den eigentlichen Zweck dieses Ortes offenbarten: Hier wurden die Schriften, Bilder und Aufzeichnungen des Tempels aufbewahrt. Ein Leseputl beim Fenster und

einige bequeme Polstersessel forderten zum Studium auf. Kissen auf dem großen weichen Teppich, der mit arabischen Mustern verziert war, luden zum Verweilen auf tulamidische Art ein. Links vom Eingang stand ein gusseisener Ofen, rechts ein Tischchen mit Kerzen und zwei Laternen sowie einfachem Schreibzeug.

»Bettet sie auf den Teppich und legt Eure nassen Kleider ab!«, bat Talafeyar. »Ich bin in kürzester Zeit wieder bei Euch.«

Während seine Schritte noch auf der Treppe zu hören waren, traten Derya und eine junge Rahjageweihte ein. Fenia, im leichten Gewand einer Lehrerin der Freude, eilte auf ihren Vetter zu und half ihm, die wie in einem heftigen Traum gefangene und sich regende Freundin behutsam auf den Teppich zu legen.

»Bei Rahja! Wie ist das passiert?«, fragte Fenia voller Mitleid, während sie den Kopf der Schelmin auf ein Kissen bettete. »Die Junkerin sagte etwas von ... dämonischer Besessenheit.«

»Ja. Aber ich weiß nicht, was ihr zugestoßen ist. Es muss irgendwann heute zwischen Peraine- und Praisstunde geschehen sein«, antwortete Falk. Quälende Machtlosigkeit sprach aus seinen Worten. »Könnt ihr helfen?«

»Mit der Macht der Göttin werden wir es versuchen. Aber es ist auch Laras Liebe und Stärke, von der das Gelingen einer solchen Liturgie abhängt.

Aber ich glaube, es ist gut, dass du sie hierher und nicht in die Akademie gebracht hast. Sie ist hier viel eher zu Hause als zwischen hesindegefälligen Büchern und schweigsamen Boroni. Wir wollen sie entkleiden und ihren Körper reinigen!«

Sehr behutsam zogen sie der Schelmin die nassen Kleider aus. Als sich immer mehr offenbarte, wie sehr man die junge Frau misshandelt hatte, zeigte sich Falks ohnmächtiger Zorn in seinen zitternden Händen und der beherrschten, gefühllos wirkenden Miene. Eine Dienerin des Tempels brachte warmes Wasser und Tücher und, als sie den zerschundenen Körper sah, auch Brandt und Heilsalbe, um die Schürfungen, Striemen und verschorften Platzwunden zu reinigen und den Schmerz zu lindern.

»Alena, bitte«, sagte Falk tonlos, ohne sich umzuwenden, »frag Olorand, ob er einen Magus entbehren kann. Man wird uns ohnehin bereits im Unterricht vermissen.«

Alena legte dem Freund für einen Herzschlag die Hand leicht auf die Schulter. »Ich bin bald zurück«, versprach sie mitleidig.

»Ich begleite Euch«, bot sich die Seejunkerin an. »Damit Ihr auch ankommt.« Die Studiosa nahm das Angebot stumm mit einem Neigen des Kopfes an. Sie nahmen ihre Mäntel und verließen schweigend den Raum. Die Zurückbleibenden hörten sie noch vor der

Tür einige Worte mit dem gerade heraufgekommenen Talafeyar wechseln.

Beim Eintreten wandte sich der Geweihte zuerst leise an Brin. »Velun erinnert dich durch mich an deinen Auftrag. Er erwartet deine Heimkehr.«

Brin nickte wortlos, ergriff seinen schäbigen Umhang und folgte den beiden Frauen hinaus.

Talafeyar legte einige mitgebrachte Dinge auf dem kleinen Tisch ab, bevor er zu den anderen trat und auf die nackte, sich immer wieder bebend gegen die Bewusstlosigkeit wehrende junge Frau hinunterblickte. Er trug nun ein rituelles Gewand der Rahjakirche: eine lange Robe aus durchscheinender roter Seide mit weinroter Borte, über der Hüfte zusammengehalten von einem mehrreihigen Gürtel aus zierlichen silbernen Weinranken. Auf den Schultern prangten silberne Weinblätter; um die nackten Arme lag Silberschmuck in Form von fruchttragenden Weinstöcken. Sein langes blondes Haar war lose zurückgestrichen und im Nacken zu einem Zopf gebunden, der mit dem frischem Laub wilden Weins geziert wurde. Falk bemerkte zum ersten Mal die anmutig geschwungenen spitzen Ohren, die deutlich von elfischen Vorfahren in der Ahnenreihe des Mannes sprachen.

Der Gastgeber der Freude kniete neben der Bewusstlosen nieder und legte ihr einen langen Schal aus zartem, schimmerndem Gespinst in den lebendi-

gen Farben geflammter Rosen über die Schenkel. Der Stoff war mehrfach in seiner Länge gefaltet und verbarg so den größten Teil einer hauchfein gearbeiteten Silberstickerei. Dann strich der Geweihte behutsam und konzentriert über Laras Haut, tastete nach ihren Verletzungen und dem Fieber.

»Hat man sie zur körperlichen Liebe gezwungen?«, fragte er.

»Ich weiß es nicht«, antwortete Fenia bedrückt.

Talafeyars Finger tasteten voller Zärtlichkeit und Mitleid den Schoß der Schelmin ab, wobei es schien, als versuche ihr Leib ihm zuckend auszuweichen. Lara fauchte und wand sich. Sie – der Dämon – kam der Schwelle des Bewusstseins immer näher.

»Nein«, schloss der Geweihte schließlich. »Das ist ihr erspart geblieben, außer man war sehr bedacht darauf, keine Spuren zu hinterlassen, was ich nicht glaube. Wir werden sie nun wieder binden, damit wir sie wecken können. Falk, ich habe Euch ein Gewand der Gläubigen mitgebracht. Bitte reinigt Euch und legt es an!«

Der Studiosus kam der Aufforderung stumm nach. Während er sich entkleidete und sich der rituellen Waschung unterzog, beruhigte sich sein Herzschlag ein wenig, das Brennen seiner Augen ließ nach, und er konnte wieder freier atmen. Er hatte bereits viele Opfer der Kreaturen und Dämonen der Schwarzen

Lande gesehen – und dennoch erschütterte ihn der Anblick Laras und das Wissen um die dämonische Fessel um ihren Geist und ihre Seele weitaus mehr als jede Seelenkrankheit zuvor. Seine Liebe zu ihr machte ihn verletzlich, verletzlicher, als ihm recht war. Er wusste nicht, ob er, wenn sie ihm als Patientin in der Akademie zugewiesen worden wäre, wirklich zu ihrem Besten und mit all seinen Kräften hätte handeln können. Er fühlte sich gelähmt und hilflos angesichts ihrer Verletzungen. Er litt mit ihr, und es tat weh.

Als er den roten Mantel mit Hilfe zweier Schüler der Freude übergestreift und gebunden hatte, kehrte er zu den beiden Geweihten und Lara zurück. Zwei weitere Priester, ein Mann und eine Frau, Lehrer der Freude mit den glutroten Borten ihres Ranges an ähnlichen Gewändern, wie Talafeyar eines trug, hatten lautlos und von Falk unbemerkt die Bibliothek betreten und knieten betend vor dem Fenster. Die beiden Novizen standen nun beiderseits der Tür wie aufmerksame Wächter.

Laras Handgelenke waren mit roten Seidenbändern gebunden und ausgebreitet über ihren Kopf gelegt worden. Fenia hielt die Hände der Schelmin in den eigenen, die Enden der Bänder um Hände und Handgelenke geschlungen, und brauchte bereits einige Kraft, um die Erwachende ruhig zu halten. Laras Fußgelenke waren ähnlich wie die Hände gefesselt.

Talafeyar sah zu Falk hinauf. »Seid Ihr sicher, dass Ihr Euch dem Willen der Schönen Göttin ergeben wollt? Dass Ihr teilhaben wollt an einer Behandlung, die Eurer Gefährtin großen Schmerz und vielleicht sogar den Tod bringen wird?«, fragte der Geweihte eindringlich.

Falk nickte. »Bei Rahja, Boron und Hesinde ... und der ewigjungen Tsa, ja«, antwortete er bestimmt.

»Rahja hat Euch etwas geschenkt, das Schmerz und Erfüllung zugleich bedeutet«, sagte Talafeyar liebevoll. »Setzt Euch zu Füßen Eurer Geliebten!«

Falk kniete an dem angewiesenen Platz nieder und umspannte mit den Händen Laras Fesseln. Die Seidenbänder wurden ihm von Talafeyar in die Hände gegeben und um die eigenen Handgelenke geschlungen, allerdings nicht verknotet. Der Geweihte breitete mit einem Gebet an Rahja den Schal auseinander und hob ihn in das Licht, das durch das Glasmosaik auf den wehrlosen Körper am Boden fiel. Symbole der Rahja und des gesamten Zwölfgötterpantheons schimmerten auf, glitzerten silbern, warfen Reflexe im Rot der Göttin und zeigten sich auf kunstvolle Art zu einem vollendet harmonischen Muster verschlungen.

*»Rahja, Göttin der Liebe,
eine der Zwölfe, Schönste Alverans,
Deine Macht vollendet Freude, Harmonie, Ekstase.*

*Deine Macht fließe durch sterbliche Leiber.
Deine Macht ordne das Chaos.
Die Liebe Deiner Macht sei unsere Macht
und das Verderben des Dämons.«*

Der Schleier floss von seinen Armen hinab auf die bebende Schelmin, umfloss ihre Glieder, bedeckte ihre Nacktheit und ihre Verletzungen, schließlich selbst ihr Gesicht. Das durchscheinende Gespinst legte sich auch über die Hände, die Lara festhielten. Falk spürte die Berührung wie ein warmes Streicheln, eine Liebkosung, und sah Lara wieder vor sich, die seine Hand unter dem Stoff des Gläubigengewandes zu ihrem zarten Busen führte. Köstlicher Rosenduft entströmte dem Schleier und der Erinnerung an diesen Augenblick.

Talafeyar wandte den Kopf und sah Falk an. »Spürt dem nach, was Rahja Euch in der Umarmung mit dieser Frau gegeben hat: Hingabe, Selbstaufgabe und Erfüllung!« Seine Stimme besaß einen sehr ernsten und dennoch warmen Klang. Die hellgrünen Augen des Älteren schienen mühelos die Seele des jüngeren Mannes zu erkennen. »Erinnert Euch an die Schönheit, den Rausch, an Lust und Freude, die Ekstase, das Einssein mit der Geliebten und der Göttin! Erinnert Euch an die andere Seele, mit der die Eure für einen Herzschlag mit der Ewigkeit eins war! Vertraut dem Ruf der göttli-

chen Rahja und ihrem Verlangen nach Vollkommenheit! Lasst die Schöne Göttin Euch leiten, und Ihr werdet hinter dem Schrecken die Schönheit und Harmonie der Seele finden, die Ihr liebt!

Wir werden durch Rahjas Macht austreiben und tilgen, was nicht sein darf. Es ist ein unbarmherziger Krieg, der seit dem Beginn der Welt tobt. Jeder Kampf in diesem Krieg kann tödlich enden. Doch Ihr seid der Ritter an der Seite Eurer Geliebten. Ihr seid ihr Schild und ihr Schwert, ihre Rüstung und ihr Stab und damit desgleichen für die Göttin. Vereint Eure Hingabe an das Leben und seine Freude, und Ihr werdet leben!«

Ein erster leiser Ton der Harfe erklang gemeinsam mit dem warmen, dunklen Schlag einer Trommel. Herzschlag auf Herzschlag, gespielt von den Geweihten unter dem Bild der Feuerpferde, folgten die Töne aufeinander und verwoben sich zu einer ruhigen, endlosen, lebendigen Melodie.

Talafeyar schloss die Augen und sang. Es waren Laute, die der Melodie folgten, keine Worte, sondern Klang gewordenes Gefühl im Streben nach Harmonie. Die Stimme des Halbfelfen war voll und tief, ließ das Vibrieren mehr spüren als hören, das gleichsam als zweite Stimme sein Lied begleitete und untermalte. Fenia sprach die Worte eines uralten Gebetes, Worte, die nur noch die Gelehrten verstanden, wohingegen die Botschaft deutlich für jeden Gläubigen

spürbar war – und auch für den Dämon. Die Frau forderte *ihn* zum Kampf.

Lara – der Dämon – schrie.

Weit, weit fort stand die Schelmin und beobachtete das eigene Tun. Ihre Hände bewegten sich in weiten Gesten, ihre Lippen und ihre Zunge erzählten Dinge, die nie geschehen waren, ihre Miene täuschte Freude vor, die sie nicht empfand. Wissen, unermessliches Wissen, und ein höhnisches, freudloses Kichern, das nie verstummte, barg das Wesen in ihr.

Der süße Kuchen hatte keinen Geschmack und der heiße Tee keine Wärme. Das Lachen der Kinder war schal, und der Regen draußen berührte sie nicht.

Lara warf sich gegen die Fesseln der Gefühllosigkeit und wusste doch, dass nicht sie es war, die nichts mehr fühlte. Das Wesen, das ihr Selbst an die Wand des eigenen Gefängnisses ihrer verborgenen Ängste gekettet hatte, dieses Wesen empfand diese Welt als leer. Und es wusste darum, denn es wusste mehr, als ein Mensch wissen sollte, und es neidete den Wesen der Dritten Sphäre ihr Gefühl und ihre Seelen, die den Funken der Göttlichkeit in die Welt trugen. Durch ihn erstrahlten die einfache Existenz, das geformte Chaos, das sterbliche Leben im Glanz der Ordnung Alverans, durch ihn wurden Freude und Leid erschaffen, wurden Geburt und Tod zu Mysterien des Lebens.

Der Dämon zeigte Lara gelangweilt die Wirklichkeit hinter dem blendenden Licht menschlicher Verklärung: Deryas Unwissenheit und ihr kindliches Staunen über die Lügen, die er spann. Ihre angebliche Stärke, die er mit einem Wink fortwischen konnte, ihre Geburt, die ihrem Stolz Hohn sprach. All das galt nichts, dort, wo die Macht wirklich verborgen lag, eine Macht, die der Dämon ihr bieten konnte, wenn sie nur den Mut aufgebracht hätte, gegen Dummheit und sinnlose Treue aufzubegehren.

Er zeigte die Schatten unter Alenas Augen in ihrer ganzen düsteren Krankheit, flüsterte Lara zu, dass zu viel toter Bücherstaub ihr dies angetan habe beim Studium unnützen Wissens. Das wahre Wissen aber blieb ihr vorenthalten, wurde eifersüchtig vor ihr verborgen, und kleingeistige Menschen verboten ihr, sich dem Lehrer zu nähern, der ihr die Schlüssel zur Erkenntnis der Dinge hätte geben können. Der Dämon raubte dem blassen Gesicht der Studiosa den Liebreiz, der aus der Klugheit in ihren Augen und der Wärme ihres Lächelns entsprang. Denn *er* wusste um alles, was die kleine Magierin nie erfahren sollte, und *er* entlarvte ihr Lächeln als bedeutungslos, unsinnig und nichtsnutzig.

Der Dämon überzeichnete Brins mürrisches Starren und machte seine Angst, die Risse und Sprünge in seinem Wesen sichtbar, Zeugnisse dessen, was *sie* ihm bereits zugefügt hatten. Und *sie* würden siegen,

ihn gewinnen, verführen, seine Seele in ihr Reich reißen. Er glaubte, sich aus dem Verderben zu erheben, aber je höher er stieg, desto tiefer musste er fallen! Ein irres Lachen untermalte das Ende, die Verwandlung, die Zerstörung und die Mehrung des Chaos.

Und Falk erschien, seine Eitelkeit und seine Selbstzweifel, seine sich widerstrebenden Gefühle und sein zerrissenes Herz. Mit dämonischer Gründlichkeit legte das Wesen Lara die beiden Teile dieser beschränkten Kreatur dar, die versuchten, ein Ganzes zu bilden und denen es nie gelänge. Der Schwarze Falke in ihm strebte hinauf, wollte fliegen, frei sein, leben, und der Weiße Falke saß auf der Faust eines grauhaarigen alten Mannes und schlang die gebotene Atzung mit Verlangen und Lust in sich hinein, sein Kopf in der Haube und am Fuß die Fessel, deren Ende der Falkner in der Hand hielt.

Aber was waren Schmerz und Sehnsucht? Unnützes, vertanes Gefühl. Der Dämon lachte, verlachte die Gefangene in ihrem eigenen Geist, hielt ihr den Spiegel vor und zeigte ihr das Kuckucksgesicht ihres Wesens. Ausgeschüttet aus der Wiege, verjagt aus dem Feenreich und fehl am Platz in der Umarmung eines Zauberers, der ihr ihre magische Kunst neidete und sie doch für zu gering befand.

Lara fühlte, wie ihr die Tränen über das Gesicht rannen und der Schmerz in ihr brannte. Und sie griff

mit beiden Händen nach diesem Gefühl und schlug damit zurück, so heftig sie konnte.

Der Körper der Schelmin bäumte sich auf, bog sich empor, sodass nur noch Hände und Füße den Boden berührten und sie fast zu zerbrechen drohte. Fenia und Falk hielten sie eisern fest. Die Geweihte rezitierte das Gebet, jede Strophe von der Aufforderung gefolgt, sich der Liebe Rahjas zu ergeben. Falk folgte den Worten des Ur-Tulamida lautlos mit den Lippen und ließ den Blick nicht von dem verschleierten Gesicht der Geliebten. Der Dämon versuchte den Klang des Liedes, die Worte des Gebetes zu übertönen, schrie und fluchte, spie Begriffe aus, die keiner derischen Sprache zu entstammen schienen. Die Besessene biss um sich, sog den zarten Schleier in den weit geöffneten Mund, nässte ihn mit Geifer und heißem Schweiß und würgte den geweihten Stoff wieder hervor. Der Dämon versuchte durch unnatürliche Verdrehungen seines Wirtskörpers zu kratzen, zu treten und zu stoßen, doch reichte er nicht an die Kreaturen heran, die ihn umringten. Raseri verzerrte die Gesichtszüge bis zur Unkenntlichkeit. Die Glieder zuckten unter Krämpfen, und heißer Schweiß floss aus allen Poren des gequälten Körpers und malte blutglänzende dunkle Flecken in den Schleier. Falk fürchtete um Laras Leben.

Es war kalt in ihrem Gefängnis und dunkel. Der Dämon hatte sie eingeschlossen und gab ihr kaum genug Raum, den Kopf zu heben. Um ihre Arme und Beine lagen eiserne Fesseln, die durch schwere Ketten mit dem eisigen Gewölbe verbunden waren. Einsamkeit und Angst, eine kleine zitternde Katze und ein verlassener Welpen waren ihre Gefährten. Lara hatte die Hände tief in das warme Fell der beiden Tiere vergraben und sie an sich gezogen. Sie kratzten und bissen sie, bis sie endlich ruhig wurden und in ihrem Schoß einschliefen. Die Schelmin schmiegte sich an sie und zitterte. Sie wehrte sich gegen die bleierne Müdigkeit und schlief dennoch ein.

Talafeyar legte die Hände auf den krampfgeschüttelten Körper und drückte ihn sanft zu Boden. Immer noch sang er. Die Melodie umspülte die lebenden Wesen der kleinen Gemeinschaft, und ihre Herzen schlugen mit der Trommel im gleichen Takt. Allein die Berührung des Geweihten zwang das Herz und die Glieder der Schelmin zur Ruhe. Der Dämon flüsterte mit ihrer Stimme heisere Worte aus einer anderen Sphäre. Er wehrte sich mit schwindender Kraft. Der Geweihte legte die linke Hand auf die Stirn der Besessenen und die rechte Hand auf ihr Herz. Die Laute seines Liedes formten sich zu Worten, dunkel, verführerisch und voller Geheimnisse. Falk glaubte

Namen aus dem Reich des Herrn des Wahnsinns zu erkennen, des erzdämonischen Widersachers der Göttin der Weisheit. Der Dämon verstummte. Er schien zu lauschen. Ein Seufzen drang aus dem weit aufgerissenen Mund, und über die starren Augen fielen schwere Lider. Er wehrte sich noch ein letztes Mal mit einem stummen Schrei, dann umschlossen ihn die Worte des Lieds und zogen ihn in Schlaf und Traum.

Lara spürte, dass sich das Dunkel um sie herum veränderte. Die Mauern wichen von ihr fort. Es blieb kalt und finster, doch die Fesseln glitten von ihren Gliedern, wie von Rost zu Staub zerfressen. Die Tiere in ihren Armen regten sich und suchten ihr Gesicht, um sich ihrer Gegenwart zu versichern, ihren warmen Atem zu spüren und ihren Geruch zu erschnuppern. Der Welpen fuhr mit seiner kleinen Zunge über ihre Wange, und die Katze drückte ihre winzige kalte Nase gegen Laras Nase. Die Schelmin streichelte über das Fell der Tiere und schob sie mit sanften Koseworten zurück in ihren Schoß. Dann tastete sie um sich und fand nur Leere und einen spiegelglatten, eisig kalten Boden. Unsicher und unentschlossen lauschte sie. Sie hörte nichts als das ferne, unendliche Echo eines dämonischen Kicherns.

Falk erwachte in einer Welt ohne jedes Licht. Es war kühl, und der Boden unter seinen nackten Füßen war von eisglatter Beschaffenheit. Irgendwo in dieser Schwärze erklangen ein Wispern und Kichern, ein Kratzen wie von scharfen Klauen über metallenen Felsen.

Als Falk lauschte, klangen ihm der eigene Herzschlag und Atem in den Ohren, und ein silbergraues, pulsierendes Flimmern erschien vor seinen Augen, als er das Dunkel zu durchdringen versuchte.

»Falk.« Eine bekannte leise Stimme wurde in seinem Geist hörbar. Fenia sprach zu ihm. Ein violettes Schimmern in der Finsternis glomm auf, nahm zu und wurde zum gleißenden, zwölfstrahligen Stern. Falk konnte nun sich selbst wahrnehmen und stellte mit Verwunderung fest, dass er das schmucklose weiße Gewand der Magierlehrlinge, leichte Stiefel und einen Reisemantel trug. Das Gefühl, mit nackten Füßen auf einem kalten Boden zu stehen, wich dem von bequemem, schützendem Schuhzeug. Seine Umgebung, selbst der Boden blieben indessen finster.

»Falk, nimm das Licht an dich!«

Der Magierlehrling streckte die Hand aus und konnte das Gleißeln tatsächlich in der Hand bergen. Es wurde zum rot leuchtenden, sternförmigen Amethyst. Ohne dass es ihn verwunderte, hielt Falk nun in der Linken einen Wanderstab aus Rosenholz, der

am oberen Ende eine Fassung besaß, die aus zwei gegeneinander sich aufbäumenden Pferdestatuetten gebildet war, in Größe und Form dem Amethysten entsprechend. Falk setzte den Edelstein ein, und ein warmer Schein durchdrang machtvoll die Finsternis. Unter Falks Stiefeln wurde glasklares, blankes Eis sichtbar, das sich bis in die Schwärze jenseits des Lichtscheins erstreckte. Unter dem Eis war ein unsichtbares Nichts zu erahnen, in dem Fetzen von etwas Grauem und schmutzig Buntem vorüberhuschten. Keines davon besaß Gestalt, und doch wirkten die Schemen auf eine beängstigende Weise vertraut.

»Such Lahra'terianmella!«

Falk tat den ersten vorsichtigen Schritt. Er klang hohl, und ein unangenehmes Knirschen protestierte gegen sein Gewicht, doch das Eis trug ihn. Es war nicht so glatt wie erwartet, aber Falk wusste, dass dies nicht die wirkliche Welt war, nicht sein konnte. Was es war, ein Traum, eine Illusion, eine Feenwelt – es war nicht wichtig. Irgendwo hier war Lara, allein das zählte.

Und er rief ihren Namen in die endlose Finsternis hinaus.

Lara lauschte. Das Kichern überschlug sich weit, weit in der Ferne und wurde zu einem leisen Grollen. Und da war noch etwas. Ein Ruf, noch weiter entfernt, irgendwo aus der Finsternis. Falk rief sie!

Und Lara sprang auf, wobei Hund und Katze von ihrem Schoß purzelten, und antwortete mit klarer, heller Stimme, die mühelos durch Dunkelheit und Kälte drang. Sie lief ihm entgegen, den bellenden Welpen und die täppische Katze im Gefolge.

Immer wieder blieb Falk stehen und hörte auf die Geräusche aus der Schwärze jenseits des roten Leuchters. Das Kichern und spöttische Lachen, das unwillige Grollen und das Klacken von Krallen blieben in der Ferne. Doch der Dämon wusste ganz offensichtlich, dass etwas ihm feindlich Gesinntes eingedrungen war, um ihm die Beute zu entreißen. Endlich, nach einer Zeit, die sich nicht schätzen ließ, drang Laras Antwort zu Falk. Und er breitete die Schwingen des Falken aus und erhob sich in den sternenschimmernden Himmel.

Lara lief auf den Ruf des Falken zu. Bei jedem ihrer Schritte spross ein Stückchen weicher Sommerwiese voll bunter Blumen und langstieliger Gräser aus dem kalten Boden. Bei jedem Sprung des Kätzchens flatterten leuchtende Praiosfalter auf und strebte dem Oben entgegen, um dort mit den ihren zu tanzen und die Dunkelheit zu durchleuchten. Jeder Hopser des Welpen gebar eine Eidechse anderer Farbe, die mit ihnen durch das Gras huschte, Blütenjungfern, die

um sie im Reigen tanzten, oder einen bunten kleinen Vogel, der jubilierend in den Himmel stieg und das strahlende Blau eines Sommertages herbeizwitscherte. Es wurde lichter und wärmer, und weit vor ihnen wuchsen die schneebedeckten, im Praiosfalterschein leuchtenden Gipfel der Trollzacken über den unsichtbaren Horizont, der sich zu tiefen grünen Wäldern wandelte.

Der schwarz-weiß gefiederte Falke erspähte scharfäugig die bunt gekleidete Schelmin. Sie stand jauchzend inmitten einer blühenden Wiese und winkte mit beiden Armen zu ihm hinauf. Und eine leise rufende, übermütige Schar winziger Feen winkte mit ihr. Im Sturzflug verließ der Greifvogel den strahlend blauen Himmel unter der Praiosfalterscheibe. Tief stieß er herab, und erst kurz bevor seine Krallen das Gras streiften, verwandelte er sich. Da stand Falk Lara gegenüber, im weißen Magiergewand, den Rosenholzstab mit dem leuchtenden Sternamethyst in der linken Hand, und streckte die rechte nach ihr aus. Die Feen hielten ein, murmelten und kicherten, stießen sich mit kleinen Ellenbogen an, schlugen zierliche Hände vor die lachenden Gesichter und zogen vergnügte Grimassen.

»Komm zu mir!«, bat Falk Lara mit aller Liebe; aus seinem wehenden Haar flog ein schwarzer Falke auf und kreiste mit scharfem Blick und schrillum Schrei

über ihnen, sodass die Blütenjungfern schimpfend und plappernd unter Blätter und hinter Blüten in schützende Deckung flitzten. Doch der Falke eilte pfeilschnell dem Himmelsblau und den Gipfeln der Berge entgegen.

Lara schaute zu dem Vogel hinauf, blickte ihm mit wehem Gefühl nach. Dann sah sie zu Falk an, aber statt seiner lag der Weiße Falke in einem mit klebrigem Orazal und Goldleim bestrichenen Vogelnetz gefangen und mit gebrochenen Flügeln gleichsam tot im Gras. Sie schrie angstvoll auf und kniete neben dem Vogel nieder. Unter ihren Fingern spürte sie sein Herz schnell und hart schlagen. Der Orazal verklebte ihre Haut und ihr Haar miteinander, und der Goldleim verbrannte und verätzte sie. Ein fernes, kaltes und wissendes Lachen gefror ihre hilflosen, wütenden und schmerzvollen Tränen und trieb die fliegenden Feen zur überhasteten, purzelnden Flucht. Die Schelmin rief den Welpen und das Kätzchen, und sie zerrissen gemeinsam mit bloßen Händen und Krallen, Zähnen und Fängen das Netz, und die Tiere leckten mit Todesmut das verklebte, zerrupfte Gefieder. Lara rief den Schwarzen Falken, dessen Antwort aus weiter Ferne zu ihr drang. Sie rief, bis er rüttelnd in seinem Flug innehielt und schließlich zu ihr zurückkehrte. Stürzend fiel er aus dem Himmel, vergehend in regenbogenfarbenem Licht.

Nun lag der Mensch vor ihr, nackt und wohlbehalten. Um seine Hände waren rote Seidenbänder geknüpft, an denen silberne Glöckchen klingelten. Er blickte, wie erwachend, zu ihr hinauf.

»Komm zu mir!«, bat er sehnsuchtsvoll und streckte seine Rechte nach ihr aus. In seiner Handfläche leuchtete der rotviolette, sternförmige Amethyst. Sie nahm seine Hand in ihre Hände, und sie wurden zur Fuchsstute und zum Rapphengst.

Die Schönheit Rahjas beflügelte ihre Seelen und entflamnte ihre Herzen. Wiehernd gallopierten sie über die blühende Ebene. Hund und Katze blieben weit zurück und winkten ihnen, bis sie verschwunden waren.

Die Rosse umrundeten die weiß-rote Stadt am Meer und hielten am schaumgekrönten Fluss ein, um zu trinken. Als er den Durst gestillt hatte, näherte sich der Hengst der Stute mit gewölbtem Hals und schwebendem Schritt, wehender Mähne und hoch getragendem Schweif. Die Stute warf den zierlichen Kopf, dass ihre lange Mähne flog, und brach aus, blieb nach wenigen, übermütigen Sprüngen wie eine Statue stehen, um ihn dann doch schnobernd zu locken. Sie spielten, bis die Stute endlich auf einem Hügel verharrte und den Hengst aus grünen Augen anblickte, der sich ihr mit bebenden Nüstern näherte und ihren Geruch in sich aufnahm.

Ein Zischen, zitternd schwingende Gräser und ein gezackter, tiefschwarzer Riss in der Wirklichkeit des Traums dehnte die Zeit.

Die gehörnte schwarze Schlange schnellte aus dem hohen Gras auf und flog mit ledernen Schwingen, weit aufgerissenem Maul und entblößten Giftzähnen auf die Kehle der Stute zu. Der Hengst stieg. Mit schrillum Wiehern schrie er seine Herausforderung über das Dererund, und seine scharfen Hufe schlugen die Dämonennatter im Flug und schmetterten sie zu Boden. Die Erde trank das schwarze Blut des zuckend verendenden Dämons und verbrannte. Doch die Stute schlug mit ihrem Huf auf die sterbende Erde, und ein Rosenstrauch wuchs empor und trug wundervolle, regenbogenfarbene Blüten.

Der Traum verging in Licht und Wärme.

Falk kam zu sich, als sich schlanke, warme Arme um seinen Nacken schlangen und ein nackter, heißer Körper sich an ihn schmiegte. Lara flüsterte liebevoll seinen Namen und bedeckte sein Gesicht mit ungezählten, sanften Küssen.

Falk barg sie voller Erleichterung und Dankbarkeit in seinen Armen, erschöpft wie von einem langen, anstrengenden Lauf, atmete den Rosenduft ihres Haares tief ein und streichelte sie behutsam und zärtlich.

Sie küssten sich und die Hitze der Pferde durchflutete ihre Lenden; sie lachten und weinten und hielten sich aneinander fest.

Es wurde ihnen Wein geboten, und sie tranken nacheinander aus einem Kelch den erfrischenden herben Trank der Göttin. Lara streckte eine Hand nach Fenia aus und fuhr dankbar neckend über deren langes schwarzes Haar, lächelte und erwiderte den Kuss der Lehrerin der Freude. Talafeyar nickte Falk beglückt und mit einem sanften Leuchten in den hellen Augen zu und berührte gleich einer Segnung mit seinen Lippen den Mund des jungen Mannes. Der Studiosus und die Schelmin überließen sich den Liebkosungen. Sanfte Harfenmusik und Wein begleiteten ihre Verzückung in den Armen der Geweihten Rahjas. Der Rausch der Göttin flutete über sie, als die Liebenden zueinander geführt wurden und sie sich gleich den Rossen des Fenstermosaiks der Lust und der Liebe ergaben.

Das Erwachen aus dem Schlaf gestaltete sich mühelos und leicht. Lara bohrte ihr kleines Gesicht in Falks warmen Bauch und pustete, bis er sich regte, sie lachend und protestierend um Arme und Schultern fasste und zu sich zog. Sie lagen nebeneinander in der Dämmerung der Bibliothek und blickten sich an.

»Ich liebe dich«, flüsterte Lara leise. »Danke.«

»Meine geliebte Schelmin«, antwortete Falk sanft.
»Ich liebe dich.«

Die Schelmin zwinkerte ihm glücklich zu, küsste seine Nasenspitze und schmiegte sich an ihn. Eine gute, schöne Weile genossen sie die Nähe und das Leben des anderen, hingen dem vergangenen Traum und dem Rausch nach. Erst als mit der Erinnerung ein Gedanke in Lara erwachte, setzte sie sich auf. Sie sah sich um. Sie waren allein. Nur eine Laterne stand auf dem kleinen Tisch und verbreitete mit dem wärmenden Ofenfeuer ein rotgoldenes Licht. Der Wind strich hörbar über das Dach, und der Regen trommelte auf den Schindeln ein stürmisches Lied. Man hatte eine leichte Decke über sie gebreitet, ihnen Wasser zum Waschen und Wein zum Trinken hingestellt und ihre getrockneten Kleider bereitgelegt.

»Wie spät mag es sein?«, fragte Lara, während sie sich erhob.

»Kurz nach Sonnenuntergang, denke ich«, vermutete Falk nach einem Blick zu dem Mosaikfenster. »Es ist draußen recht dunkel.«

»Dann haben wir nur noch wenig Zeit«, befand die Schelmin.

»Wofür?«

»Azaril Scharlachkraut will die Krone der Chalwen stehlen, sobald das Schiff in den Hafen einläuft. Und das soll heute Nacht sein.«

Der Studiosus schüttelte überrascht den Kopf. »Weißt du, was du da sagst?«, erkundigte er sich.

»Mein Onkel möchte ganz sicher nicht, dass die Perle in die Hände *dieser* Elfe fällt«, entgegnete Lara. »Die ist selbst für ein Braunchen zu böse! Ich muss Derya Bescheid sagen und sie fragen, ob sie weiß, welches Schiff gemeint sein könnte. Und Brin, damit er uns hilft. Oh, ich weiß immer noch nicht, wo ich diesen verflixten Kerl hier in Perricum finde! Und ihn kann ich nicht wie einen Kobold rufen!«

Falk erhob sich und trat zu ihr. »Woher kennst du ihren Namen?«, fragte er.

Lara trank durstig einen Schluck Wein und reichte den Kelch an ihn weiter.

»Sie war sich sicher, dass ich ihre Zauberei und all das andere nicht überlebe«, erklärte sie. »Aber« – sie lächelte zu Falk hinauf – »sie kennt meine Freunde nicht! Wer hier zuletzt lacht, wird am besten lachen. Und das werden wir sein, so wahr ich Lahra'terianmella heiße und eine Schelmin bin!«





13. Kapitel

Was ist der Unterschied zwischen Kobolden und Dämonen? Ich sage es dir: Dämonen sind großzügiger!

– Torxes von Freigeist, der Gesandte,
ehemaliger Schelm, vormaliger Herold Borbarads,
Hofnarr Galottas, neuzeitlich

In der Küchenstube des Perricumer Stadthauses der Rahja hatte sich eine sehenswerte Gesellschaft versammelt, um auf das Erwachen der Schelmin und des Magierlehrlings zu warten. Von den eigentlichen Bewohnern waren nur Talafeyar, Fenia und eine rotwangige, heitere Dienerin der Freude anwesend, die es sich zur Aufgabe gemacht hatte, den Gästen die Wartezeit mit allerlei süßen und pikanten Köstlichkeiten, leichtem Wein und belebendem Tee zu verschönern.

Die Stunden zu Beginn bis zur Mitte der Nacht galten in Perricum als die gesegnetsten, um der Schönen Göttin Aufwartung zu machen, sodass die Mehrzahl der Geweihten nun im *Tempel der Rose* zu finden war

und sich auf den Besuch der Gläubigen zum allabendlichen Fest der Rahja vorbereitete.

An einem Ende des langen Tisches unterhielt sich Talafeyar angeregt mit Seiner Spektabilität Olorand von Gareth-Rothenfels. Die Studiosa Alena saß, still und aufmerksam dem Gespräch folgend, neben dem grauhaarigen Magister und streichelte das rosafarbene Hündchen der Dienerin der Freude. Die Rahjatänzerin lag mit offensichtlichem Behagen in dem Schoß der jungen Magierin und beobachtete dennoch aus hellwachen, glänzenden Augen den großen, rotgetigerten Kater auf dem Ofensims, der hochmütig auf die Hündin herabsah.

Brin, Derya und Fenia würfelten um rote und blaue Glassteine, wobei der Streuner inzwischen den größten Schatzhaufen vor sich liegen hatte. Die beiden jungen Frauen betrieben das Spiel mit deutlich weniger Ernst als er: Derya nahm Gewinn und Verlust mit der Gelassenheit einer kaiserlichen Offizierin hin, während es Fenia viel mehr darum ging, mit den neuen Freunden zu scherzen und zu lachen, als ihren bunten Schatz zu mehren.

Velun, nun wieder blond und in das dunkle Grau gekleidet, in dem Brin ihn zuerst getroffen hatte, hockte auf einem hohen Stuhl zwischen der Tür zum Hof, die gegen das unwirtliche Wetter fest verschlossen war, und dem mächtigen freistehenden Ofen, an

dem die Dienerin eifrig mit Pfanne und Topf werkeltete. Er hielt einen Becher Tee in der Hand, und sein Blick schweifte über die kleine Versammlung und die beiden Fenster, hinter denen die Dunkelheit die Herrschaft über die Welt bereits antrat – und das, obwohl die hinter den Sturmwolken verborgene Praiosscheibe noch über dem Horizont stehen musste.

Ein unangenehmes Prickeln im Nacken warnte den Vogtvikar des Phex wie so oft vor einer Nacht, in der anderes geschehen mochte, als den Göttern recht war. Velun wusste seit einigen Stunden um die Ereignisse, die Brin und seine schelmische Freundin nach Perrium geführt hatten. Aufgewühlt durch die Geschehnisse, die der Schelmin widerfahren waren, und angstvoll, aber auch zornig und vor allem verwirrt, hatte sich Brin bei der Rückkehr von seinem Botengang endlich ein Herz gefasst und dem Geweihten erzählt, was er wusste, was er ahnte und was er befürchtete. Es ging nicht weit über das hinaus, was der Geweihte selbst bereits in Erfahrung gebracht hatte, fügte aber einige lose Mosaikteile zu einem sinnvolleren Ganzen zusammen.

Velun musterte die Menschen und den Halbelfen. Es konnte kein Zufall sein, dass sie einander hier getroffen hatten! Die Götter schickten ihre Botschaft selten in so klaren, niedergeschriebenen Worten zu ihren Gläubigen, dass man Weisheit und Wunsch der

Zwölfe in aller Ruhe und wiederholt studieren und diskutieren konnte. Aber ihre Botschaften waren für den, der sie wahrnehmen wollte, durchaus zu entdecken. Das Verstehen mochte dann allerdings ungleich schwieriger sein, und so konnten Tage, Monde, ja, ein ganzes Leben verstreichen, bis sich Erkenntnis und Wahrheit offenbarten.

Velun spürte diese verrinnende Zeit überdeutlich. Das Warten und die Ungewissheit bereiteten ihm Unwohlsein, aber noch konnte er es mit einer einfachen Übung zur geistigen und körperlichen Sammlung vertreiben. Noch.

Ein Dämon aus der Domäne des Erzdämons des Verbotenen Wissens, des Widersachers der Herrin Hesinde, war laut Talafeyar mit Rahjas Gnade aus der Schelmin getrieben und vernichtet worden. Kaum ein Dämon besaß die Macht, von allein in der Dritten Sphäre zu erscheinen und dort zu verweilen. Sie wurden durch zumeist sorgsam vorbereitete Tore von Beschwörern gerufen, die sich davon in aller Regel einen – wie auch immer gearteten – Gewinn versprachen. Der Dämon hatte nun kaum mehr getan, als seinen Widersachern weitere *Zeit* zum Handeln zu nehmen. Zeit, die ihnen fehlen würde, wenn sie endlich wüssten, was die wahre Absicht ihrer Feinde war. Den Schatz zu stehlen, den man im Kriegshafen und selbst in Gareth mit Spannung erwartete? Ein Ar-

tefakt aus der Zeit der Giganten und Riesen, das der mythischen Riesin Chalwen zugesprochen wurde. Ob es nun ein Schwarzes Auge oder ein anderes Artefakt von unbekannter, vielleicht sogar böser Macht sein mochte, es durfte dem Feind auf jeden Fall nicht in die Hände fallen. Allein das Gleichgewicht an der Grenze zu wahren, um einen Vorstoß der Schwarzen Heere zu verhindern, hatte sich in der Vergangenheit immer wieder als schwierig erwiesen. Jeder noch so kleine Vorteil für *sie* konnte zu einer Katastrophe für die Verbündeten der freien Reiche führen. Zudem hatte sich das Gesicht des Krieges gewandelt; waren es vor wenigen Monden blutige Schlachten und blanker Stahl gewesen, so bestand der Kampf gegen das Böse nun häufig genug darin, ihre heimlichen, intriganten, heimtückischen Werke und Bösartigkeiten zu entdecken, zu vereiteln und zu vernichten. Die Grausamkeit der Herren und Schergen der Schwarzen Lande blieb indes genauso erschreckend und von rücksichtslosem Wahnsinn gezeichnet. Häufig wurde diese Grausamkeit sogar als noch erschreckender empfunden, da *sie* nun zeigten, wie leicht es ihnen zuweilen gelang, bis an Orte vorzudringen, die man für sicher und unter dem Schutz der Götter wähnte.

Brin hatte von dem halben Mond erzählt, der ihm in seiner Erinnerung fehlte. Und auch wenn die Seesjunkerin es nicht glauben mochte und die junge Rah-

jageweihete es als äußerst unwahrscheinlich erachtete, konnte die Schelmin im schlimmsten Fall sogar während dieser Zeit den Samen erhalten haben, der keimend den Siebtsphärigen in ihren Körper gerufen und in ihren Geist hatte eindringen lassen. Velun hielt dies selbst für rein spekulativ, aber er hatte schmerzhaft gelernt, auch das am fernsten Liegende, zuvor Undenkbare zumindest als Möglichkeit in Betracht zu ziehen. Sollten die verlorenen Tage nur ein eher harmloser Streich der Nixen des Darpat gewesen sein, wäre ihm das mehr als recht gewesen, wäre dann doch das Überleben Laras nicht auf einen bösarigen Plan zurückzuführen gewesen, der noch Übleres als das bereits Geschehene enthalten mochte.

Als endlich die kleine Schelmin in Begleitung des schwarzgelockten, schönen Studiosus die Küchenstube betrat, beobachtete Velun von fern die Freude und Ausgelassenheit, mit der das ungleiche Paar von seinen Freunden umringt, begrüßt und mit Fragen überschüttet wurde. Brin erduldet und erwiderte die stürmische Umarmung des Mädchens mit der Geduld eines wohlmeinenden älteren Bruders. Auch die ernste Studiosa stimmte in das Lachen ein, als sie nun endlich der wahren Lara vorgestellt wurde und diese ihr mit schelmischer Anmut ihren Gruß mitsamt einer Entschuldigung für ihre ›zeitweilige so lästige

Schwatzhaftigkeit« entbot. Erst als Seine Spektabilität, im Hintergrund stehend, die Aufmerksamkeit durch ein einfaches Räuspern auf sich zog, kehrte etwas Ruhe ein. Lara flüsterte Falk eine Frage ins Ohr, die dieser mit einem Nicken beantwortete, dann schritt sie auf den Akademieleiter zu und streckte ihm förmlich die Hand entgegen.

»Es ist mir eine große Ehre, Euch kennenzulernen, Großer Meister!«, versicherte sie ernsthaft.

Die buschigen Augenbrauen Seiner Spektabilität schienen sich über blitzenden Augen ein klein wenig zu heben, dann jedoch zwinkerte er der Schelmin zu und ergriff warm lächelnd die dargebotene Hand.

»Auch mir ist es eine große Ehre, die Freundin eines meiner besten Schüler zu treffen«, entgegnete er. »Aber gestattet mir die besorgte Frage: Wie ist Euer körperliches Befinden, kleine Dame? Alena berichtete mir von etlichen Verletzungen, die man Euch zugefügt habe.«

Lara winkte mit der freien Hand großzügig ab. »Ein bisschen Hunger, mehr nicht«, behauptete sie.

Olorand von Gareth-Rothenfels zog nun wirklich eine seiner Augenbrauen in die Höhe und blickte fragend zu Falk, der die Begrüßung zwischen seinem Lehrer und seiner Geliebten amüsiert und besorgt zugleich beobachtete. Der Studiosus lächelte und antwortete: »Es geht ihr tatsächlich erstaunlich gut,

besser als noch vor wenigen Stunden. Aber sie hat genügend Schürfwunden und Prellungen, die eine Woche Bettruhe zu rechtfertigen.«

Lara sah entsetzt zu Falk auf. »*Eine ganze Woche?!*« Ihr sommersprossiges Gesicht wurde noch blasser, als es ohnehin schon war.

Seine Spektabilität nickte verständnisvoll und fühlte den Puls der Hand, die er in seiner hielt, die Wärme ihrer Wangen und sagte: »Mund auf, kleine Dame!«

Lara tat wie ihr geheißen und streckte ihm die Zunge weit entgegen.

Talafeyar beobachtete das Spiel zwischen dem alten Magier und der jungen Schelmin und lächelte, in Gedanken und Erinnerungen versunken. Er fühlte sich mit der einfachen, profanen Welt nur lose verbunden und erlebte seine Umgebung durch einen *Schleier der Rahja*, dem entrückten Zustand von Seele und Geist so wenige Stunden nach jener innigen Erfahrung göttlicher Kraft und Macht. Er hatte sich, seit sie die schlafenden Lara in Falks Armen zurückgelassen hatten, durch die Beschäftigung mit weltlichen Dingen von dieser Entrückung zu befreien versucht, was ihm wie ein Verlust erschien und in der Rahjakirche des südlicheren Aventuriens geradezu als Frevel galt, heute jedoch unumgänglich gewesen war. Aber in Augenblicken der Ruhe schweifte er ungewollt in das träumerische Gefühl göttlicher Nähe ab,

spürte seine Sinne sich verklären und sich nach einer Rückkehr dieser Erfüllung sehnen.

Sein Blick fiel auf Velun, der die Szene ebenso betrachtete und dazu eine ruhig abwartende, unbeteiligte Miene zeigte. Doch die geschickten Hände, in denen sich der fast leere Becher unablässig drehte, die Spannung in den Muskeln und der klare Blick sprachen eine deutliche Sprache. Er kannte kaum einen Menschen, der seine Gedanken und Gefühle derart gut verbergen konnte, der mit solcher Leichtigkeit vorgeben konnte, ein anderer zu sein, als er war, und hätte ihn trotz ihrer Freundschaft auch jetzt nicht durchschaut, wenn der Vogtvikar dies bewusst hätte verhindern wollen. Der Halbelf trat neben den Freund und schenkte sich aus der am Herd stehenden Kanne heißen Tee in den eigenen Becher.

»Du bist ungeduldig, Velurian«, sagte er wie nebenbei. Er sprach so leise, dass die Worte nur bis ans Ohr des Freundes drangen.

»Ja.« Der Phexgeweihte nickte und sah zu dem Rahjageweihten auf. »Du kennst mich inzwischen gut, Fey.«

»Nicht so gut, wie ich es mir manchmal wünsche«, widersprach Talafeyar ernst. »Wahrlich nicht.« Er trank von dem heißen Tee und spürte dem Gefühl nach, das ihm beim Anblick des Phexgeweihten sanft berührte. »Versprichst du mir etwas?«, bat er.

»Was soll ich dir versprechen, und was bietest du mir dafür?«, fragte Velun gleichmütig.

Der Gastgeber der Freude übergang die letzten Worte, die er aus dem Mund des Vogtvikars schon ungezählte Male vernommen hatte. Sie gehörten zu ihm und folgten den Geboten des Fuchses. Bisher waren sie noch immer ›handelseinig‹ geworden.

»Komm zu mir, wenn heute Nacht etwas geschehen sollte, gegen das du machtlos warst!«, bat er.

»Es wird nicht wieder geschehen«, entgegnete Velun nur.

»Es wird immer wieder geschehen«, sagte Talafeyar traurig. »Und du weißt das ebenso gut wie ich. Die Schelmin wäre ohne die Liebe Falks kaum mehr am Leben. Schlimmer noch: Der Dämon hätte ihre Seele mit sich gerissen. Wenn wir diesen Kampf verloren hätten ... Sie ist ein liebenswertes Geschöpf.«

Velun saß einige Herzschläge lang unbewegt, dann stand er auf. »Begleitest du mich für einen Augenblick hinaus?«, bat er.

Talafeyar nickte und folgte ihm. Im Flur öffnete er die Tür zu einer kleinen Schreibstube, in der er seinen Teil der weltlichen Verwaltungsarbeit für den Tempel zu erledigen pflegte. Der Halbelf schraubte den Docht einer brennenden Öllampe etwas höher, um ihnen mehr Licht zu geben. Seine geschmeidig-starken Glieder zeichneten sich als Schattenriss deut-

lich durch den roten Stoff der tulamidischen Kleidung ab, ebenso die Spitzen seiner Ohren hinter dem Schleier des hellen Haars. Velun schloss die Tür und lehnte sich dagegen. Sein Blick ruhte auf der schönen Gestalt des Geweihten.

»Der Tempel des Efferd spricht davon, dass der Herbststurm mit dem Schatz heranzöge und nicht natürlichen Ursprungs sei«, sagte er rau.

»Freund oder Feind, nicht wahr?« Talafeyar wandte sich zu ihm um und lehnte sich an die Kante des Schreibtischs. »Du wirst es nicht wissen, bevor du dich dem Kommenden nicht stellst. Und du kannst diese jungen Menschen nicht davon abhalten, sich einzumischen. Sie sind bereits Teil eines Plans, den wir noch nicht kennen.«

»Ja. Das macht mir Sorgen. Azaril Scharlachkraut soll in der Stadt sein.«

»Zu ihr würde jedenfalls der Dämon passen. Wie glaubhaft ist dieses Gerücht?«

»Zu glaubhaft, aber ein wirklicher Beweis fehlt. Ich habe eine Botschaft mit ihren Initialen und fragwürdigem, kryptischem Inhalt in meinem Besitz. Dass der Feind hier in Perricum ist, weiß ich. Allerdings ist das wahrlich nichts Neues. Vielleicht kann Lara uns dazu mehr sagen – wenn sie sich noch erinnert.«

»Diese Liturgie der Rahja bewahrt die Erinnerung als wertvolle Erfahrung an einen überwundenen

Feind«, erklärte Talafeyar. »Wenn der Beschwörer nicht selbst Vorsorge getragen hat, kennt sie ihn womöglich. Azaril soll zumeist allein arbeiten.«

»Diesmal hätte sie zumindest einen Söldner in ihrem Gefolge. Selbst wenn zwei Versuche fehlgeschlagen sind, Brin zu töten, dürfen wir ihn nicht unterschätzen. Wenigstens scheint er bislang kein Paktierer zu sein.«

»Hast du dieses Wissen mit den Kaiserlichen geteilt?«

»Größtenteils. Ihre Phantasielosigkeit ist manchmal erschreckend.«

Talafeyar nickte, sagte jedoch: »Sie gehen einfach andere Wege als du oder ich.« Er legte den Kopf eine Winzigkeit zur Seite und betrachtete den befreundeten Geweihten. Dann sagte er sanft: »Velurian, bisher hast du mir nichts erzählt, das nicht auch drüben hätte besprochen werden können.«

Sein Gegenüber nickte und schwieg. Talafeyar wartete, mit einer Geduld, die er geübt hatte und die ihm gerade heute Abend unendlich und leicht schien. Deutlich fühlte er Rahjas Berührung über seine Glieder und durch seinen Geist streichen. Wenn er den Mann dort an der Tür ansah, offenbarte sich ihm ebenso das wunderbare Wirken der Göttin. Sein Blick strich liebkosend über dessen hohe Gestalt, das edle Gesicht und das feine, helle Haar. Jeder Geweihte kannte dieses Gefühl des Seins fern von weltlichen Be-

langen und allem Heiligem nah. Talafeyar verstand Veluns Zögern, als dieser die Frage endlich formulierte und aussprach. Wie konnte seine Antwort in der harten Wirklichkeit Bestand haben, wenn er als Rahjageweihter sie in einem Zustand abklingender Entrückung gab? Talafeyar seufzte und berührte mit den schmalen Fingern die Schläfen, blickte zu Boden, um sich zu sammeln und die rechten Worte zu finden auf jene Frage: »Warum sorgst du dich um mich? Fey, was bin ich für dich? Ein Freund, ein dir nahestehender Zwölfgöttergeweihter, ein Geliebter?«

Sehr langsam ließ der Halbelf die Hände sinken und blickte auf. Nun wartete Velun. Talafeyar lächelte, und dieses Lächeln trug Schmerz in sich.

»Welche Antwort billigst du bei jemandem, der der Schönen Göttin Rahja geweiht ist und dessen körperliche Liebe eine Möglichkeit ist, das Wirken der Göttin in die Welt zu tragen? Unser innigstes Beisammensein ist Gebet, und das Gebet ist nicht auf eine einzige Kreatur beschränkt. Du kannst nie wissen, ob ich meine Pflicht erfülle, wenn ich dich liebe oder dir auf andere Weise die Harmonie der Göttin nahe bringe, oder ob ich dies tue, weil ich dich begehre, weil deine Nähe und deine Gedanken mich ebenso beschenken. Es gibt Richtungen in der Rahjakirche, die die Bevorzugung eines Einzelnen im Herzen des Geweihten als unstatthaft ansehen, die erklären, nie-

mand brauche etwas über das hinaus, was die Göttin in ihrer Vollkommenheit gibt.

Velurian, willst du wirklich eine Antwort haben? Sollte es nicht so bleiben, wie es ist?«

»Kann es das?« Der Geweihte des Phex beobachtete die Ernüchterung in den Gesichtszügen des Freundes und trat zu ihm. Talafeyar wurde blass und senkte den Blick, als der andere Mann nah vor ihm stand, als er seinen Atem über seiner Haut, durch den leichten Stoff hindurch spürte. Veluns Hände umspannten die Arme des nur um wenig größeren Halbfelfen, und er gab sich Mühe, nicht zu fest zuzufassen.

»Ich habe dir gegenüber keine Verpflichtung, wenn ich zu dir komme, um die Gabe der Göttin zu erleben«, sagte Velun leise. »Dann bist du Werkzeug, ein berauschendes, wunderbares, lebendiges, sakrales Wesen. Aber ich gebe nicht, ohne zu nehmen. Und ich will nicht nehmen, ohne zu geben. Du bietest mir seit damals mehr an, als die Göttin je verlangt hat. Du machst dir Sorgen um mich. Du ... Ich fühle mich wie ein sorgloses Kind, das die Liebe seiner Eltern über Gebühr beansprucht. Ich bin aber kein Kind, und du bist weder mein Vater noch meine Mutter – Praios schütze sie! Ich möchte dich nicht so verletzen, wenn mir etwas zustößt, wie mich Pelions ... Tod verletzt hat. Ich will dir nicht derart wehtun, ohne überhaupt gewusst zu haben, was es dir bedeutet. Verstehst du?«

Der Freund nickte. »Ja. Auf eine gewisse Weise, ja.«
Velun schloss die Augen. »Und ich möchte eine Antwort«, sagte er leise. »Einerlei, wie sie ausfällt, ich möchte wissen, was *du* fühlst.«

Talafeyar schwieg lange.

»Was wäre deine Antwort auf die gleiche Frage, wenn ich sie gestellt hätte?«, fragte er endlich.

Velun lachte leise und sah ihn an. Ihre Blicke trafen sich.

»Ich wollte nie wieder lieben, um nie wieder solchen Schmerz ertragen zu müssen«, sagte er leise. »Aber ich weiß nicht, ob nicht jede Seele einen liebenden Gefährten nötig hat, um in diesen Zeiten bei Verstand zu bleiben. Ich werde es hinnehmen, wenn es nicht mehr als deine wunderbare und anstrengende Pflicht als Geweihter war, die mich für dich gewonnen hat. Mein Wunsch ist ein anderer.«

»Kann ein Geweihter des Fuchses anderes tun, als seinem Freund, einem Geweihten der Rahja, das Herz zu stehlen?«, gab Talafeyar zurück.

Velun lächelte. »Wohl kaum«, entgegnete er.

Ihre Lippen berührten sich, und ihre Körper schmiegteten sich in einer behutsamen Umarmung aneinander. Sie hielten sich fest, bargen sich gegenseitig und boten dem anderen Schutz und Beistand, Vertrauen und Liebe.

»Wir haben jetzt keine Zeit, uns zu lieben«, mur-

melte Velun bedauernd und strich über das menschliche, vertraute und doch immer auch ein wenig rätselhaftes und fremdartiges Gesicht des Geliebten. Talafeyar schloss die Augen, genoss die Berührung und nickte dennoch. Widerstrebend trennten sie sich voneinander.

»Lass uns hinübergehen«, schlug der Vogtvikar vor, »bevor unsere Schützlinge ihre Pläne ohne uns schmieden.«

Der Gastgeber der Freude folgte ihm.

Als sie die Wohnküche betraten, fehlten Brin, Lara, Derya und Falk. Fenia antwortete auf den fragenden Blick Talafeyars: »Die Seejunkerin muss bei Praiosuntergang wieder auf ihrem Schiff sein. Die anderen begleiten sie.«

Velun schüttelte ungläubig den Kopf. »Eure Spektabilität, Ihr habt dies zugelassen?«, fragte er.

Der alte Magier nickte. »Ja«, antwortete er schlicht und hielt seinen Becher der Dienerin der Freude entgegen, um Tee nachgeschenkt zu bekommen.

»Warum das, bei allen Zwölfen? Sie spielen vielleicht gegen niemand Geringeren als Azaril Scharlachkraut, zumindest aber gegen einen Dämonenbeschwörer, wer er auch sein mag!«

»Noch ist der Schatz nicht angekommen«, entgegnete Seine Spektabilität ruhig. »Danke, meine Liebe!

Und auch eine Azaril wird kaum kurz vor der eigentlichen Schlacht ihren Erfolg in einem Geplänkel riskieren. Die Kinder bringen Derya bis zum Reto-Wall, dann werden sie zu Falks Eltern gehen und dort auf uns warten. Ich sehe wenig Gefahr in diesem Unternehmen.«

Talafeyar seufzte. »Verehrter Freund, es sind keine Kinder mehr, darin liegt die Gefahr. Sie werden nicht warten. Sie werden handeln mit all ihrer Ungeduld und Unerfahrenheit. Hat Lara wenigstens erzählt, was ihr zugestoßen ist?«

Fenia antwortete mit einem Kopfschütteln. »Die Zeit drängte«, sagte sie verunsichert und mit keimender Sorge.

Der Phexgeweihte griff nach seinem Umhang und legte ihn um die Schultern. »Ich sehe nach ihnen«, sagte er, während er die Fibel schloss. »Wie heißen Falks Eltern?«

»Turmen. Meister Turmen ist der Kartothekar der Flottenakademie«, antwortete Fenia.

»Gut, dann weiß ich, wo ich suchen muss«, dankte Velun. Talafeyar folgte ihm in den Flur hinaus. Der Phexgeweihte wandte sich noch einmal ihm zu.

»Wenn ich in einer Stunde nicht zurück bin, sollte man nach uns zu suchen«, sagte er ernst.

Der Rahjageweihte nickte. In dem folgenden kurzen Schweigen nahmen sie beide zum ersten Mal

wahr, dass das Heulen des Windes und das Prasseln des Regens deutlich an Stärke zugenommen hatten.

»Das ist nicht gut«, urteilte der Halbelf.

»Nein, wahrlich nicht!« Wortlos umarmten sie sich einen Atemzug lang, dann verließ Velun das Haus. Das Unwetter draußen empfing ihn mit tobender, nasser und finsterer Gewalt.

Die Straßen Perricums waren nahezu menschenleer, Wind und Regen nahmen mit jedem Schritt zu, den Velun sich der See näherte. Ein Trupp Ardariten sprengte zu Pferd die Ehrengasse in Richtung ihrer Ordensburg hinauf und achtete dabei ebenso wenig auf die graue Gestalt, wie diese sich um sie und das schlammige Wasser kümmerte, das die Hufe ihrer Pferde aufwirbelte. Kurz darauf überholte der Phexgeweihte ungesehen eine ungebeugt durch das Unwetter schreitende Patrouille aus Löwenrittern der Rondrakirche. Nur der Stundenausrufer tippte grüßend an seinen tropfenden, breitkrempigen Hut und wechselte einige kurze Worte mit dem Vogtvikar Efferdgrunds. Dann erreichte Velun den Efferdhang.

Der Sturm wütete hier nun mit ungebrochener Macht. Er schlug von Osten kommend über den Golf von Perricum gegen das Land, trieb zerfetzte schwarze Wolken, eisigen Sturzregen und heftige Böen vor sich her. Er zerrte wütend an Bäumen und Dächern

und trug Unrat, Blätter und Ziegel aus dem Tiefen Eferdgrund mit sich. Das Grollen des Donners vermischte sich mit dem Brüllen der Brandung, die in hohen, wutschäumenden Wellen gegen die starken Hafenuauern und die Klippen brach. Es war finster bis auf das grelle Zucken schwefelgelber und giftgrüner Blitze. Velun sah in diesem unsteten und unwirklichen Licht die Wogen des Golfes in den Darpat drängen, dessen Wasser bereits über den Kai im Norden des Fischerhafens leckte; in den Wolken und in den Wellen schienen sich riesenhafte Schatten zu tummeln, und auf den Mauern des Kriegshafens bewegten sich hastig winzige Gestalten.

Der Vogtvikar des Phex sandte einen Blick hinauf, wo er hinter den Sturmwolken die Sterne, die Schätze seines Gottes, und das Madamal wusste, und konzentrierte sich mit der kurzen, rituellen Anrufung auf das *Auge des Mondes*. Er hielt sich nicht damit auf, Phex etwas zu bieten. Der Preis dieser Nacht waren keine edlen Steine. Hier wurde um mehr und Wertvolleres gerungen als um ein Artefakt. Der Einsatz waren Seelen.

Velun stöhnte unhörbar auf, als sein Blick nun mit Leichtigkeit die Dunkelheit und den Regen durchdrang. Die Schatten in den Wolken waren nur Widerspiegelungen dessen, was sich in den Wogen tummelte. Ihre Form ließ sich nicht bestimmen, aber ihre Größe legte nahe, dass es Ungetüme aus der Blutigen

See waren, die dort unten einen Kampf mit Kreaturen aus Efferds Reich ausfochten. Auf der äußersten Mauer des östlichen Hafenbeckens standen menschliche, kaum zu erkennende Gestalten – die einen Seeöldner und Hafenschützen, die anderen blau Gewandete, die die Arme dem tobenden Meer entgegenreckten. Dies konnten nur die Geweihten des Efferd sein, denn deutlich war die schmale Spur ruhigeren Wassers zu erkennen, die eine große Galeere dazu nutzte, in rasender Fahrt auf die Hafeneinfahrt zuzusteuern. Die dreimastige Trireme flog schier durch die Wogen – mit zerfetzten Segeln, zwei auf halber Höhe gebrochenen Masten, deren einer gar in den Wanten und Pardunen seiner Takelage hing und für die Schlagseite des Schiffes mitverantwortlich war. Brecher überfluteten mit roher Gewalt das schief liegende Deck. Unglaublicherweise bewegten sich trotz des Unwetters und dessen Schrecken die Riemen in fast vollendetem Gleichtakt, auch wenn deutlich Lücken in den beidseitig drei übereinander liegenden Reihen der großen Ruder erkennbar waren. Das Hafenbecken maß keine hundertfünfzig Schritt. Wenn die Trireme mit den Knoten, die sie an Fahrt machte, in den Hafen einlief, musste sie an der gegenüberliegenden Kaianlage zerschellen. Aber sie konnte vorher nicht langsamer werden, wenn sie es vermeiden wollte, von dem Wirbelsturm eingeholt zu werden, der sich schlingend

und dennoch zielstrebig schräg auf sie zu bewegte. Der Wirbel war kaum dicker als ein Eichenstamm, aber er bestand aus einem sich rasend drehenden tiefschwarzen *Etwas* und allerlei Treibgut, erstreckte sich gekrümmt bis hinauf in die Sturmwolken und riss mit dämonischer Gewalt alles an sich, was sein unteres Ende berührte. Wenn der Wirbel das Schiff, unzweifelhaft die *Seeadler von Beilunk*, noch vor dem Hafen erreichte, hätte dies das Ende der stolzen, wehrhaften Galeere unter Kapitän Sanin bedeutet.

Was aber den Phexgeweihten mit einem Gefühl grauenhafter Ohnmacht erfüllte, war nicht nur die offensichtliche Bedrohung des Kriegsschiffes, sondern vor allem die verzweifelte Erkenntnis, zu spät zu kommen: Anhand des wehenden weißen Umhangs des jungen Studiosus und der bunten Kleider der Schelmin hatte Velun zweifelsfrei die vier Gesuchten ausgemacht. Sie standen vor dem Taubenturm auf dem Kai rechts der Hafeneinfahrt bei einer Gestalt in kaiserlicher Uniform und gestikulierten heftig. Wie immer die Gefährten in den Kriegshafen gelangt waren, sie hielten sich kaum ein Dutzend Schritt von dem Ort entfernt auf, wo sich die *Seeadler von Beilunk*, der dämonische Wirbelsturm und die Macht eines wütenden Efferds treffen mussten. Und sie sahen von ihrem Standpunkt aus die Gefahr nicht nahen.

Velun kehrte erst zurück, als die Praiosscheibe bereits eine Handbreit über dem östlichen Horizont stand, als ein strahlend schöner, warmer Tag über den Golf und die Au von Perricum heraufgedämmt war. Unendlich müde lehnte er in der geöffneten Hoftür der Küchenstube und sah Talafeyar entgegen, der auf ihn zu eilte. Der schöne Halbelf verharrte inmitten der hellen, freundlichen Küche und blickte in das Gesicht des geliebten Mannes, das tief gezeichnet war von Erschöpfung und Schmerz. Velun trug trockene, saubere Kleidung und hatte sich bereits rasiert, war also schon zu Hause und sicher auch im Tempel des Phex gewesen. Ruhe und Trost hatte er dort nicht gefunden. Talafeyar kannte die Gefühle, die sich so deutlich auf den Zügen des Geweihten abzeichneten: Selbstzweifel und Selbstvorwürfe. Sie wussten beide, dass die vier jungen Menschen noch unter ihnen hätten weilen können, wenn sie sich um sie und nicht um sich selbst gekümmert hätten. Talafeyar hatte die letzte Nacht ebenso ohne Schlaf verbracht, betend und hoffend. Die Nachrichten von der Suche im Hafen waren wenig tröstend gewesen. Und Veluns Anblick zerstörte jede Hoffnung auf eine bessere Kunde. Talafeyar schüttelte den Kopf.

»Ich habe mich sehr lange nicht mehr so furchtbar gefühlt«, sagte er leise. »Werden wir uns das je verzeihen können? Jeder sich selbst und auch einander?«

Der Vogtvikar betrat die Küche, nahm den Umhang ab und setzte sich auf den Stuhl, auf dem er am Abend zuvor die hier versammelten Menschen beobachtet hatte. Er schloss die Augen vor dem Bild, das in seiner Erinnerung auftauchte. Es verschwand dadurch nicht. Er seufzte und blickte Talafeyar an, der ihn mit weher Miene betrachtete. »Machtlos, ja, ich fühle mich grausam machtlos den Ereignissen gegenüber«, sagte er rau. »Und ich weiß nicht einmal, was genau passiert ist, obwohl ich wahrlich einen Logenplatz dabei hatte«, erklärte er bitter. »Ich stand oben am Efferdhang und sah hinunter mit Phexens Blick und konnte nichts mehr tun. Zu spät, Fey, um wenige Minuten zu spät. Das Schiff, der Sturm und Efferds Zorn trafen aufeinander, vor und in der Hafeneinfahrt ... Chaos, so als sei die Niederhölle selbst dort unten losgebrochen.« Seine Stimme stockte für einige Herzschläge, dann zwang er sich zu schildern, was er gesehen hatte: »Die *Seeadler* wurde angehalten, wie von einer gigantischen Faust gepackt, dann nach vorn gerissen. Der letzte heile Mast brach, Teile der Aufbauten, Planken, Tauwerk, Rojer wirbelten davon. Die See tobte über alles hinweg, überspülte das Hafenbecken und die ankernden Schiffe, riss Stückgut und Menschen mit sich. Dann tauchte die Galeere wieder aus den Wellen auf und lag beinahe bewegungslos in einer unwirklich ruhigen Dünung. Sie

mussten rudern, um anzulegen! Der Wirbel ... der Sturm hatte einen Wirbel gebildet, der aus den Wolken bis auf die Wellen hinab reichte ... er war fort, einfach fort. Und der Sturm schwächte sich innerhalb weniger Augenblicke zu einem kaltem Efferdhauch ab.

Sie standen keine zwölf Schritt entfernt, unterhalb des Taubenturms. Innerhalb eines Augenblicks war nichts mehr von ihnen zu sehen. Wasser und Sturm hatten sie vom Kai gefegt, als sei dort nie jemand gewesen.

Ich bin in den Hafen hinuntergelaufen und habe sie gesucht. Man hat inzwischen jeden geborgen, verletzt oder tot, der innerhalb des Hafens von den Fluten mitgerissen würde, nur sie nicht. Fort. Nicht einmal ihre Leichen hat Efferd freigegeben.« Velun stöhnte. »Unablässig muss ich daran denken, dass ich es hätte verhindern können«, murmelte er. »Stattdessen ...« Er schüttelte verzweifelt den Kopf und schwieg.

Talafeyar musterte ihn schmerzvoll. »Du bist nicht allein hinausgegangen, Vel«, erinnerte er ihn. »Und Olorand hat sie ebenso wenig zurückgehalten. Jemand ließ sie in den Kriegshafen hinein, als abzusehen war, dass er alles andere als ein sicherer Zufluchtsort war – gegen jede Weisung und Vernunft. Und schließlich hat man sie inmitten tobender Gewalten geduldet und an keinen sicheren Ort gebracht.«

Er schüttelte erneut den Kopf und fuhr fort: »Ich kann nicht fassen, dass ich Lara in diesem Augenblick noch schützend und liebevoll in den Armen halte und sie im nächsten dem Verderben ausliefere!«

Velun nickte verständnisvoll.

»Sucht man noch?«, fragte Talafeyar.

»Ja. Aber es gibt kaum noch einen Winkel auf Dere, an dem sie sein könnten, auch wenn das abfließende Wasser sie weit hinausgetragen haben sollte«, entgegnete der Vogtvikar. »Selbst die Delphine Efferds konnten bisher nichts finden. Der Schatz ist gleichfalls nicht wieder aufgetaucht. Olorand macht sich grausame Vorwürfe. Falk ist der einzige Sohn von Freunden und Derya die Enkelin Kapitän Sanins. Die Magier fürchten, dass der Wirbel sie durch ein Sphärentor und von dort in den Limbus oder wohin auch immer gerissen haben könnte.«

»Bei der Götter Ordnung! Kann man das überleben?«

»Olorand sagt: *womöglich*. Man sucht im astralen Gefüge des Hafens bereits seit der Nacht nach Hinweisen, ist sich aber offensichtlich nicht sicher darüber, was man sieht.« Velun strich sich mit einer unendlich müden Bewegung durch das Haar und blickte zu Talafeyar auf.

»Ich ...«, begann er, dann versagte ihm die Stimme. Er kämpfte mit seiner Fassung. Der Freund kam, kniete sich zu ihm und schlang beide Arme um den

weinenden Mann. Veluns Hände hielten sich zitternd an Talafeyar fest, während er das Gesicht an dessen Schulter und in seinem Elfenhaar barg. Der Geweihte der Rahja hielt ihn stumm umarmt. Erst als jenseits der offenen Tür zwei junge Geweihte ein Paar Rahjarosse über den Hof führten, als er ihr Lachen und das Klappern der unbeschlagenen Hufe hörte, trennte sich Velun langsam aus Talafeyars Umarmung.

»Ich bin bereits zu lange wach«, versuchte er zu erklären.

Talafeyar nickte. »Auch das«, entgegnete er. »Willst du hier bleiben, hier schlafen, bei mir? Ohne ein wenig Ruhe wird es uns beiden schwer fallen, den Erwartungen der Götter und der Gläubigen gerecht zu werden.«

Velun stimmte wortlos zu. Der Rahjageweihte stand auf, nahm den Umhang an sich und ging dem Freund voraus, um ihn zum ersten Mal hinauf in sein privates Schlafgemach zu führen.

Die Tage vergingen, Wochen, Monate.

Die *Bunten Lichter von Perricum* wurden zum ersten Mal im Haus der Turmens nicht mit einem Festmahl gefeiert, auch wenn man alte und neue Freunde eingeladen hatte, um ihnen für die Hilfe während der Ereignisse um die Ankunft der *Seeadler von Beilunk* zu danken. Das Treffen geriet zur Gedenkfeier an die vier Menschen, die noch vor kurzem unter ihnen geweiht

hatten. Weder ihre Leichen hatte man bergen können, noch wusste man mit Sicherheit zu sagen, ob sie durch den für kurze Zeit entstandenen Sphärenriss gesogen worden waren – und wohin sie das geführt haben mochte. Allein dem alten Kapitän Rateral Sanin gelang es, ein wenig Zuversicht zu verbreiten: Kein Sanin sei je kampflos von Boron abgerufen worden, und seine Enkelin gedenke sicher nicht mit dieser Tradition zu brechen!

Die kleine Zelle der Borbaradkirche, durch Azaril Scharlachkrauts unermüdliches Wirken während ihrer kurzen Anwesenheit in Perricum zu einer raschen, fauligen Blüte gebracht, bestand nur kurze Zeit, da die Kirchen von Phex, Praios und Rondra zumindest so lange Hand in Hand arbeiteten, bis man sicher sein konnte, der aktiven Gläubigen der frevelhaften Religion habhaft geworden zu sein. Wer sich unter zwölfgötterlästerlicher Scheinheiligkeit im Verborgenen hielt und auf *bessere* Zeiten hoffte, mochte den Kirchen und der Inquisition entgehen – dieses Mal.

Der Monat des Efferd brachte die letzten warmen Sonnentage, dann zog Anfang Travia der Herbst ein, früh, aber nicht so früh, wie man Ende Rondra aufgrund des kalten Regenwetters und des Sturms allgemein befürchtet hatte.

Am *Tag der Treue*, dem 12. Travia, erklärten Velurian von Gareth und Talafeyar Rahjakind im Tempel der

Rahja ihre Liebe zueinander. Das Treuegelöbnis des ansehnlichen Adligen, den kaum jemand zu kennen schien, und des halbelfischen Vorstehers des Rahjatempels sorgte bereits für blühenden Klatsch; dass allerdings auch ein ›zufällig‹ auf der Feier im *Garten der Rose* anwesendes Hohes Paar der Travia den Segen über diese Verbindung sprach, wurde in der Rahjageweihtenschaft leidenschaftlich – und wahrlich nicht zum ersten Mal – diskutiert.

Wenig später war die Überholung der *Seeadler von Beilunk* abgeschlossen, und Kapitän Sanin und seine Mannschaft wurden wieder einmal mit dem Wissen verabschiedet, dass diese Fahrt der Galeere die letzte gegen die Feinde der Blutigen See sein konnte.

Der Monat des Boron begann mit gottgefälligem Gleichmut. Die Bäume zeigten ihr prächtigstes Farbenspiel, dann brachten die ersten Herbststürme verregnete, kalte Tage.

Anlässlich des Tsatages des alten Turmen traf man sich gegen Mitte des Monats wiederum im Hause der Familie, und auch diesmal drehten sich die Gedanken und Gespräche fast ausschließlich um die Verschollenen. Auf Bitte Seiner Spektabilität Olorand von Gareth-Rothenfels hatte die Boronkirche angekündigt, am letzten Tag des Monats eine stille Feier für ihre Seelen abzuhalten.

Nach jener Tsatagsfeier begleitete Velun Talafeyar in den *Garten der Rose*. Es war spät, weit nach Mitternacht eine wohltuende Ruhe lag über der sonst so geschäftigen Stadt, der Sternenhimmel über Perricum zeigte sich in einer seltenen Klarheit, und die voll erblühten Herbstrosen verbreiteten einen göttlichen Duft. Das Paar wandelte durch den Park des Rahjatempels, lauschte der fernen Brandung des Meeres, den letzten Grillen und dem Wispern des leichten Nachtwindes in den herbstlichen Blättern der Bäume und Sträucher. Am Rande des Seerosenteiches suchten die beiden den vom ersten Herbststurm gefällten alten Baum auf, den Talafeyar wegen seiner malerischen Wildheit und des immer noch lebenden wilden Weins, der sich um den Stamm wand, unangetastet ruhen ließ. Sie setzten sich. Velun bot Talafeyar den Schutz und die Wärme seines Umhangs und zog den Gefährten dicht an sich. So sogen sie den Zauber dieser Nacht tief in ihre Seelen und ruhten aus.

Als eine Sternschnuppe über den Himmel zog und dabei das tief über dem östlichen Horizont stehende Sternbild der Tsa schnitt, brach Talafeyar das Schweigen. »Vel, glaubst du, dass sie tot sind?«

»Nein«, antwortete dieser, ohne im Mindesten überrascht ob dieser Frage zu sein. Der Vogtvikar blickte hinauf in die Schönheit der Schätze des Phex, in das Funkeln und Gleißeln der Sterne. »Glaubst du

an eine Vielzahl von Zufällen, die sie schließlich gemeinsam an einen Ort führen, nur damit sie dort sterben?«, stellte er die Gegenfrage.

»Ich glaube, dass sie leben«, entgegnete Talafeyar leise. »Seit gestern denke ich fortwährend an sie. Ich habe geträumt. Letzte Nacht, als ich auf dich gewartet habe. Ich habe sie in anderen Gestalten gesehen, aber sie waren unverkennbar: eine Fuchsstute mit lachenden grünen Augen, ein Blaufalke mit weißem Brustgefieder, ein junger Fuchs, fast noch ein Welpen, und ein stolzes Seeadler-Weibchen. Sie spielen mit einem schwarzen Ball, treiben ihn über eine blühende Ebene und haschen danach, ohne ihn fangen zu können. Seltsam lebendig und zielstrebig ist er, jener Ball. Dann erreichen sie das Gestade eines wütenden, aufgewühlten Meeres; der Ball springt ihnen voraus und verschwindet in den Wogen. Sie folgen ihm bis auf den Meeresgrund, der Fuchs greift ihn vorsichtig mit seinem Fang, und sie tauchen der Oberfläche entgegen. Als sie diese durchbrechen, hat sich der Sturm gelegt. Allerdings ist es finster, eine Nacht ohne jeden Stern am Himmel. Es ist eisig kalt, und das Meer wird zu einer endlosen, spiegelglatten Ebene. Sie sind in diesem Eis gefangen und drohen zu erfrieren, während *etwas* mit glockenhellem Lachen immer näher kommt.

Dann hast du mich geweckt.«

Velun zog den Umhang dichter um den Gefährten und sich selbst. »Das hört sich nicht gut an«, sagte er nüchtern.

»Nein«, stimmte Talafeyar ihm zu. »Ist es ein Wunschtraum, meinem besorgten Geist entsprungen, oder ein Wahrtraum, mit dem Boron sie um Hilfe rufen lässt? Der Traum war seltsam wirklich, greifbar, und meine Erinnerung daran ist unglaublich scharf. Ich habe vorhin mit Olorand gesprochen. Er murmelte etwas von Sternkonstellationen und Phasen des Madamals und Berechnungen und ... Kobolden.«

»Deswegen ist er so früh gegangen«, stellte Velun fest. »Er wollte die klare Nacht nutzen, um sternkundliche Berechnungen anzustellen. Nach den Sphärenbeben der Dritten Dämonenschlacht schwierig genug. Sagtest du: *Kobolde*? Wie kommt Olorand auf *Kobolde*?«

»Ich weiß es nicht. Ich habe ihn gefragt, aber er winkte nur ab. Er wolle keine voreiligen Schlüsse ziehen und nicht ›unwissenschaftlich mit Vermutungen hausieren gehen‹.«

»Hm.«

»Ich schätze ihn als Seelenheilkundigen – und als Freund«, sagte Talafeyar nachdenklich. »Manchmal bereitet es mir Sorge, dass sein Vorgänger im Amt des Akademieleiters wahnsinnig geworden ist.«

Velun lachte leise. »Nein, Olorand ist nicht der

Mann, der den Verstand verliert – nicht er«, erklärte er bestimmt. »Auch wenn er mir in den letzten Wochen durchaus etwas ... eigen vorkam. Alena besucht doch zuweilen Fenia. Was sagt sie?«

»Ich habe Alena bisher nicht gefragt«, gab der Gastgeber der Freude zu. »Außerdem mag es zwar Gerüchte geben, dass die Rahjakirche alles, was sie im Rausch hört, ebenso wie die Phexkirche zu Gold macht, aber es gehört nicht zu meinen Gepflogenheiten, mir täglich einmal Bericht erstatten zu lassen.«

»Wäre sicherlich unterhaltsam«, gab Velun trocken zurück. »Ich frage mich seit einiger Zeit, ob Rondri-gan von Perricum tatsächlich endlich seiner vertrockneten Großmutter entwischen konnte, um statt verträumter Schwärmereien ein wenig wahres Leben zu erhaschen. Ich glaubte, unseren kleinen Grafen im letzten Mond hier beim Rahjabesuch gesehen zu haben.«

Talafeyar lachte sanft. »Vergiss es, mein geliebter Fuchs!«, riet er dem Gefährten lächelnd. »Kein Wort kommt über meine Lippen, Phex steh mir bei! Du musst auch nicht alles wissen.«

Velun liebte ihn und küsste eine der elfischen Ohrspitzen, wärmte sie mit seinem Atem.

»Es reicht, wenn du es weißt«, murmelte er und biss zärtlich in die Spitze des Ohrs.

Talafeyar knurrte sanft und gleichzeitig warnend,

sodass Velun das Ohr losließ und es entschuldigend küsste.

»Und ich glaubte, diese bezaubernden Ohren gehörten mir, seit ich sie letzten Travia erstanden habe«, neckte er den Halbelfen.

Dieser seufzte. »Manchmal bin ich davon überzeugt, dass Phex tatsächlich der Gott des Unfugs ist!«

»Er ist auch dies. Aber Rahja sei Dank liebst du mich trotzdem.« Wieder ernsthaft versprach der Phexgeweihte: »Ich gehe morgen zu Olorand und sehe mir seine Berechnungen an. Wenn es noch einen Weg geben sollte, den Freunden zur Hilfe zu eilen, werden wir ihn finden.«

Talafeyar nickte. »Du magst Brin sehr, nicht wahr?«, fragte er aus einem Gedanken heraus.

Velun küsste die Schläfe des Gefährten, atmete tief dessen würzigen, feinen Geruch ein und antwortete: »Ja. Phex selbst hat ihn mir in Obhut gegeben. Und ich kannte seine Eltern. Sie gehörten der Gemeinschaft der Sterne an. Ich glaube, Brin weiß das nicht einmal. Er ist nicht der erste Grauling, den ich selbst geführt habe, aber diesmal war es so, wie einen Sohn zu haben.« Der Mann schwieg einen Augenblick lang und setzte dann nachdenklich hinzu: »Er war nur wenige Tage in meiner Obhut. Manchmal ist auch das eine lange Zeit.«

»Ja.« Talafeyar richtete sich in der Umarmung des

Gefährten auf, wandte sich ihm zu. »Kannst du diese Nacht bei mir bleiben?«, fragte er. »Ich möchte dich spüren.«

Velun nickte wortlos.





Letztes Kapitel

Auch ein Schelm muss eines Tages sterben. Doch wenn der Schweigsame ihn ruft, antwortet er selbst Ihm mit einem Lachen. Und manchmal geschieht es, dass die Junge Göttin Tsa dieses Lachen vernimmt und Ihrem Schützling ein neues Leben schenkt, wie es allein in Ihrer Macht liegt.

– Das Ende und der Beginn zweier
aufeinander folgender Sagen
aus der *Schelmen-Sammlung* von Kranick,
letzte, neuzeitliche Fassung

In einem Atemzug schlug das Chaos über ihnen zusammen, in einem Augenblick änderte sich die Welt, und in einem Herzschlag gefror ihr Sein.

Der Sturm, das Schiff und die Wogen trafen sich mit grausamer Macht zwischen den beiden Türmen der Hafeneinfahrt, nicht ein Dutzend Schritt von dem Ort entfernt, wo sie eben noch sicher schienen. Kein Ruf war zu ihnen gedrungen, jede Warnung wurde durch den heftigen Wind fortgerissen, und auch der sich überschlagende Befehl der Offizierin aus dem Eingang des Taubenturms war nicht mehr als ein Flü-

stern, noch dazu zu spät, um sie vor der Gewalt zu retten, die über sie hereinbrach.

Brin hatte einen Wimpernschlag zuvor zur Stadt hinübergeblickt, freilich ohne denjenigen zu sehen, dessen Sorge sein Bewusstsein berührt hatte.

Derya sah das Schiff, erkannte die *Seeadler von Beilunk* und schaute für einige schmerzhaft, rasende Herzschräge in das vor übermenschlicher Anstrengung fahle Antlitz ihres Großvaters.

Falk erkannte den Wirbel, hinaufreichend bis in die Finsternis über ihnen, in einem einzigen Augenblick als das, was er war: ein wandelnder Riss in der Welt, dazu geschaffen, das zu rauben, was es zu rauben gab.

Lara blickte überrascht in das tobende Wasser, das über den Kai hereinbrach, und fragte sich verwundert, woher das glitzernde, bunte Funkeln kam.

Eisige Wogen, erdrückend, erschlagend, erstickend, und Finsternis, von einem Gespinst noch schwärzerer Risse durchwoben und von grellen Blitzen in unwirklichen Farben durchzuckt. Brüllen und Rauschen der Wasser, Jaulen und Schreien des Sturms, das Brechen von Holz und Knochen, Reißen von Segeltuch und Tauwerk. Grauen und Schmerz, Erkenntnis, Verzweiflung, Einsamkeit, Ohnmacht. Und nicht die Zeit eines Atemzugs zur Gegenwehr.

Die wunderschöne, hässliche Elfe saß auf einem Stein am Fluss, hielt den Falken mit eisernem Griff zwischen den krallenbewehrten Knien fest und rupfte ihn bei lebendigem Leib. Für jede weiße Feder lachte sie ein böses Lachen, und für jede schwarze Feder vergoss sie eine süße Träne. Und jeden Blutstropfen des nackten, sich kaum noch wehrenden Tiers leckte sie mit grüner Zunge und blitzenden Augen genüsslich ab. Dann bleckte sie die spitzen steinernen Zähne ...

Lara schrie, und ihr eigener Schrei riss sie aus dem grausamen Traumbild. Mit rasendem Herzen und heftig nach Luft ringend, beide Hände zu Fäusten geballt, saß sie da und ... schloss den Mund, als sie die verstörten, erschrockenen Blicke der Freunde wahrnahm, die sie schlaftrunken musterten. Die Schelmin rang sich ein aufmunterndes Lächeln ab.

»Hallo! Schön, dass ihr auch da seid«, sagte sie mit rauer Stimme. Sie kroch über Brin hinweg und ließ sich neben Falk fallen. Dieser versuchte, sich in einem Berg von bunten, kleinen, rutschenden Kissen aufzusetzen, was gar nicht so einfach war, und blickte verwirrt in das besorgte Gesicht Laras, die fragte: »Alle Federn noch dran?«

»Was?« Derya schien noch verwirrter als Falk zu sein und hob, auf dem Bauch liegend, den Kopf wie

ein nach Luft schnappender Fisch. »Federn?«, wiederholte sie.

Brin stöhnte. »Ich habe geträumt, sie hätte Ungolfa die Haut abgezogen, um daraus Pergament zu machen«, erzählte er schauernd.

»Wer ist Ungolfa?«, erkundigte sich Lara neugierig.

»Die Schreiberin in der Segelmacherwerkstatt«, antwortete Brin fahrig, während er sich umblickte. Sie saßen oder lagen auf einem nachgiebigem, weichen Untergrund, der schritthoch mit zierlichen, hübsch verzierten Kissen bedeckt war. Im weiten Kreis um sie herum und hoch über ihnen hingen leuchtend blaue und grüne Stoffbahnen, die die Welt dahinter verbargen. »Hat jemand eine Ahnung, wo wir hier sind? Und was überhaupt passiert ist?«

»Eine Ahnung schon – was passiert ist«, antwortete Falk, der endlich saß und Lara eine Hand reichte, um sie hilfsbereit zu sich zu ziehen. »Über das *Wo* kann ich nur spekulieren.«

»In einem ziemlich großen Himmelbett«, vermutete Lara.

Sie schmiegte sich erleichtert an Falk und küsste seine Hand.

»Und sicherlich nicht mehr im Kriegshafen von Perricum«, setzte Derya trocken hinzu, die nun auf dem Rücken lag und ihre nackten Glieder einer eingehenden Prüfung unterzog. »Und nicht ein Kratzer«,

stellte sie verblüfft fest. »Dabei hatte ich mir mindestens einige Rippen und einen Arm gebrochen!«

»Ich war ziemlich sicher, mir den Schädel eingeschlagen zu haben«, murmelte Brin.

Derya setzte sich auf, wobei ihr die jahrelange Übung auf schwankenden Schiffsplanken und in federnden Wanten deutlich zugute kam. »Ein Perainegeschenk hinterfragt man nicht«, behauptete sie. »Trotzdem wäre mir wohler, ich trüge Kleidung – und meine Waffen.«

Lara lächelte schelmisch. »Warum? Es ist doch warm und du bist ziemlich hübsch, oder nicht? Und ich sehe hier nur uns.«

»Oh, Lara!«, seufzte die Seejunkerin. »Aber trotzdem danke. Kommt jemand mit auf Entdeckungsreise hinter den Vorhang?«

»Ich möchte erst wissen, *was* passiert ist – was deiner Meinung nach passiert sein *könnte*, Falk«, erklärte Brin bestimmt.

Der Studiosus nickte und sammelte einige Herzschläge lang seine Gedanken. »Ihr wisst alle, was Sphären sind?«, fragte er.

»Murmeln«, antwortete überraschenderweise ausgerechnet die Schelmin. »Sphären sind Murmeln, nicht wahr?«

»Ganz so Unrecht hat sie nicht«, bemerkte Brin trocken.

»Also keine Murmeln?«, fragte Lara.

Falk lächelte und antwortete: »*Sphäre* bedeutet *Kugel*, also sind Murmeln tatsächlich Sphären. Allerdings meinte ich die Sieben Sphären, aus der der Sphärentheorie nach die Gesamtheit der Welt besteht. Stell dir eine winzige, verschwindend kleine Kugel vor, eigentlich nur einen Punkt! Dies ist die Erste Sphäre, der Mittelpunkt von allem, was ist. Darum liegt eine Schale, wie die Schale einer Zwiebel, die Zweite Sphäre. Um diese spannt sich eine weitere Kugel, die Kugel, die du kennst: die Welt der lebenden Wesen, die Dritte Sphäre. Darum liegt das Reich der Toten, die Vierte Sphäre. Die Fünfte Sphäre ist Alveran, die Heimat der Götter. In die Sechste Sphäre gehören die Sterne und das Madamal des Himmels. Die Siebte Sphäre ist unendlich, das, was um all die anderen ist. Von dort kommen die Dämonen. Das ist ihr Reich. Früher waren alle Sphären voneinander derart getrennt, dass nur die Götter und die Toten auf vorbestimmten Wegen zwischen ihnen reisen konnten. Doch seit Madas Frevel gibt es ... undichte Stellen zwischen den Sphären. Durch diese fließt die magische Kraft in unsere Welt, sodass manche Wesen zaubern können. Und man kann nun Tore errichten, um eine Sphäre zu verlassen, um in eine andere zu reisen oder in das Gebiet, das zwischen den Sphären liegt, den Zwischenraum oder Limbus.«

»Auch wenn man weder tot noch ein Gott ist?«, fragte Lara.

»Ja. Und ich bin mir ziemlich sicher, dass der Wirbel solch ein Tor war. Durch diese Tore können Dämonen in unsere Welt gerufen werden – oder etwas aus unserer Welt herausgenommen werden.«

»Ich bin begeistert. Also sind wir *gestohlen* worden?«, folgerte Derya.

»Ich fürchte: ja.«

Lara zupfte an den nachtblauen Fransen eines himmelblauen Seidenkissens und fragte nachdenklich: »Und die Feenreiche? In welcher Kugel sind die Feen zu Hause? Und die Lichtelfen?«

»Auf die Antwort darf man gespannt sein!«, bemerkte die albernische Seejunkerin. Dann erklärte sie Lara: »Darauf weiß wohl niemand außer Hesinde eine Antwort. Feen sind Feen und Feenwelten eben Feenwelten. Ein Teil unserer Welt und doch wieder nicht. Irgendwie gehören sie wohl schon zu dieser Welt, aber sie haben offensichtlich ihre eigenen Gesetze.«

Die Schelmin nickte. »Ganz eigene. Und die Zeit ist anders. Und andere Dinge sind wichtig. Und manchmal sind sogar die Sterne andere.«

Falk lachte sanft. »Dann weißt du darüber wahrlich mehr als ich«, sagte er. »Die Feenwelten nennt der Magier *Globulen*, auch ein Wort für Kugel, und es soll

davon unzählig viele geben. Nicht nur Feenwelten, Nebenwelten, sondern auch Welten, die unseren Welten gleichen und doch wieder nicht, *parallele Welten* nennt man diese. Aber mit der Theorie der Anderwelten habe ich mich bisher so gut wie gar nicht befasst. Das Gesagte umfasst so ziemlich mein gesamtes Wissen über dieses Thema.«

»Vielleicht habt Ihr jetzt ja die Möglichkeit zum praktischen Studium«, seufzte Derya. »Wie die Niederhölle wirkt das hier nicht auf mich.«

»Wir könnten uns an jedem Ort Deres aufhalten, in einer anderen Globule oder in einer anderen Sphäre«, behauptete der Studiosus achselzuckend. »Wir wissen nicht, wie viel Zeit vergangen ist. Und Sphärenreisende können in unglaublich kurzer Zeit angeblich sehr weite Strecken überbrücken.«

»Aber jemand muss das alles veranlasst haben, oder? Von allein wird so etwas wohl kaum geschehen«, vermutete Brin finster.

Falk nickte. »Kaum«, bestätigte er.

»Nun denn«, sagte die Seejunkerin entschlossen, »dann werde ich jetzt nach Erkenntnissen suchen! Will jemand mitkommen?«

Nun, zurückbleiben wollte keiner. Und zudem gab es niemanden unter ihnen, der nicht gespannt auf die Welt hinter dem Vorhang gewesen wäre.

Als Derya eine Stoffbahn berührte, um nach einem

Spalt zu suchen, floss diese wie dickflüssiges, klares Wasser um ihre Finger. Von ihrer Hand aus breiteten sich in Wellen Transparenz und Bewegung aus, verschwanden die Vorhänge, bis die Gefährten und das runde Kissenlager völlig von einer Kuppel aus tragem, reinem Wasser umschlossen waren. Das Licht wich einem blauen Dämmern, und jenseits der schimmernden Wasserwand lag Dunkelheit.

»Ah, ihr seid wach! Nun, dann einen von Tsa gesegneten Morgen, meine Kinder!«

»Onkel!«

»Was ist das?« Brin war sicher der Erschreckendste unter ihnen, als der blaugeschuppte Kobold mit dem roten Zackenkamm auf dem Kopf im grünen Tangkitel durch den Wasservorhang zu ihnen hereinspazierte, einen großen Sack hinter sich herschleifend, und sie mit einem zwinkernden Lächeln seiner großen Augen in dem sonst so seltsam flachen Gesicht begrüßte.

»Euer Frühstück«, erklärte der Klabauter und hievte den Sack in die Mitte der Matratze. Geschäftig öffnete er ihn und entnahm ihm Stück für Stück verschlossene Tonkrüge und gedeckelte Töpfe, Becher aus grünem Glas und Teller aus dunklem Holz. Er verteilte die Dinge um sich, bis der Sack leer war und nun viel zu klein für all das wirkte, was er enthalten hatte. Die Menschenkinder hatten dem kleinen Mann staunend zugesehen. Angesichts der Wohlgerüche

meldeten sich ihr leerer Bauch mit knurrendem Hunger.

»Nun, dann esst, solange es noch warm ist!«, forderte der Kobold sie auf und nahm sich selbst einen Krug, dessen Stöpsel er geschickt mit einem zierlichen Silberdolch entfernte.

Lara grinste und reichte den Gefährten Teller und Becher, die Brin allerdings nur zögernd aus ihren Händen entgegennahm.

»Wer ist das?«, flüsterte er ihr zu.

»Mein Onkel«, wiederholte sie. »Ein Wasserkobold. Er ist gut, ganz sicher.«

»Das will ich aber meinen«, mischte sich der Kobold mit gespielter Entrüstung ein. »Viel zu gut. War ein schönes Stück Arbeit, deinen Schädel wieder rund zu bekommen!«

»Was?« Brins Hand fuhr zum Kopf und strich sich tastend durch das Haar, ohne etwas Besonderes zu finden. Er zuckte verlegen mit den Achseln und versuchte ein Lächeln. »Also – danke«, murmelte er mit Selbstüberwindung.

Der Klabauter winkte ab. »Nun, schon vergessen«, meinte er gutmütig. »Wer wessen Geistes ist, weiß man heutzutage wahrlich oft erst nach dem zweiten Blick. Wenn die Elfe euch nicht ins Wasser hätte stoßen lassen, wäre ich ihr viel zu spät auf die Schliche gekommen. Ist ein verdammt schlaues Paktiererweib.

Jetzt nehmt! Ihr habt noch einiges vor euch und braucht Stärkung. Eure Zeit ist nicht unbegrenzt.«

Der Kobold hatte in den Kannen und Töpfen Kostbarkeiten mitgebracht: Flussgrützensuppe mit Tangsternen als Vorspeise, Schwammklößchen mit gebakkenen Lachmuscheln und feiner Darpatsoße zur Hauptspeise und als Nachtisch Korallenbeeren mit süßem Meeresschaum. Dazu gab es reines Quellwasser und Perlentee, erfrischend und reichlich. Als alle sich gesättigt und ihren Durst gestillt hatten, befahl er dem Geschirr, sich hübsch geordnet in den Sack zurückzugeben. Und wirklich bekamen Deckel und Töpfe, Krüge und Geschirr hunderte von Füßchen und hopsten und schwankten durch das bunte Kissenmeer, um sich schließlich eins nach dem anderen in dem Sack zu stapeln. Nur die Becher, die der Wassermann zuvor mit prickelndem süßem Saft gefüllt hatte, hielten sie noch in den Händen.

»Sehr praktisch«, versicherte der Kobold verschmitzt, als er den Sack zuband.

»Kannst du das auch?«, fragte Falk Lara belustigt.

»Ich übe noch«, antwortete sie mit einem verschmitzten Lächeln. Dann seufzte sie. »Bisher kommt es immer zu mir in den Schoß gehüpft, statt sich ordentlich dorthin zu begeben, wo ich es eigentlich haben will«, gab sie zu.

»Auch Schelmenmeisterschaft will gelernt und geübt sein«, bemerkte der Kobold. »So, nun wird es Zeit, euch zu erzählen, was euch jenseits dieser Kugel aus Wasser erwartet.«

»Eine gute Idee«, bemerkte Derya.

Der Wassermann nickte. »Eine vortreffliche, das will ich meinen«, stimmte er ihr zu. »Auch wenn euch das, was ich bisher herausgefunden habe, ebenso wenig gefallen wird wie mir.«

Er blickte in den Becher, den er in der mit Schwimmhäuten versehenen Hand hielt, nippte und leckte sich mit der rotvioletten langen Zunge die schmalen Lippen.

»*Sphairologia, Cyclopaedia Dimensionis, Magica Globulae, Porta Aethericca, Codex der Limbusmovimentation* – das sind alles Dinge, über die ein Magus sicher vortrefflich disputieren kann«, begann er schließlich seine Erklärung. »Ich fürchte nur, hier nützen alle diese enzyklopädischen, fragmentarischen, derisch beschränkten und dummen Kleingeistweisheiten gar so viel wie das Salz unter meinen Fingernägeln! *Ich* habe es ja nicht einmal völlig durchschaut – und ich bin immerhin seit einem guten Jahrtausend zwischen den vielungezählten Welten unterwegs ... nun, fast jedenfalls. Aber *das* ist mir noch nicht widerfahren, wahrlich nicht. Oh, verzeiht, werter Meister Falke, Anwesende sind vom Kleingeist selbstredend ausgeschlos-

sen, und zudem achte ich durchaus Eure Kenntnisse der hesindianischen und borongefälligen Perainekunst. Für ein Wesen Eurer Jugend beachtlich, wahrlich.

Nun gut. Dies« – der Kobold machte eine Handbewegung, die die wässrige Kuppel und die Kissenenebene umfasste – »ist nur ein Ort, den ich euch zum Schutz geschaffen habe. Angenehm, verborgen und vorübergehend. Die Welt jenseits dieses Wassers ist anders. Seltsam anders. Alles, was ich bisher gesehen habe, scheint nicht zueinander zu passen. Diese Welt ist nicht die Dritte Sphäre, die des Lebens, aus der ihr stammt. Das ist sie *offensichtlich* nicht, auch wenn vieles scheinbar aus eurer Heimat stammt. Es ist auch keine Feenwelt, wie ihr mein Zuhause nennt. Aber es gibt hier Wesen, die selbst ich nicht anders nennen kann als *Feen*. Sie gehören zu dieser Welt – und doch wieder nicht. Zuerst dachte ich mit Schrecken, es könnte ein Ort im *Draußen* sein, in der Siebten Sphäre, dem Dämonenreich, aber auch das trifft nicht zu, denn hier gibt es sehr wohl ein Wirken der Götter. Zumindest der Launenhafte, Efferd, scheint der Welt um uns herum seine Aufmerksamkeit zu bezeugen. Wie auch immer, dies ist kein Ort, der so rein wäre, dass er einer jener Welten oder Sphären zuzurechnen ist, die mir in den Sinn gekommen sind. Es ist vielmehr eine Welt, in der sich diese Elemente verbunden haben – widerwillig

und auseinander strebend, wie ich feststellen musste. Dis ist kein Ort des Friedens, nein. Auch kein Ort des Kampfes. Eigentlich ist er eher *leer*, aber andererseits ... stellt euch den Hafen einer Ruinenstadt vor, in dem sich zufällige Besucher drängen.«

»Ein Traum?«, fragte Falk in die kurze Atempause des Klabauters hinein. Dieser blickte den Studiosus mit einem zweifelnden Wiegen des Kopfes an.

»Auch ich war versucht, an einen Traum zu glauben«, entgegnete er dann. »Aber nein, dafür ist alles zu wirklich. Ihr wärt in den Fluten ertrunken, von Treibgut erschlagen – oder von grausigen Kreaturen gefressen worden oder all dies zusammen –, wenn ich euch nicht an den Haaren hier hereingezogen hätte. Ich fürchte, *das* zumindest war ich euch schuldig, nachdem ich einen so hohen Preis genannt hatte. Auch wenn alles einen anderen Verlauf nahm als gewünscht.«

»Welcher Preis?«, fragte Brin misstrauisch und hellhörig. »Und wofür?«

Lara blickte ihn an und zuckte verlegen mit den Schultern. »Für unsere Rettung aus dem Fluss. Er will die *Perle der Chalwen* als Gegenleistung. Sie ist ein Feenzauberding.«

»Ich dachte, ein Schwarzes Auge«, warf Derya überrascht ein.

Brin schüttelte den Kopf. »Die Kirche hält sie für

ein heiliges Artefakt«, flunkerte er, ohne damit wirklich die Unwahrheit zu sagen. Die Worte des Fuchses kamen ihm wieder in den Sinn: *Eine, die stehlen will, was uns gehört, hat deinen Weg gekreuzt ...*

»Nun, nach Beschreibungen – dürftigen, leider – in mehreren Schriftsammlungen und einem alten Dokument aus der Rohalszeit kann es das eine oder das andere oder etwas ganz anderes sein«, seufzte Falk. »Einig sind sich sowohl Märchen als auch wissenschaftliche Hypothese nur darin, dass der *Schatz der Chalwen* ein machtvolles Instrument zur Mehrung des Wissens ist.«

»Und somit in den Händen dieser Elfe ganz sicher nicht am richtigen Ort!«, fügte Brin hinzu.

»Ganz sicher nicht! Aber bis wir einen Weg hier heraus gefunden haben, ist sie damit längst über die Berge geflogen«, mutmaßte Lara. »Oder?«, wandte sie sich an ihren koboldischen Onkel.

Der lächelte ihr verschmitzt zu. »Vielleicht auch nicht«, entgegnete er. »Sie hat nämlich die gleichen Schwierigkeiten wie wir.«

»Was? Sie ist hier?«, kam es so oder mit ähnlichen Worten aus vier Mündern gleichzeitig.

Der Klabauter hob beschwichtigend die Hände. »Ja, ja, meine Kinder, ganz recht. Nun seid doch still, bitte! *He! Ruhe!* Nun, so ist es gut. Also, die verderbte Elfe befindet sich irgendwo in dieser Welt. Nein, ich

habe sie nicht gesehen, aber man hat mir von ihr berichtet. Sie ist anscheinend recht wütend, also nehme ich an, dass sie sich diesen Ort ebenso wenig ausgesucht hat wie wir.«

»Ist der *Schatz* ebenfalls hier?«, wollte Brin wissen.

Der blaue Wassermann zuckte mit den Achseln. »Nicht der Hauch des Wissens, das der Schatz verspricht, ist mir darüber zuteil geworden«, seufzte er. »Ich weiß es nicht. Vielleicht. Möglich. Aber möglicherweise auch nicht. Wir müssen es erst herausfinden.

Diese Kugel jedenfalls wird sich alsbald auflösen, außer ich stecke noch ein wenig Magie hinein. Verschwendung, denke ich. So, dann wäre also die Zeit gekommen, das *Draußen* zu betreten. Vor einem will ich euch noch warnen.«

Er machte nun ein sehr ernstes Gesicht, was ihm fast ein wenig schwer zu fallen schien, und musterte nacheinander die neugierige und vor Tatendurst sprühende Lara, den nachdenklichen Falk, den immer noch argwöhnischen Brin und die gespannte und dennoch gelassen wirkende Derya.

»Trinkt!«, erinnerte der Kobold sie noch einmal; er wartete, bis sie alle ihren Becher bis zur Neige geleert hatten. Selbst Brin schüttete sich die letzten Tropfen in den Mund und schluckte.

»Schmeckt wie Feennektar«, lächelte Lara.

Ihr Onkel nickte ihr zwinkernd zu. »Fast. Der Trank wird euch helfen, hier nicht verloren zu gehen. Jedenfalls soll er solches bewirken. Hier ist manches anders, ich sagte es bereits. Und der Trank macht euch für viele der Wesen, die in der Nachbarschaft wohnen, zu kaum wahrnehmbaren Schemen. Eines müsst ihr beherzigen und dürft es niemals vergessen, denn es ist wichtiger als alles andere: Betretet kein Tor – nicht allein, nicht auf Aufforderung –, ohne dass ihr wisst, wohin es euch führt! Die Kreuzungen hier sind unüberschaubar, und ich fände euch kaum jemals wieder.«

Lara seufzte. »Kein Feentor betreten?« Sie verdrehte die Augen. »Bei Tsa! Es gibt sicher Leichteres, als allen Pilzkreisen, Tümpeln, Gartentoren, Nebelinseln, Bächen, Steinkreisen, Sonnenflecken, Lichtungen, Regenbogen, Kirschbaumzweigen, Feenhäubchen und all den anderen Übergängen in die *Welt Jenseits* auszuweichen, auf die man unterwegs trifft. Das ist tatsächlich dein Ernst, Onkelchen?«

»Selten so ernst gewesen, Nichtlein«, bestätigte der Kobold grimmig.

»Nun gut, ich werde die Augen offen halten«, versprach die Schelmin ergeben. Dabei glitzerten ihre Augen sehnsüchtig. Feentore in solcher Menge! Wo gab es sonst so etwas? Was konnte man da alles erleben!

»Wie wäre es mit Rüstung und Waffen?«, schlug die Seejunkerin vor.

»Ein wenig Geduld, und ihr bekommt, was ihr braucht«, versprach der Kobold. »So, nun haltet euch an den Händen, wenn ihr durch das Wasser tretet! Und passt auf! Der Boden draußen liegt tiefer als hier.«

Die Wellen des tiefgrünen Meeres brandeten gegen den Sandstrand, warmer Wind strich über ihre Haut und durch ihr Haar, und die bunten K'Lirakanim piffen ihr Jagdlied über den Wogen. Anmutig und tiefgrün durchzogen sie den strahlend gold-roten Morgenhimmel, aus dem sie mit eng an den Körper gelegten Flügeln pfeilschnell in das Wasser hinunterschossen, tauchten und mit Beute – zappelnden Fischen oder sich windenden Meerschlangen – wieder der Höhe entgegenstrebten. Das Lichtband des Horizonts erhob sich hinter dem Meer dem Tag entgegen und schickte die Schatten lang über die sanften Dünen und das struppige Geflecht des Sandmooses.

Die Fee mit dem gelockten Haar in der Farbe des morgendlichen Himmels sah zu dem hochgewachsenen, dunklen Hexer an ihrer Rechten auf, der ihre Hand sanft umschlossen hielt und ihr Lächeln voller Zuneigung erwiderte. Dann wandte sie sich der gewappneten Nixe an ihrer linken Hand zu. Diese starrte gebannt auf das Wasser hinaus, dorthin, wo die Perlentümmler verschwunden waren, sehnsüchtig und ver-

sunken in Erinnerungen. Der Schatten an der Seite der Seekriegerin hingegen fuhr herum, wobei er die Hand der Frau fahren ließ und nach seinem Jagdmesser griff, als habe er Bedrohliches hinter sich wahrgenommen. Doch die Dünen erstreckten sich einsam und weit in das Land hinein. Erst in einiger Entfernung zeigte sich der blaue Saum der Wälder; Tagesreisen entfernt erhoben sich die Gipfel der Gigantberge vor einem noch nächtlich funkelnden Sternenhimmel. Die Fee lächelte mit weitem, wehem Herzen. Dieses Land war wunderschön und im gleichen Atemzug dem Bösen so nah.

Der hagere, kahle Gnom in den bunt schillernden Gewändern eines Heiligen Sprechers der Echse räusperte sich. »Es wird Zeit, meine Kinder«, erinnerte er sie. »Der Segen der Götter und alle Macht der Magie seien an eurer Seite! Die Giganten mögen euch begleiten!«

»Habt Dank, Chialnej'ianiejs!« Die Fee schenkte dem Gnom ein Lächeln. »Wir sehen uns wieder, wenn sich Tod in Leben gewandelt hat.«

Er nickte. »Ich bereite das Fest für eure Rückkehr«, versprach er.

Sie traten zu ihren Tieren, die geduldig zwischen den Dünen warteten, und der kleine Mann blieb allein zurück.

Ni'hrb, der Schatten, schwang sich als Erster in den

Sattel und lenkte das geflügelte, türkis geschuppte Renka in wiegendem Trab auf den Kamm des nächsten Hügels, um Ausschau zu halten. Er war wie stets der Wachsamste und Misstrauischste unter ihnen. Indessen hatte keiner von ihnen darüber je ein Wort verloren, denn es stand ihm zu; die Kräutigen hatten viele der seinen bereits für ihre Seite gewonnen: durch böartige Magie, wertlose Versprechungen und Hoffnungslosigkeit.

Falkenherz hob Mellteria auf den Rücken ihres Flugtiers. Die Tage, da die Fee mit Anmut und Leichtigkeit selbst in den Sattel gesprungen war, lagen schon einige Monde zurück. Durch das neue Leben in ihr waren ihre Bewegungen bedächtiger geworden. Der Hexer ließ die Hand einen Atemzug lang sanft auf ihrem Leib ruhen, der sich unter dem silberdurchwirkten weichen Kleid deutlich wölbte und blickte zu ihr auf. Er bat sie nicht mehr zurückzubleiben. Dafür war es nun zu spät. Er wandte sich schweigend ab, um selbst aufzusteigen. Seinen Stab steckte er in die Lederhülle vor den Sattel, die einst das Banner der Leibgarde getragen hatte. Geraubt, verbrannt, vom Wind davongetragen. Nur ein besticktes Tuch am Ende einer silberbeschlagenen Stange. Weit mehr. So viel mehr.

Yarnides Inan kletterte mit dem Widerwillen der Seekreatur auf den Rücken des fliegenden Tiers. »Be-eilen wir uns!«, drängte sie und vermochte das unru-

hig tänzelnde Renka nur mit Mühe am Abheben zu hindern. »Vielleicht sind wir dann einmal schneller als das Kraut!«

Trotz der Warnung des Kobolds blieben nur Lara und Brin auf den Füßen, als sie in dem Sand unter ihrem Zufluchtsort landeten. Die Schelmin blickte neugierig zurück und sah schräg über sich eine große Kugel aus blauem Wasser, die mit ihrer unteren Wölbung gerade die obersten Spitzen der Gräser in der tiefen Dünenmulde berührte.

»Vorsicht! Es wird nass!«, warnte der Klabauter sie vergnügt, da platzte die Wasserkugel auch schon und überschüttete sie mit klarem, frischem Flusswasser und einem Regen aus bunten Blumen. Für kurze Zeit entstand ein kleiner Teich zwischen den Sandhügeln, dann versickerte das Wasser, und nur ein Blütenteppich blieb übrig.

Lara kicherte, als sie die nassen Locken schüttelte. »Gut, dass wir noch nichts anhaben!«, spottete sie und entlockte Derya damit nun doch ein Grinsen.

Falk strich sich die feuchten schwarzen Locken aus dem Gesicht, dann erhob er sich und blickte sich um. »Es sieht hier aus wie an vielen Stellen der Küste des Golfes von Perricum«, stellte er fest.

Brin hatte sich einmal um die eigene Achse gedreht und die umliegenden sanften Hügel einer misstrau-

schen Musterung unterzogen. »Ich habe das Gefühl, beobachtet zu werden«, erklärte er.

»Und ich fühle mich nackt«, knurrte Derya. »Onkelchen, wie steht es nun wenigstens mit Waffen? He! Wo ist der Kobold?«

Lara zuckte gleichmütig mit den Achseln. »Wahrscheinlich Schwerter kaufen«, grinste sie. »Was nun? Hier herumstehen und warten oder losgehen und suchen?«

»Letzteres«, entschied die Seejunkerin und klaubte einen Stein aus dem Sand. »Besser als nichts«, setzte sie nach Brins fragendem Blick Brins hinzu.

Er nickte, verzichtete aber darauf, es ihr gleichzutun.

Derya sah sich um, orientierte sich an der Küstenlinie und den fernen Bergen. »Perricum müsste im Nordwesten liegen – wenn die Geographie der derischen gleicht.«

Falk stimmt ihr zu.

Sie waren erst wenige Schritte in Richtung der vermuteten Stadt gewandert, als der Klabauter vor ihnen gleichsam aus einem Spalt inmitten leerer Luft sprang und tadelnd den Kopf schüttelte.

»Keine Geduld mehr unter den Menschen! Was seid ihr nur für ein rastloses Völkchen!«, rügte er grinsend. »Hier, ich musste dies erst besorgen. Seekriegerin, ist das recht?«

Damit tauchten hinter dem Kobold die verschiedensten Gegenstände und Kleidungsstücke auf und fielen in den Sand. Zuletzt erschien eine wie zum Abschied winkende kleine Hand und verschwand wieder. Während Derya sich der Durchsicht der Dinge widmete, durchstöberte Lara die Gewänder und zog sich mit gezieltem Griff ein violett-grünes Zipfelkleid und blaue Stiefelchen hervor. »Wunderbar!« Sie streifte das Gewand über, stellte fest, dass es passte, und wandte sich ihrem Onkel zu. »Und dabei sind Kobolde doch eigentlich viel, viel zappeliger als Menschen!«

Er grinste sie an. »Nur auf eine gewisse Art und Weise«, behauptete er. »So, nachdem dafür gesorgt ist: Wenn ihr der Küste in dieser Richtung folgt, stoßt ihr auf die Festung Nebachot, und ich denke, zuerst einmal wird sich kein besseres Ziel finden. Ein halber Tag ist nötig, um sie zu erreichen, über den Daumen gepeilt und geschätzt und wenn ihr nicht allzu sehr bummelt. Ich werde noch das ein oder andere richten, besorgen und nachsehen, sodass ich euch nicht begleiten kann. Ich sehe euch dort! Dann Tsa befohlen!« Er verschwand in einem Wirbel glitzernder bunter Lichtfunken.

»Nebachot?«, fragte Lara, die Derya gerade vergnügt einen blauen Uniformrock mit hübschen goldenen Verzierungen und einen dazu passenden dreieckigen Hut reichte.

»Der alte Name Perricums«, antwortete Falk.

»Ach so. Will jemand dieses spitze, lange Ding haben? Hat ein hübsches Ende, nicht wahr?« Und sie hielt eine schmale, biegsame Klinge in die Höhe, die einem Degen ähnelte und deren Korb wie zwei ineinander verschlungene Wasserlilien geformt war.

Ni'hrb studierte weiterhin die Pläne, die Yarnides Inan auf dem behelfsmäßigen Kartentisch ausgebreitet hatte, Falkenherz blätterte in einem Oktavband, und Mellteria kniete auf ihrem Lager, während die Seekriegerin ihr mit kräftigen Griffen den schmerzenden Rücken massierte.

»Wenn mein Wort Gewicht hätte, kämst du nicht mit.« Hartnäckig nahm Yarnides noch einmal die Diskussion auf, die vor kurzem in einem Schweigen geendet hatte.

Die Fee seufzte. »Ich bin die Einzige von uns, die den *Schwarzen Stern* jemals sah und noch dazu in Händen hielt«, wiederholte sie. »Wenn ihr die falsche Kugel findet – wie wollt ihr das erkennen? Alle Gegenstände, auf die meine Beschreibung auch nur annähernd passt, zu suchen und mitzunehmen, halte ich für unmöglich. Die Burg ist groß. Gerade die Anlage im Festungsberg erstreckt sich über mehrere Meilen.«

»Aber du bist nicht in der Lage, dich Meile um

Meile in unterirdischen Kavernen vorwärts zu bewegen! Du wärst es nicht einmal dann, wenn du kein Kind trägst. Du bist eine verdammte Lichtelfe.«

»Ja. Und du bist ein Wesen des Wassers und vertrocknest uns einmal jeden Mond unter den Händen«, widersetzte sich die Fee mit heiterer Gelassenheit. »Ni'hrbs Element ist die Dunkelheit, und Falkenherz ist gar ein Mensch. Ich bin dort nicht weniger fehl am Platz, als ihr es zu anderen Zeiten an anderen Orten wart. Und ich werde es genauso überleben wie ihr. Du hast den Ratschluss der Echse doch auch vernommen: *Keiner wird allein bestehen, was niemand allein bestehen wird*. Wir gehen zusammen, oder keiner von uns geht.«

Yarnides seufzte und ließ die Hände sinken. Mellteria streifte sich das Gewand wieder über den Rücken. »Danke«, sagte sie und schenkte der Gefährtin ein Lächeln. Dann erhob sie sich von ihrem Lager und schlenderte zu Falkenherz hinüber. Der Hexer sah von den eng beschriebenen Seiten auf.

»Was hast du gefunden?«, fragte sie.

»Spekulative Theorien über innersphärische Weltenglobulen, die uns kaum weiterhelfen«, antwortete er. »Es gibt nichts Greifbares, das sich in irgendeine feste Form bringen ließe. Zumindest nicht jetzt und nicht in diesem begrenzten Zeitrahmen. Um auch nur eine der Metaspekulationsformeln zu verstehen und

schließlich zu berechnen, müsste ich ein Menschenalter aufwenden. Noch dazu ist der hier beschriebene Umgang mit der Kraft ein völlig anderer als jener, den ich beherrsche. Rho'Al hätte dir hierbei wohl helfen können. Ich kann es nicht.«

Mellteria schüttelte den Kopf. »Auch das wird sich erst zeigen«, sagte sie sanft. Sie blickte zu der Nixe und dem Schatten hinüber. »Wir werden heute Nacht alle unsere Kräfte brauchen. Ihr solltet euch ausruhen.«

Die beiden Freunde folgten dieser Aufforderung. Falkenherz und Mellteria blieben allein zurück. Der Mensch schlug die magische Schrift zu und saß einige Herzsschläge lang nur da, als blicke er in eine der anderen Welten, von denen die Texte sprachen. Die Fee legte ihm die Hand auf die Schulter. Falkenherz wandte sich ihr zu.

»Ich fürchte um unser aller Leben«, sagte er mit rauer Stimme.

»Wäre es anders, wärest du nicht du«, entgegnete Mellteria. »Doch: Was morgen ist, weiß allein Fatas, nicht wahr?«

Die Festung war eine Ruine, allerdings die eindrucksvollste, die selbst Brin jemals gesehen hatte. Auf steilen Klippen hoch über dem Meer erhoben sich wuchtige Mauern aus mächtigen Steinquadern labyrinthartig über drei ansteigenden Ebenen. Fünf Türme, jeder zu

einem guten Teil eingestürzt, hohl und dennoch von schwindelnder Höhe, ragten weit über die Mauern hinauf in den Abendhimmel. Auf der oberen Ebene waren die langgestreckten Überreste eines Palas zu erkennen. Die fruchtbare Wiesenniederung, durch die sie während der letzten Stunde gewandert waren, endete unvermittelt am Fuß des Festungsbergs. Kein einziges Gewächs, ob Gras, Strauch, Baum oder Efeu, wuchs auf Fels oder Mauer. Abendrot übergoss die Ruine mit gleichsam blutendem Licht, in dem die Schatten von Nischen und tiefen Scharten mit blickloser Schwärze herabstarrten. Kahl und bedrohlich herrschte das Gemäuer über die Ebene, trutzig gegen das Meer gerichtet.

»Als würden ihre Geister jede Nacht hervormarschieren und ihr Reich beanspruchen«, murmelte Derya schauernd.

»Auch nicht anders als in Tobrien heutzutage«, versetzte Brin zornig.

»Oh«, sagte Lara mitfühlend, »so sieht es in deiner Heimat aus?«

Als Brin ihrem aufrichtig mitleidsvollem Blick begegnete, verrauchte sein Zorn. »Ja«, antwortete der Tobrier. »An machen Orten. Aber es ist mehr ... das Gefühl, nicht das Aussehen, verstehst du?«

Die Schelmin nickte beklommen. »Ich glaube schon«, entgegnete sie. »Es ist falsch und böse ... irgendwie.«

Brin nickte. »So ist es.«

»Ob dort oben wirklich Geister wohnen?«, fragte Derya unsicher.

»Wenn wir nicht nachsehen, erfahren wir es nie«, sagte Falk. »Allerdings wird es noch unangenehmer, sollte Azaril Scharlachkraut sich ihr Domizil dort eingerichtet haben. Ich sehe Licht im Palas.«

Darauf aufmerksam gemacht, entdeckten alle das schwach golden erleuchtete Fenster, das in einem der unteren Stockwerke lag und nach Süden wies.

»Gehen wir hinauf oder warten wir?«, sprach Brin ihre Gedanken aus.

»Worauf? Auf die Dunkelheit?«, gab Derya zurück. »Im Finstern den Burgberg hinaufzuklettern, ist noch schwieriger.«

»Auf den Kobold«, erklärte der Phexnovize wortkarg.

»Onkel kommt schon nach«, beschwichtigte die Schelmin. »Ich will *jetzt* gehen.«

»Zudem sind wir hier unten wahrscheinlich besser auszumachen als irgendwo dort oben zwischen den Mauern«, schätzte die Seejunkerin.

Falk nickte. »Hätte ich doch nur ein Siegel, einen Magierstab mit den ersten vier Stabzaubern und ein dunkleres Gewand!«, seufzte er.

»Zumindest das mit dem Gewand kann ich gut verstehen«, bemerkte der in dunkles Grau gekleidete

Brin mit einem Blick auf das weiße Gewand des Magierlehrlings, das prachtvoll mit silbern schimmernden, arkanen Symbolen bestickt war.

»Der Rest wäre sicher auch wichtig«, setzte Lara grinsend hinzu, »aber was wir nicht haben ... Ich hätte zum Beispiel nichts gegen ein ordentliches Abendessen. Wie hießen die Dinger? Lachmuscheln? Durchaus *akzeptabel*, nicht wahr?« Und plappernd machte sie sich auf den Weg, dem Burgberg entgegen, sodass ihren Gefährten wenig anderes übrig blieb, als ihr zu folgen.

Yarnides verschloss den Felsspalt mit der dünnen Steinplatte, die von außen wie ein massiver Felsbrocken aussah. Dann robbte sie in dem engen Kamin zurück und richtete sich in dem Kellergewölbe vorsichtig auf. Auch hier setzte sie eine Steinplatte zurück in eine dafür vorgesehene Ausbuchtung der Wand.

»Ihr könnt Licht machen«, flüsterte sie.

Nach einem sanften, melodischen Wort der Fee glomm eine kleine blaue Lichtkugel in der Dunkelheit auf. »Sie sollte uns fürs Erste genügen«, befand Mellteria.

Ni'hrb, der sich wie jeder seiner Rasse auch in tiefster Finsternis zurecht fand, ging voraus. Sie hatten ihren Weg lange geplant, ebenso wie sie versucht hatten, sich auf jede nur denkbare Unwägbarkeit vorzu-

bereiten. Und dennoch blieben Ungewissheit und Zweifel, ob sie die Worte der Giganten und Weisen zutreffend gedeutet hatten.

Der Burgberg war steil und schier unbezwingbar, der einzige Pfad an seiner nördlichen Flanke von oben aus allzu gut zu überblicken und quälend lang. Und dennoch erreichten sie das düster gähnende Tor, ohne auch nur ein einziges anderes Lebewesen gesichtet zu haben. Die Dämmerung wich tiefer Dunkelheit. Brin hatte zu den Sternen aufgeblickt und über die erschreckende Kenntnis geschwiegen, dass sich dort oben einiges deutlich von dem unterschied, was man über Aventurien zu sehen gewohnt war, selbst wenn man den vergangenen Sphärenbeben und den nachfolgenden Verschiebungen der Schätze Phexens Rechnung trug. Allerdings sagten ihm die häufig zu den Sternen wandernden Blicke sowohl der Seejunkerin als auch des Studiosus, dass beide Gefährten die selbe Beobachtung gemacht hatten und gleichfalls besorgt waren. Lara blieb in dieser Hinsicht ungerührt. Ob aus Unwissenheit oder Gleichmut, vermochte Brin nicht zu entscheiden.

Hinter dem Tor und seinem quadratischen, unvermutet großen Fanghof, den vier Streitrosse samt Rittern bequem nebeneinander hätten durchqueren können, lagen Mauern, Höfe und die kaum mehr er-

kennbaren Reste ehemaliger Gebäude – schweigend, leblos und dunkel in finsterstem Schatten und grauem Zwielflicht. Die Stille war so tief, dass selbst das Geräusch ihrer Schritte zu einem kaum hörbaren Pochen verkümmerte und ein geflüstertes Wort oder eine gemurmelte Bemerkung kaum mehr an die Ohren der Gefährten drang. Draußen war diese Welt leer gewesen, bis auf üppigen Pflanzenwuchs beinahe gänzlich unbelebt. Hier war sie nicht leer, sondern schier tot. Nicht ein Grashalm, kein verkümmerter Strauch und schon gar kein Baum wurzelten in dem staubigen Boden, zwischen geborstenen Steinplatten und in den Ritzen der gigantisch anmutenden Mauern. Außer den Gefährten gab es keinerlei Lebewesen, nicht einmal eine tanzende Mücke oder eine vorüberhuschende Maus.

Laras Übermut wich einem beklommenen Vorwärtsdrang. Einmal sah sie zu dem Tor zurück. Gähmend und leer lag der Eingang zum Fanghof bereits ein gutes Stück unter ihnen. Man konnte durch die Tore nicht hinunter in die Ebene sehen, da sie zueinander im rechten Winkel lagen. Die Schelmin trat an einen Mauereinsturz und spähte auf Zehenspitzen balancierend in die Weite dieser Welt. Es erleichterte sie, in dem schwachen Licht der Sterne wenigstens das Weiß der Brandung und die Silhouette der fernen Berge zu entdecken. Dennoch konnte sie sich eines

gewissen Unwohlseins nicht erwehren. *Betretet kein Tor ...* Aber wer hatte je von einem Weltentor inmitten eines Burgtors gehört? *Niemand*, beruhigte sie sich und lief leichtfüßig zu dem wartenden Falk. Seinen fragenden Blick beantwortete sie mit einem Kopfschütteln, griff nach seiner Hand und ging mit ihm weiter.

Brin schlich ihnen voraus, in der Dunkelheit kaum auszumachen. Falk blieb neben Lara, alle Sinne gespannt und mit ihr zuweilen stumme Zwiesprache haltend. Im Gegensatz zu Brin wusste Falk, dass Lara die Veränderungen am Sternenhimmel durchaus wahrgenommen hatte, jedoch für eine übliche Eigenheit der Feenwelten hielt. Eine tiefer greifende Bedeutung in fehlenden Sternen oder veränderten Konstellationen zu sehen, lag ihr fern. Niemand hatte ihr gegenüber jemals die Zusammenhänge zwischen dem Sein der Götter und Alveraniare und ihren Symbolen am Himmel erklärt. Die fremden Sternbilder beunruhigten sie keineswegs – der Ort vielmehr war es, der ihr Unbehagen bereitete.

Derya Ni Sanin bildete die Nachhut, den Säbel gezogen und nach hinten und ebenso nach oben sichernd. Wer auch immer diese Burg erbaut und genutzt hatte, was auch immer von ihren Bewohnern zurückgeblieben sein mochte, sie hatte nicht vor, sinnesstumpf und kampflös irgendjemandem oder ir-

gendetwas in die Falle zu gehen. Auch wenn sie sich des Gefühls nicht erwehren konnte, dass dies längst geschehen war.

»Ist er das?«, fragte Ni'hrb.

»Er ist es.« Mellteria nickte. Auf einem in allen Regenbogenfarben schillernden Mindorium-Dreibein ruhend lag der *Schwarze Stern*. Eine ebenmäßige Kugel von kaum einem halben Spann Durchmesser in tiefem, schimmerndem Schwarz. Zum Greifen nah und doch unerreichbar. Der kegelstumpfförmige, nur grob geglättete Fels, auf dem Dreibein und Kugel standen, erhob sich in der Mitte eines Sees, etwa zwei Dutzend Schritt vom Ufer entfernt. Die dunkle Oberfläche kräuselte sich in dem schwachen Lichtschein des Feenlichtes, Nebelfetzen hingen tief über dem Wasser. In der Tiefe des Sees waren schemenhaft Kreaturen zu erahnen, deren Größe und Form Ungutes vermuten ließen. Eine schmale hölzerne Brücke spannte sich in anmutigem Bogen bis zu dem Felsen und bot sich verlockend als leichter Übergang an.

»Nein!«, hielt Mellteria Yarnides zurück. »Siehst du das Schimmern in der Luft? Diese Verzerrung des Lichtes rund um den Stern? Falkenherz?«

Der Hexer nickte. »Eine überaus geringe, aber wirksame dimensionale Verschiebung des Diesseitigen.« Er blickte gebannt über das Wasser, als könne

er dort mehr erkennen als jeder andere von ihnen. »Entweder nur eine winzige Globule von kaum einem Schritt oder ein Tor, eine Verbindung zu einer anderen Welt. Und falls es ein Tor ist, kann ich nicht einmal sagen, ob es den Hin- und Rückweg gestattet – oder die Globule ein Hineingreifen und Herausnehmen. Die Wasserkreaturen sind siebtsphärisch, falls es jemand wissen will.«

Yarnides Inan fauchte angewidert.

»Und nun?«, fragte Ni'hrb.

Ein glockenhelles Lachen erklang, hallte durch die Grotte und hinderte ihre Herzen für einen winzigen Zeitraum am Schlagen.

»Willkommen!«, grüßte eine kühle, schöne Stimme. »Mellteria Na'Arlahr, die Fee des Lichtes, und ihre Getreuen. Welch ein hoher Besuch. Und von welcher Tragweite! Ihr sucht Euer Spielzeug, Feelein? Gut geborgen, will ich meinen. Es war ein wenig widerspenstig, zugegeben, aber so hat es nun doch einen sinnvollen Zweck erfüllt. Nun gut, ich will Euch dies eine Mal Euren Herzenswunsch erfüllen. Der Weg sei Euch frei – zu Eurem Spielzeug.« Das Lachen hallte kalt und hart von den Wänden wider, ohne dass auch nur zu erahnen war, woher die Stimme kam. »Wenn Ihr aus dieser Welt getilgt seid, wird Euer Zeitalter endlich enden. Die längste Zeit seid Ihr mir ein arges Ärgernis gewesen. Nun geht! Einen anderen Weg

wird es für Euch auf dieser Welt niemals wieder geben!«

Zwei weitere, kaum mehr erhaltene Wehrtore waren auf ihrem Weg zu durchschreiten, und jedes Mal überfiel die Schelmin das Gefühl, einen Ort zu betrachten, den sie nicht betreten sollte, *etwas* zu tun, dass sich nicht tun sollte. Aber immer blieb die Ruine gleich, immer war nach vorn und hinten das zu sehen, was sie zu sehen erwartete. Der Himmel über ihnen veränderte sich nicht. Die Bedrohung schien greifbar zu werden, auch wenn sich immer noch keine Kreatur zeigte, weder Pflanze noch Tier oder vernunftbegabtes Wesen, kein Geist und keine magische Erscheinung. Jeder von ihnen wartete auf solch eine Begegnung, *wusste*, dass sich hinter der Biegung des Weges, dem Mauervorsprung, den umgestürzten Quadern *etwas* verbarg. Und doch war dort nichts. Aus Unwohlsein wurde zu Angst, die jeder der Gefährten auf seine Art vor den anderen zu verbergen suchte. Der Palas an höchster Stelle des obersten Hofes, ihr Ziel, versprach Zuflucht, obwohl sie damit rechneten, die Elfe aus den Schwarzen Landen dort anzutreffen. Aber sie stellten sich ihre Gegenwart hier weniger bedrohlich vor als diese Leere, die nicht *leer* war. Mit den Sinnen konnten sie es nicht wahrnehmen, weder sehen noch hören oder greifen, weder

riechen noch schmecken, aber sie spürten ein Höchstmaß an Gefahr, das seinesgleichen suchte.

Azaril Scharlachkraut legte die schwarz schimmernde, faustgroße Perle behutsam auf das schillernde Dreibein inmitten des sorgsam gezeichneten Pentagramms. Das Letzte, das zu tun war, bevor sie beginnen konnte, die Mächte von Zeit und Raum zu beschwören. Obwohl sie keinesfalls in Betracht zog, das von ihr zuvor nie gewagte Ritual könnte womöglich fehlschlagen, spürte sie doch eine gewisse Spannung vor dem Wagnis und in Erwartung neuer Erkenntnisse. Die Absicht, eine Formel zu wirken, deren Gelingen sie keinen Wimpernschlag lang bezweifelte, schenkte ihr schon jetzt den köstlichen Vorgeschmack der Allmacht und die berauschte Ahnung dessen, was sie in ihrem nahezu unsterblichen Elfenleben noch erreichen konnte. In dieser einsamen Welt, in der sie Dämonen mit einem Fingerschnippen beschwören konnte, in der es an Land keinerlei intelligentes Leben und in den Gewässern nur Delphine und Wale zu geben schien, hätte sie vielleicht eine Göttin werden können – aber was nutzte ihr das ohne jegliches Volk? Dämonen waren Werkzeuge und keine Wesen, die als Gesellschaft und Zeitvertreib dienen oder ihr gar das Gefühl befriedigender Machtfülle verleihen konnten. Die Feen, die in dieser Welt hinter einem ebenso dünnen Vorhang

der Wirklichkeit hausten wie ihre dämonischen Diener, waren eher Ärgernis als Bereicherung. Nein, die Rückkehr an den Ort, von dem sie kam, war es wert, das einzige Leben zu opfern, das ihr Schicksal teilte. Die Perle diente nur als Anker, als machtvolles Artefakt, das mit der Welt ihrer Geburt verbunden war. Sie sollte das Ritual unbeschadet überstehen.

Korian kniete gehorsam an dem ihm gewiesenen Platz. Der Kämpfer der Schwerter Borbarads hatte sich Seiner Kirche mit dem Leben verschworen und wusste um das nahe Ende dieses Lebens. Die Existenz des Söldners mochte damit vielleicht nicht einmal beendet sein, aber um diese Fragen konnte sie sich wahrlich später kümmern. Jetzt gab er die Kraft seines Blutes bereitwillig, um Rückkehr und Überleben der Ex-Prälatin der Kirche Borbarads zu ermöglichen. Die Hoch-Borbaradianerin hatte ihm die Erinnerung der Gläubigen an seine Person als aufrecht in den Tod gegangener Märtyrer prophezeit und versprochen. Zudem mochte sein Martyrium das Ansehen der Tempelgarde stärken und damit auch den Respekt, den man den Priestern Borbarads erwies.

Sie trat hinter den Mann, bereit für einen bindenden Zauber, falls der Kämpfer wider Erwarten Zweifel an seiner Pflicht hegen sollte.

»Seid Ihr bereit, in Borbarads Namen, Schwert Borbarads?«, fragte sie mit beinahe zärtlicher Stimme.

»Erfüllt den Willen des Herrn!«, war seine gehorsame Antwort.

Die Elfe lächelte. Und lächelnd intonierte sie die *Erste Hymne* der Azaril Scharlachkraut.

»*Sankt BORbarad-Xamanoth, Alveraniar des Verbotenen Wissens, Ungeborener, Portifex Maximus, erschienen und verbannt im Schwarz und Rot ...*«

»Was tut sie da?«, flüsterte Lara entsetzt, unfähig zu begreifen, was ihre Augen sahen.

Falk Turmen schüttelte den Kopf und hielt die zitternde Schelmin mit festem Griff dicht an seiner Seite, um das zu verhindern, was er selbst gerne getan hätte. »Ein blutmagisches Ritual«, erklärte er leise und gepresst. »Sie wandelt seine Lebenskraft in magische Kraft, um den Zauber zu wirken.«

»Kann man sie nicht daran hindern?«, wollte seine Gefährtin wissen.

»Rituale zu stören hat *immer* unvorhergesehene Auswirkungen«, gab der Studiosus leise zur Antwort. »Nur in unterschiedlich katastrophaler Weise. Und ich weiß nicht einmal so recht, *was* sie da eigentlich tut.«

»Verstehst du, was sie sagt?«, murmelte Derya fragend.

Falk lauschte einige Herzschläge lang, bevor er gequält nickte. »Nicht alles, aber sie ruft *Mächte der Wel-*

ten an ... *Raum, Weite* ...« Er sah zu Brin hinüber, der einen Wurfstern in der Hand hielt. »Sie versucht, ein Tor zu öffnen«, erklärte er hastig. »Die Dämonennamen will ich gar nicht wiederholen. Sie wirkt nicht nur Blutmagie! Sie opfert seine Seele.«

»Seine *Seele* für ein Tor? Wem? Und wohin will sie ein Tor öffnen?«, fragte Derya voller Entsetzen, ohne den Blick von der schönen Elfe wenden zu können, die den Söldner mit einer Hand eisern aufrecht hielt, während die andere Hand das schwarze Messer führte und mit ruhiger Entschlossenheit den noch lebenden, sich windenden Körper öffnete, sein Blut vergoss – und mit kundigem, geübtem Schnitt tiefer drang. Das flackernde Licht, das aus dem Zentrum des Pentagrammes drang, warf zuckende Schatten über ihr Werk. Aber das, was nicht zu sehen war, wurde durch das, was man erahnte, nur noch grausamer und dämonischer.

»Ich weiß es nicht«, entgegnete Falk bitter auf Deryas Frage. »Bei Praios Gesetz!«

»Bei allen Zwölf, und Phex voran, das lasse ich nicht zu!«, erklärte der Phexnovize entschieden. Mit der durch lange Übung erworbenen lautlosen Schnelligkeit trat er aus der Deckung des Säuleneingangs, spannte Körper und Waffenarm und warf den Stern. Die Seejunkerin zog den Säbel.

Azaril Scharlachkraut währte sich bis zu diesem

Herzschlag allein. Wie aus einer anderen Welt flog der silbern glitzernde Stern aus den dunklen Schatten der alten Gewölbe und fuhr ihr tief in die rechte Schulter. Ihr Schrei hallte voller Schmerz und Zorn unmenschlich in der hohen Halle wider. Und sie verlor innerhalb eines Wimpernschlags die Herrschaft über die Mächte.

»Nein!« Der Kobold flitzte mit märchenhafter Schnelligkeit auf die vielfarbige Blase aus Licht zu, die wie eine gesprungene Glaskugel mit schwarzen Rissen durchsetzt war und den Palas der Feste Nebachot umfing, sich ausweitete, Steine zu Staub zermalmte, Klippen wie morsches Holz zerbrach, Fels in Wind, Wogen in Flammen und fruchtbare Erde in eisige Schollen verwandelte und sich immer weiter durch die kaum geborene Welt fraß. Im Innern der Sphäre wirbelten die Elemente im Sturm zerstörender Kraft und Allmacht. »Nein, nein, nein!« Diese Worte schleuderte der Kobold wie eine Formel der *Magica Contraria* der Katastrophe entgegen. »Oh, ihr dummen, dummen Menschenkinder!« Und mit einem Sprung stürzte er sich als wirbelndes, regenbogenfarbenes Licht in das Chaos eines Weltenunterganges.

... »Xamanoth!« ...

Chialnej'ianiejs lauschte. Die Welt veränderte sich. Warum? Der Gnom hob das Antlitz in den Wind und erhaschte Klänge aus den Räumen zwischen den Sphären, Gefühle, aufblitzende Gedanken und Gesichte. Besorgt erhob er sich von seinem Ruhelager. War es bereits zu spät? Nein! Es geschah erst. Es geschah jetzt.

»Olorand! Was ist das?« Velun brüllte gegen den Sturm an, der von einem auf den anderen Augenblick losgebrochen war, ohne dass sich über dem Golf von Perricum eine Vorahnung solcher Gewalten gezeigt hätte.

Seine Spektabilität deutete über das Meer. Dicht über den nachtdunklen Wellen, etwa eine Viertel Meile von dem Fünfeckturm der *Schule der Austreibung* entfernt und unmittelbar unter den Klippen der *Löwenburg*, tanzte eine etwa einen Spann durchmessende Kugel. Sie sah aus wie eine winzige runde Gewitterwolke, in der es wetterleuchtete und blitzte. Sie wuchs. Und ein feiner Wirbel tastete sich aus ihr heraus der Wasseroberfläche entgegen.

»Bei Hesinde«, rief der Magister und hielt seinen Hut fest, »das Tor öffnet sich! Es öffnet sich zu früh!«

»Was bei allen Göttern bedeutet das: zu früh?« Talafeyar hielt sich an der Mauerkrone fest, um nicht von den elementaren Gewalten von den Füßen gerissen zu werden.

»Die Sterne! Es ist zu früh. Es hätte erst in einem halben Mond geschehen sollen!«, schrie Olorand zurück. »Die Schwingung ist nicht vollendet. Das kann zu einer gewaltigen Katastrophe führen, gar zu einer kataklystischen Kataplasie!«

Khorena Turmen fluchte. »Können wir irgendetwas dagegen tun?«, schrie sie zu dem Magier hinüber.

»Beten, verehrte Freundin!«, lautete die Antwort.

Es schneite kleine Flammen. Wasser wuchs aus dem Fels. Und der Wind wurde von Gräsern zugedeckt. Ein Schiff segelte mit geblähten roten Segeln vorbei, auf denen golden das kaiserliche Wappen des Neuen Reiches prangte, das gekrönte Greifenwappen, flankiert und gehalten von zwei Füchsen. Die stolzen, strahlend weißen Türme einer hoch aufragenden Burg ragten über die Wolken aus blausilbernem Sand. Ein Heer zog mit glänzenden Rüstungen und blanken Waffen in Kreisen über die gefrorene Welt; Posaunen donnerten. Blitzend fuhr ein von vier Feuerrossen gezogener Streitwagen über das Schlachtfeld von Drachen und Riesen, Elfen und Zwergen. Blütenjungfern flohen lachend und zirpend vor schuppigen Kobolden. Und ein Riese watete durch das Meer der Inseln und hob eine schwarze Sonne an das Firmament, und ihre Macht schuf Träume.

Falkenherz stürzte in seiner Tiergestalt aus dem steinernen Himmel und landete neben Mellteria, die, von Yarnides und Ni'hrb geschützt, auf einem Fels aus Feuer saß und in das Meer der Winde hinabsah. Der Falke dehnte und streckte sich, seine Federn wurden zu langem, schwarzem Haar, seine Krallen zu Füßen und Beinen, seine Flügel zu Händen und Armen, bis er in nackter menschliche Gestalt neben der Fee stand.

»Sie hat keinerlei feste Form«, berichtete er schwer atmend. »Diese Welt ändert sich von einem Augenblick zum anderen. Und man selbst ebenso.« Er lachte auf. »Jetzt kann ich erahnen, wie es ist, als Drache durch die Welten zu fliegen«, erklärte er. »Und sie ist endlich, das heißt, man fliegt immer geradeaus und kehrt dorthin zurück, woher man kam. Und diese Kreise scheinen mir zudem im Radius abzunehmen. Sie wird kleiner!«

Mellteria nickte nachdenklich und blickte auf die Kugel in ihrem Schoß hinab. »Ein Kaleidoskop«, murmelte sie. »Dies ist das einzige Ding von Bestand, nicht wahr?« Sie blickte zu Ni'hrb hinüber, dessen Gestalt gerade in einem roten Violett schillerte, zuvor noch in hellem Perlmutter geschimmert hatte und davor von finsterstem Schwarz gewesen war. Yarnides bleckte die scharfen Raubfischzähne, die auf seltsame Art zu ihrer Gestalt zu gehören schienen. Und die Locken des Menschen wurden glatt und silbern; sein

Gewand, noch während er es überstreifte, wechselte von Schwarz zu dunklem Blau.

»Zudem gibt es hier Dämonen«, berichtete Falkenherz und griff nach seinem Stab. Er betrachtete aufmerksam die Muster, die darauf erschienen und wieder verblassten.

»Wundert dich das?«, knurrte die Seekriegerin. »Sie hat diese Globule geschaffen.«

Mellteria schüttelte den Kopf. »Ich kann nicht glauben, dass ihre Macht so groß ist.«

»Was tun wir?«, wollte Ni'hrb wissen.

Die Fee wandte sich an den Menschen. »Hast du Wesen gesehen, die in diese Welt gehören könnten?«, erkundigte sie sich.

»Vielleicht«, antwortete er. »Ich weiß nicht, ob irgendetwas von dem Bestand hat, was ich hier gesehen habe.«

»Trotzdem, ich stehe nicht untätig herum und warte darauf, dass sich mein Körper irgendwann in Sand verwandelt und unwiederbringlich in alle Winde zerstreut – oder dass die Welt uns auflöst, weil ihre Grenze einfach über uns hinwegzieht«, erklärte Yarnides Inan entschlossen.

»Dann sollten wir uns auf den Weg machen. Wohin, Falkenherz?«

»Dorthin, wo sie ihre Mitte hat«, schlug er vor.

Die Augen der Elfe sprühten vor Hass. Ihre Hand packte den toten Körper ihres Wächters und schleuderte ihn mit einer mühelosen Bewegung von sich. Blut wurde zu Kieselsteinen und fiel dem Oben entgegen. Der Leichnam wurde zur Sternschnuppe, die hinab in das gefrorene Meer fuhr und von einem Wal verschluckt wurde. Ein Baumstamm kroch auf seinen Ästen über die Wellen und schlug nach dem Wal. Ein heftiger Kampf entbrannte in den Wogen, von niemandem beachtet.

»Thar'Nha'Lhaoth!«, rief die Elfe mit eisiger, befehlender Stimme. »*Sie sind dein!*«

»Und dies ist Phexens!« Brin klaubte die schwarze Kugel auf. »Rennt!«

Thar'Nha'Lhaoth breitete sein Wissen aus und schickte das Flüstern auf die Reise, lähmende Erkenntnis, wahr und falsch zugleich, stieß in die gefesselten Herzen, um Seelen zu vergiften. Und der Schein seiner Wirklichkeit verhüllte die unstete Welt, die war.

»Falke, was läufst du? Flieg!«

Und die festen Wasser fielen unter ihm zurück, während er sich dem brennenden Himmel entgegenhob. Weit, weit unter ihm liefen die Gefährten, und Lara blieb stehen und sah zu ihm herauf und winkte. Falk breitete die Arme aus und schwang sich dem

Licht entgegen. Er wusste, dass er es konnte, er musste es können, und doch war da ein entsetzter Gedanke, der ihm zurief, dass er schwer wie ein Stein vom Himmel fallen werde, sobald der Traum ein Ende gefunden hätte. Ein Kichern durchfuhr seine Seele wie ein schartiges Messer. »Du kannst nicht fliegen, du wirst es nie können, auch wenn man dir diesen Namen gab, weil es dein Erbe hätte sein müssen, Falke!«

Und Falk stürzte in rasendem Fall dem Boden entgegen.

»Was glaubst du, warum deine Mutter, von Eifersucht verzehrt, dir deine Macht neidet und doch voller Stolz diese als die ihre betrachtet?«, flüsterte die Stimme. »Sieh ihre rotleuchtenden Augen, Hexenzeichen, das nur die Hexe sieht, Hexenkind, und hasse sie, Magierzögling! Nie wirst du *eins* sein, denn du bist nicht das, wozu die Erdgigantin dich geschaffen hat, denn neidvolle jüngere Götter entrissen dich ihrer Macht. Hexer, nie wirst du die wahre Kraft erfahren, und nie wirst du den Rausch des Fluges schmecken!« Und mit einem herzlosen Lachen blieb das Wissen zurück und weidete sich an seinem Fall.

»Falk!« Lara stand wie erstarrt und sah mit schreckerfüllten Augen, wie der Gefährte fiel, stürzte und durch die brennende Sphäre aus den Händen der borbaradianischen Elfe bei lebendigem Leib, lautlos,

binnen einem Dutzend schmerzhafter Herzschläge, zu Asche verbrannte. Das Herz der jungen Frau schien zu bersten.

»Tja, wieder einmal allein, Schelmlein. Dein Schicksal. Aber das weißt du ja, Kind von niemandem. Ich könnte dir sagen, wer dich geboren hat ...«

Lara kannte solch dämonisches Flüstern und schrie zornig auf. »Verswinde! Geh!«, brüllte sie mit aller Kraft ihrer Stimme und ihres wehen, sich wehrenden Herzens. »Einmal, aber niemals wieder! Bei allen Zwölfen! Tsa, steh mir bei! Boron, sei ihm gnädig! Rahja, liebe Rahja, lass das nicht zu!«

Der Dämon kicherte boshaft. »Nicht übel für ein Koboldkind«, flüsterte er. »Nun, auch dich bekomme ich noch. Wer ist dort? Ah, Fuchsens Lieblingskind ...«

Brin stürzte in die Vergangenheit, stand plötzlich im verschwiegenen kleinen Tempel des Phex, und Veluns Hand legte sich auf seine Schulter, schmiegte sich mit widerlicher Zärtlichkeit um seine Glieder, tastend, suchend. Der Atem des Segelmachers strich ihm heiß über den Nacken.

Und derjenige, der sie aus der Finsternis heraus beobachtete, kicherte und riet ihm: »Vergiss nicht, dass nicht einmal der Fuchs ohne Gegenleistung gibt! Warum sollte dann einer seiner Diener dich all den

anderen vorziehen, wenn er nicht einen Vorteil davon hätte? Noch mehr als den schönen Talafeyar liebt er die jungen Körper gerade gereifter Knaben. Du kennst das, nicht wahr? Du wirst dich daran gewöhnen, nicht einmal hässlich ist er, dieser Mann des Fuchses. Und er bietet dir einiges. Du wirst vielleicht sogar stark genug sein, selbst daraus deinen Vorteil zu ziehen, ganz im Sinne deines Gottes!«

»Offizierin der kaiserlichen Flotte?« Das Lachen hallte durch ihre Seele. »Ein Nichts bist du in dieser Welt und auch in jener. Ohne Macht und Kraft, ohne Magie und Wissen. Es ist gleich, ob du lebst oder stirbst. Stirb! Dann teilst du wenigstens zu einem winzigen Teil das Schicksal deiner Ahnen, die von großen Expeditionen nicht zurückkehrten, die du nie unternehmen wirst.«

»Die Krautige!«

Die Nixe spuckte den Namen aus, als schmecke er nach verdorbenem Fleisch, und deutet zu den kahlen Feuerklippen hinüber, wo eine hoch gewachsene Frau in wehendem Gewand zwischen reglos am Boden liegenden Gestalten etwas zu suchen schien.

»Sie hat immer wieder eine beunruhigende Vorliebe für Orte, zu denen wir unterwegs sind«, entgegnete Falkenherz.

»Spucken wir ihr also in den Zauberkessel?«, fragte Yarnides.

»Hätten wir gerade etwas Besseres zu tun?«, erkundigte sich Ni'hrb grimmig.

Mellteria schüttelte den Kopf. »Kaum.« Sie wies über das grau geschuppte Meer, das sich dem Horizont entgegenwölbte, als flösse das Wasser dort bedächtig die inneren Wände einer riesigen Glaskugel empor. »Der Weltenrand nähert sich.«

Azaril Scharlachkraut fluchte und wich zurück. Sie hatte nicht die mindeste Ahnung, woher diese vier Kreaturen kamen und warum diese Wesen sie mit einer derartigen Entschlossenheit daran hindern wollten, in Ruhe ihrer Arbeit nachzugehen. Und gegen solches Feenvolk war selbst ihre Macht beschränkt. Verärgert wob sie eine magische Schutzkuppel, verstärkte sie und suchte in deren Deckung noch ein letztes Mal nach dem Kleinod. Sie fand die Perle zwischen dem Streuner und der über ihn gestürzten, sich wie im Traum regenden Schelmin unter bunten Rockzipfeln gut verborgen. Azaril beugte sich triumphierend hinab – und schrie zornig auf, als ihr Ni'hrbs Wurfmesser durch die Hand fuhr, die Perle aus ihren Fingern glitt und zurückfiel, der Schelmin auf die Schulter, die einen leisen Wehlaut ausstieß und dann verwundert die dunkel schimmernde Kugel erblickte,

die dicht vor ihren Augen durch das steinerne Gras rollte.

Azarils unverletzte Hand fuhr herab, aber der Schmerz aus ihrer Schulter lähmte sie einen Wimpernschlag lang, und diese Zeit nutzte Lara, um der Elfe mit koboldischer Schnelligkeit zuzuvorkommen. Die *Perle der Chalwen* fest umklammert, rollte sich die Schelmin zur Seite und auf die Füße.

Ihr Blick fiel für einen kurzen, ewig langen Augenblick auf das Antlitz einer Fee mit goldrotem Haar, die in den Händen eine mattschwarze Kugel barg und ihr ein Lächeln schenkte.

Dann stand eine silberne Echsenfrau in schillerndem Schuppenpanzer vor ihr, die wuchtig mit blitzender Klinge nach der Elfe schlug und diese mit geschmeidiger Kraft zum Rückzug zwang.

Azaril Scharlachkraut entschloss sich zur Aufgabe. Sie wich rückwärts, wandte sich um und sprang über den Rand der Klippen. Als sie im Sturz die Arme kreuzte und nickte, verschwand sie, und die Welt fiel über ihr zusammen.

Der Sturm wandelte sich von einem Atemzug auf den anderen zum Orkan. Der Wirbel schoss schlank und so, als würde er sich vor Schmerz in die Höhe hinauf, riss die Sphäre aus geballten Gewitterwolken und Wetterleuchten mit sich in den zuvor klaren Nacht-

himmel, wo sie sich in rasender Geschwindigkeit als wabernde schwarze Wolkenwand vor die Sterne schob. Das Meer zwischen der *Schule der Austreibung* und der *Löwenburg* brodelte und schäumte, schleuderte Gischt bis zur *Langen Mauer* empor, die über den Klippen die Burg mit dem Rondratempel Perri-cums verband. Donner grollte, Blitze zuckten und fuhren in die tobenden Wogen, und für einen Wimpernschlag wurde die Nacht heller als jeder Tag unter Praios' Sonne. Niemand, der dem Sturm offenen Auges ins Gesicht geblickt hatte, war mehr in der Lage, auch nur Schemen zu erkennen. Grüne Flecken schienen durch die Schwärze der Nacht zu tanzen, und die Stille rauschte in den tauben Ohren derjenigen, die dem magischen Sturm näher als eine Meile gewesen waren.

Die Gewalten, die die Katastrophe begleiteten, rissen die Lebewesen in ihrem Zentrum mit sich. Magische Kraft wurde um ihren Geist gepresst, göttliche Macht umfloss ungefesselt ihre Seelen, und elementare Urgewalten schlugen durch ihre leibliche Substanz. Der Dämon in ihrer Mitte war der Einzige, der das Chaos begrüßte und zu nutzen verstand. Kichernd wechselte er von Geist zu Geist, verknüpfte hier, verwirrte dort und täuschte da. Nach getanem Werk und ohne den Zwang der Beschwörerin verabschiedete er sich

schließlich mit einem hellem Lachen und kehrte dorthin zurück, woher man ihn gerufen hatte.

»Kinder, seid vorsichtig! Das ist kein Spielzeug!«

Besorgt und in koboldischer Eile hierhin und dorthin huschend, um hier ein Körperteil vor dem Zerquetschen und da ein empfindliches Organ vor arger Verletzung zu bewahren, wachte der Klabauter über die Bergung seiner Schützlinge. In dem silbernen Netz des Wasservolkes befand sich eine etwa zwei Schritt durchmessende Kugel aus geballten Leibern, teils menschlich, zu einem kleinen Teil fischähnlich, zu einem anderen von chamäleonartiger Beschaffenheit. Stoffetzen, Teile von Waffen und Edelmetalle durchsetzten das Ding. Hände und Füße wuchsen an den unmöglichsten Stellen, dort, wo die Formen eher Bäuche und Rücken vermuten ließen. Münder und Augen lagen zwischen Schuppen und Haaren verschiedenster Färbung, schauten und plapperten voller Leben – einem Leben jedoch, das nicht nach Tsas Willen geformt war. Aber die Augen waren unverkennbar die der Schelmin, des Studiosus, des Phexnovizen, der Seejungerin und ihrer Kampfgefährten aus einer anderen Welt. Doch ihr einziger und zugleich vielgestaltiger Geist war durch dämonischen Trug gefangen im Nichterkennen dessen, was sie waren. Der Klabauter sprach ihnen zu wie kleinen Kindern, tröstete da ein

Greinendes, neckte da ein Lachendes und heilte dort eines, dessen Glieder durch Unachtsamkeit eine schmerzhaft Verletzung erlitten hatten. Chialnej'ianiejs, der Gnom, der gleich ihm in den Strudel des Weltenknotens getaucht war, um Zöglingen aus seiner Welt beizustehen, tat desgleichen. Und erst als die Chimärenkugel gefüttert und gesäubert in einem weichen, luftigen Bett aus Echsendaunen ruhte und die ineinander gewucherten Leiber dem Schlaflied Pijanijs und ihrer Schwestern erlagen und endlich schlummerten, da ruhten auch die beiden alten Feenwesen aus.

»Und nun – was tun?« Der Klabauter reichte dem Gast eine Pfeife, die dieser dankbar entgegennahm. »Es wird nicht leicht sein, sie zu trennen – und Körper und Geist der richtigen Seele zurückzugeben.«

Chialnej'ianiejs nickte, stopfte und entzündete die Pfeife nach dem Vorbild des Klabauters. »Zudem sollten sich die beiden Traumsteine innerhalb der Kindermassen befinden«, gab er zu bedenken. »Und damit träumen sie jetzt nicht nur ihren Traum, sondern auch den der Gigantin.«

Er nahm einen vorsichtigen Zug aus der Pfeife und fand den Geschmack angenehm.

»Das wird ihre sterblichen Geister mit dem Traum der See verbinden. Trennen wir dieses Band, wenn wir ihnen die Erinnerung an das Geschehen hier nehmen?«

»Womöglich. Vielleicht nicht vollständig. Das wissen wir erst, wenn sie wieder sie selbst sind.«

Der Klabauter seufzte. »Der Schatz sollte den Tiefen zurückgegeben werden.«

»Alles hat sich verändert. Bei euch ist das Zeitalter der Menschheit angebrochen. Bei uns dräut es über dem Horizont, auch wenn noch ein Jahrtausend über die Welt ziehen mag, bis die Grenze überschritten wird. Manches aus vergangenen Zeitaltern muss von Hand zu Hand gereicht werden. Wir verlieren dadurch nicht – so vermute ich zumindest. Wir bewahren Wissen, Kraft und Glauben auf diese Weise und damit ein Stück von uns selbst. Auch die Welt deiner Schützlinge scheint mir immer noch eine, die von Magie und Wundern durchdrungene Welt zu sein, oder irre ich mich? Und wir alle haben einen gemeinsamen Feind: das Siebtsphärische, das zurückerlangen will, was ihm Äonen zuvor abgerungen wurde. Dieser Feind bleibt. Deswegen habe ich den Weg des Lehrenden gewählt.«

Der Klabauter nickte bedächtig und nahm einen tiefen Zug aus seiner Pfeife. »Durchaus ein Weg, auch wenn wir ihn hier verborgener gehen«, entgegnete er. Kleine Fische aus Rauch schwebten aus seinem Mund.

Chialnej'ianiejs nickte schmunzelnd und beifällig. »So ist Verschiedenes manches Mal doch wahrhaft ähnlich«, befand er.



Epilog

*Wenn Schelme träumen, trägt Tsa sie aus
Borons Armen in die Feenwelten, in denen sie
groß geworden sind.*

– Garetischer Aberglaube

Die erste Nacht des Hesindemonats war verzaubert durch den Glanz des Madarades und eines prachtvollen Winterhimmels, an dem die Schätze des Fuchses in eisiger Kälte glitzerten. Über der Stadt lag eine dünne Schicht tags zuvor gefallenen Schnees, der das Licht des Himmels tausendfach glitzernd brach und das Dererund selbst zu einem kostbaren Edelstein machte.

Das unfreiwillige Bad im eisigen Wasser des Hafenbeckens währte nur kurz für die vier jungen Menschen, da man sie, kaum waren sie aus den Tiefen aufgetaucht, entdeckte und sogleich aus dem Wasser fischte. Bald saßen sie, in trockene, dicke Decken gehüllt, in der Messe der *Ehre von Perricum*, tranken heißen Tee und warteten darauf, was nun kommen sollte. Im Rondra

seien sie ertrunken, hatte Kapitänin Galahan ihnen erzählt. Und im Hesinde kehrten sie zurück. Auf dem Tisch ruhte auf einem Dreibein aus regenbogenfarbenem Mindorium die mattschwarze, faustgroße Kugel, die Derya in einem ledernen Beutel bei sich getragen hatte, die *Perle der Chalwen*.

Die Kapitänin verließ sie, als man ihr jene ankündigte, nach denen sie geschickt hatte.

Mit den Freunden allein, sah Lara in die Runde. »Es erinnert sich keiner von euch, was geschehen ist, oder?«, fragte sie unumwunden.

Brin zuckte mit den Achseln, Derya schüttelte den Kopf, und Falk sagte schlicht: »Wohl nicht.«

Der Streuner seufzte. »Und wie erklären wir das gleich einer Horde von Magiern, Geweihten und kaiserlichen Offizieren?«, erkundigte er sich.

Derya Ni Sanin lachte leise. »So, wie es ist«, schlug sie vor.

Der Studiosus nickte. »Wenn sie uns nicht glauben, gibt es mehr als eine Möglichkeit, nach der Wahrheit in unserer Erinnerung zu forschen. Aber so leer, wie sich meine Erinnerung zur Zeit anfühlt, werden sie wenig Erfolg haben.«

»Ab dem Sturm, nicht wahr?«, fragte Lara. »Als die Welle über uns hereinbrach.«

Die Gefährten nickten.

Die Schelmin lächelte. »Und doch ist da etwas pas-

siert«, wandte sie ein. »Ich fühle, dass wir gemeinsame Erlebnisse hatten. Wichtige Erlebnisse. Und ihr?«

Brin nickte zögernd. »Aber ich kann sie nicht greifen«, stellte er fest. Dann deutet er auf die *Perle*. »Phex wollte, dass ich sie finde. Was fangen wir nun damit an?«

»Sie werden sie uns wegnehmen«, erklärte Derya nüchtern.

»Das dürfen sie nicht! Sie ist ... uns ...« Verwundert betrachtete Lara die Kugel, dann sprang sie auf die Füße und griff über den Tisch. Seltsam warm und lebendig schmiegte sich die *Perle* in ihre Hand. Sie sah genauer hin und entdeckte das Meer, die Ruinen des Maraskan-Sunds und spürte zugleich ein sanftes Willkommen. Sie lachte leise und trat an Brins Seite, der das Artefakt zögernd berührte und daraufhin überrascht zu Lara auf sah. Die Schelmin legte ihm die Kugel in die Hände, und er reichte sie an Derya weiter. Die Seejunkerin betrachtete sehnsüchtig das Bild des Meeres, und ihre Miene wirkte schließlich sehr nachdenklich. Dann reichte sie sie an Falk weiter. Der Studiosus hielt die *Perle* achtsam in der Hand, studierte das Bild darin und lauschte den Gefühlen und Gedanken, die sich ihm mitteilten. Lara schmiegte sich an seinen Rücken und umarmte ihn. »Sie ist wunderschön«, sagte sie leise. »Aber irgendwo lauert eine Gefahr. Was hat es mit ihr auf sich?«

»Sie ist so etwas wie ein Schwarzes Auge, doch wieder etwas anderes.« Falk lächelte und barg Laras kleine Hände in seiner Linken, während er das Artefakt in der Rechten hielt. »Ich könnte es analysieren und bin mir ziemlich sicher, dass ich in seiner magischen Struktur einige Hellsichts- und Verständigungskomponenten wiederfände, die mir geläufig sind. Das Gefühl, dieses Artefakt zu kennen, ist unglaublich. Ja, wir haben weitaus mehr erlebt als das, woran wir uns erinnern – oder besser: nicht erinnern.«

»Aber nicht nur Angenehmes«, murmelte Brin. »Oder?«

Derya lachte. »Brin, so ein ... Ding gewinnt man nicht, ohne Opfer zu bringen. Jedenfalls nicht aus Feenhand.«

»Mein Onkel!« Lara schüttelte den Kopf. »Und wenn er die Kugel will?«, fragte sie.

»Ich fürchte, dass ein Kobold uns weniger Schwierigkeiten bereiten wird als einige Leute in Gareth«, mutmaßte Brin.

»Durchaus möglich. Aber ich denke, das müssen wir abwarten.« Falk legte die *Perle der Chalwen* auf ihren kostbaren Ständer zurück. Dann wandte er sich Lara zu und zog sie behutsam näher. Die Schelmin schmiegte sich in seine Arme.

»Im Wasser habe ich geträumt, ich hätte spitze Ohren«, erzählte sie leise. »Und bekäme ein Kind von dir.«

Falk sagte sanft: »Irgendwann wird es wahrscheinlich tatsächlich so sein.«

»Das wäre schön.«

Derya und Brin tauschten einen Blick und ein gutmütiges leises Lachen.

»Wollen wir Boltan spielen?«, schlug die Seejungferin vor.

Brin grinste. »Wenn du Karten hast.«

»Dies ist eine Offiziersmesse!«, gab Derya Ni Sanin zurück und holte, was sie zum Spielen brauchten.

Kapitänin Galahan hatte nach dem Verhör durch die kaiserliche KGIA-Offizierin aus dem Taubenturm und einen Vertreter der Inquisition aufgrund ihrer unbeugsamen und geradlinigen Überzeugung des Richtigen durchgesetzt, dass nämlich die vier jungen Menschen, die die Augen kaum mehr offen halten konnten, vor jeder weiteren Befragung die Möglichkeit eines erholsamen Schlafes erhielten. Da man darauf bestand, sie unter Aufsicht zu stellen, einigte man sich schließlich, alle zusammen für diese Nacht im Elternhaus Falk Turmens unterzubringen. Zudem schickte man in die Magierakademie mit der Bitte um eine erweiterte magische Analyse des Geisteszustands der vier Zurückgekehrten, da die diensttuende Magierin der kaiserlichen Flotte wenig aufschlussreiches hatte erfahren können.

Im Haus der Turmens wurden die lang Vermissten von den überglücklichen Eltern Falks wie die eigenen Kinder aufgenommen, und Khorena Turmen war es auch, die den Sohn des Nachbarn mit der Nachricht zum Rahjatempel schickte, dass ›die Kinder‹ wieder zurück seien.

Velun, Talafeyar und Fenia trafen noch vor Olorand und Alena ein. Die Küche der Turmens erwies sich fast als zu klein für alle die Gäste, zu denen auch der Inquisitor und zwei kaiserliche Soldaten zu zählen waren. Eine Weile war die Müdigkeit der Gefährten wie fortgewischt, und auch wenn sie nicht erzählen konnten, was sie in der jüngst vergangenen Zeit erlebt hatten, gab es genug, was sie über die Tage vor ihrem Verschwinden noch nicht berichtet hatten. Lara kam das erste Mal dazu, die Geschichte vom *Schatz der Chalwen* aus feeischer Sicht zu erzählen, Falk und Alena berichteten von ihren Forschungen über das Artefakt in der Bibliothek der Akademie, und Derya und Brin überboten sich in der Schilderung ihres ersten Aufeinandertreffens. Und auch die in Perricum Zurückgebliebenen erzählten einiges Neue. So erfuhren die Gefährten ebenso von dem Traviabund Veluns und Talafeyars wie von den Forschungen der Akademie über die seltsame Natur des Tors, das sie aus der Welt gerissen hatte. Sicher war sich Olorand zwar nicht, aber er ging (»Ich werde versuchen, es verständlich zu formulie-

ren.«) von einer »zufälligen und äußerst fatalen Mischung einander widerstrebender Kräfte an einer durch das Tor künstlich geschaffenen empfindsamen Stelle des Weltengefüges aus, die zur Bildung einer katastrophalen Verzerrung desselben geführt« habe. Dass die Zurückgekehrten ihm nichts wissenswertes Neues erzählen konnten, bedauerte er durchaus, aber er war überaus erleichtert, sie körperlich und geistig unversehrt zu finden. Daran hatte nach dem Sturm niemand mehr geglaubt, umso weniger, als danach die grausam zugerichtete Leiche des Söldners angeschwemmt worden war und Azaril Scharlachkraut auf der Fähre nach Dergelmund gesehen wurde.

Doch auch in dieser Nacht forderte Boron schließlich sein Recht, und Falks Mutter bestimmte schließlich, dass es nun Zeit sei, Seinem Ruf zu folgen. Die Gäste, die zu sich nach Hause zurückkehren sollten, verabschiedeten sich einer nach dem anderen, doch da beinahe jedem noch das eine oder andere einfiel, was noch erzählt werden musste, zog sich der Abschied über eine geraume Zeit hin.

Velun nutzte einen turbulenten Augenblick, um Brin ungestört zu sprechen. »Wir haben dich vermisst«, sagte der Vogtvikar ernsthaft. »Wenn dies hier vorüber ist, erwarte ich dich im Haus des Fuchses.«

Der tobrische Streuner musterte den Geweihten des

Phex und kämpfte sichtlich mit einem Gefühl, das nicht greifbar, aber gerade dadurch bedrohlich schien. Sehr zögernd nickte er. Velun entging die Regung des Novizen nicht.

»Ist etwas nicht so, wie es sein sollte?«, fragte er.

Brin schüttelte den Kopf, nickte, dann sah er fort – und erhaschte Talafeyars Blick, der ihm und Velun galt und von einer warmherzigen Besorgnis sprach. Der Novize schüttelte nochmals den Kopf.

»Ich ... ich weiß es nicht«, gab er zögernd zu. »Es ist ... sonderbar.«

Velun blickte ihn an und hob die Hand, um eine Träne von Brins Wange zu wischen. »Brin, ich werde dich nicht zwingen. Niemals und zu nichts«, versprach Velun ruhig. »Ebenso wenig wie Er. Ein Teil Seiner Schätze besteht nicht aus edlem Geschmeide, ein großer und wichtiger Teil sind die Menschen und damit die Seelen, die zu Ihm gehören. Ich werde mit Ihm auf dich warten. Du weißt, wo du Ihn und mich findest.«

Brin nickte, dann schüttelte er erneut den Kopf und blickte zu Velun auf. »Ich will nichts lieber als zur Gemeinschaft der Sterne gehören«, sagte er leise. »Ich ... dort bin ich zu Hause.«

Velun nickte und betrachtete immer noch nachdenklich das Mienenspiel des jungen Mannes.

»Ist es meine Verbindung mit Talafeyar?«, fragte er offen.

Brin sah den schönen Halbfelfen an, der sich Fenia und Khorena zugewandt hatte und mit ihnen scherzte. Der Novize verneinte. »Ich glaube nicht«, murmelte er. »Zudem geht es mich doch gar nichts an!«

»Ein wenig schon«, widersprach Velun. Er schüttelte kaum merklich den Kopf und erklärte schließlich: »Brin, ich sprach dich in jener Nacht an, weil mir der Fuchs einen Wink gegeben hatte. Du bist der Sohn eines meiner Freunde, und ich wäre für dich gern nicht allein derjenige, der dich in die Gemeinschaft der Sterne führt, sondern auch der Vater, den du verloren hast, zumindest so gut ich das vermag. Aber ich werde nie dein leiblicher Vater sein, weil ich es nicht bin, und gegen deinen Willen kann ich dir nicht einmal ein Freund sein.«

Brin schluckte. Er wusste den Grund nicht, aber das Gewicht, das ihm von der Seele fiel, wog mehr, als er vorher überhaupt empfunden hatte. Er versuchte, etwas zu sagen, und konnte es nicht. Da bot ihm Velun eine Umarmung, und Brin nahm sie an. Als der Geweihte ihm später mit einem Lächeln eine von Boron gesegnete Nacht wünschte, wusste der Novize, dass seine Flucht ein Ende gefunden hatte.

Lara stellte Falks Eltern eine einfache Frage: »Darf ich hier wohnen, wenn ich ab und zu etwas mitbringe für das Bett und das Essen?« Und Talafeyar eine ebensol-

che: »Erlaubst du, dass ich im Rahjatempel mithilfe und dafür etwas bekomme, damit ich Khorena etwas für mein Essen geben kann?«

Beide Fragen wurden bejaht und entlockten nicht nur den Gefragten ein herzliches Lachen. Die Schelmin war es zufrieden und trollte sich zu Falk.

Seine Spektabilität wandte sich zuletzt noch einmal an Falk: »Die Prüfungen beginnen am Tag nach Rohals Verhüllung. Bis dahin bleiben nur noch wenige Tage. Du musst entscheiden, ob du trotz deiner Abwesenheit in den letzten Monden daran teilnehmen willst.«

Falk nickte. »Ich weiß noch nicht, was jetzt auf uns zukommt; außerdem möchte ich Lara nicht allein lassen, wenn es unangenehm werden sollte.«

Olorands Blick blieb freundlich und offen, nicht eine Spur des Unwillens tauchte in seinem Mienenspiel auf. »Diese Antwort hatte ich erwartet«, gab er zu. »Und ich werde eine Entscheidung gegen eine diesjährige Prüfung hinnehmen und gutheißen, auch wenn ich davon überzeugt bin, dass du des Siegels und des Stabes inzwischen durchaus würdig wärst. Es ist dein Wille, Falk Turmen.«

»Ich bin gleich wieder zurück«, versprach Falk wenig später Lara, die bereits in dem wunderbar weichen

Bett lag, und küsste ihren schönen kleinen Mund.
»Ich liebe dich, Lara.«

»Hm«, brummelte die Schelmin schon halb im Schlaf und entlockte Falk ein Lächeln und ein Streicheln ihrer wilden Locken. Dann stieg er hinunter in die Küche, wo seine Mutter das letzte Geschirr beiseite räumte und sein Vater Holz neben den Ofen stapelte. Der alte Turmen sah zu seinem Sohn auf.

»Etwas vergessen?«, fragte er.

Falk nickte. »Ich habe eine Frage«, sagte er. »Eine Frage, die ich schon seit Jahren stellen will und zu der ich mich bisher nie durchringen konnte. Weil ich dir nicht zu nahe treten wollte, Mutter.«

Khorena trocknete sich die Hände an der Schürze ab und nickte. »Stell sie, Falk!«, bat sie nur.

Der Alte Turmen erhob sich und setzte sich auf einen Hocker an den Tisch.

»Brauchen wir jetzt eine Stärkung oder lieber nachher?«, erkundigte er sich mit einem tiefen Seufzer.

Falk lächelte. »Weder noch, Vater.« Der Studiosus sah seine Mutter fest an, und sie erwiderte seinen Blick ruhig. Er spürte, dass sie ahnte, was ihn zu wissen verlangte. Und obwohl er selbst wusste, dass er nicht mehr zurück konnte, fiel es ihm schwer, es endlich auszusprechen. »Ich weiß bereits sehr lange, dass du, Mutter, die gleiche magische Begabung wie ich besitzt, und ich vermute, seit ich denken kann, dass

du fliegen kannst und mit deinem Kater sprichst und ich die *Traumgestalt* deswegen derart mühelos erlernt habe, weil ich sie immer wieder durch dich erlebt habe. Ich weiß, wer du bist. Aber warum habt ihr mich auf eine Akademie geschickt? Warum konnte ich nicht von dir die Hexerei erlernen?«

Khorena seufzte. Aber es klang seltsam erleichtert, und ihr ernstes Lächeln war warm wie selten zuvor. »Manchmal frage ich mich selbst, warum«, antwortete sie. »Wir haben uns diese Entscheidung nicht leicht gemacht, aber es gab Gründe, die heute nicht mehr ins Gewicht fielen, wohl aber damals. Ich hatte Angst, dich an die Inquisition zu verlieren. Olorand wusste sehr früh von deinen magischen Möglichkeiten und ging wie selbstverständlich davon aus, dich auszubilden, sobald du alt genug seist. Damals waren die Zeiten anders. Als junge Hexe bin ich mehr als einmal dem drohenden Feuertod entronnen. Ich wollte nicht mehr davonlaufen. Und ich wollte nicht, dass du das jemals tun müsstest. Ich achte Olorand, und für mich war es eine schwere, aber richtige Entscheidung. Wärest du meine Tochter, hätte ich es nicht gekonnt. Aber als Mann und Hexer wärest du unter meinen Schwestern auch etwas *anderes* gewesen, vielleicht mehr, als du es nun als Magier sein wirst, der spüren mag, wer ihn geboren hat. Ich wollte, dass du eine Heimat hast. Sicher, wir hätten irgendwo fern der Menschen leben können, aber das

wiederum konnte und wollte ich deinem Vater nicht antun.«

Sein Vater nickte. »Sie liebt mich, weißt du?«, sagte er. »So, wie dich Lara liebt. Gleichgültig, warum, wir können es heute nicht mehr ändern. Ich bin stolz auf dich, darauf, was du geworden bist, und auf das Herz, das du besitzt. Wäre es für dich besser, ein Hexer zu sein?«

Falk lächelte und schüttelte den Kopf. »Nein, ich denke nicht«, antwortete er. »Es mag daran liegen, dass ich einfach kein Hexer bin. Aber ich habe neulich geträumt zu fliegen ... und abzustürzen ... und habe mich getroffen in der Gestalt eines Hexers und habe mir da wieder diese Frage gestellt: Was ist an mir anders, dass *ich* nicht so werden durfte? Verstehst du?«

»Du bist genau so, wie du sein solltest, Falk«, erklärte Khorena bestimmt. »Das warst du immer. Du bist mein Sohn, und ich wünsche mir keinen anderen und auch keine Tochter anstatt deiner statt. Ist das die Antwort, die du haben wolltest?«

Falk nickte.

»Gut.« Sie lächelte und trat zu ihm, um ihm einen Kuss auf die Wange zu geben. »Dann geh jetzt hinauf zu Lara und schlafe noch ein paar Stunden, bevor hier wieder die Inquisition einfällt! Boron behüte euren Schlaf, mein Sohn!«

Der Klabauter kitzelte Lara mit der Gänsefeder, die er vom Schreibtisch genommen hatte, so lange an der Nase, bis sie mit einem heftigen Niesen aus dem Schlaf erwachte.

»Nun, Nichtlein, endlich wach?«, neckte er.

»Gar nicht!« Die Schelmin gähnte herzlich und rollte sich zu ihm herum. »Du weißt nicht zufällig, wo wir die letzten drei Monde gewesen sind?«

»Sagen wir: vielleicht«, grinste der blaue Wasserkobold. »Aber ich verrate dir nichts, wenn du dich nicht selbst erinnerst. Schöne Grüße von lieben Freunden darf ich dir ausrichten.«

»Danke! Grüß sie ebenso, auch wenn ich nicht weiß, wen du meinst. Sag, kommst du, um die *Perle* zu holen?«

»Nein, um sie dir zu bringen.« Grinsend hob er den Lederbeutel ein wenig in die Höhe, damit sie ihn sehen konnte. »Es kostet sicher ein paar Tage und einige Anstrengung, bis sie begriffen haben, in wessen Hände dies gehört, aber das wird uns schon gelingen, da darfst du dich ganz auf mich verlassen.«

»Gut, das will ich gern tun. Und was fangen wir damit an?«

»Träumen, mein Liebes. Die *Perle* gestattet euch einen winzigen Blick in die Träume der Riesin Chalwen, und weil sie ein Teil des Meeres ist, träumt ihr mit dem Meer, verstehst du? Die Gigantin war noch

nie leicht zu verstehen; ihre Träume sind sicher ebenso rätselhaft, aber manchmal werdet ihr den Sturm schon sehen, bevor er die euren erreicht.«

»Das ist gut. Deryas Großvater ist dort draußen«, murmelte Lara, schon wieder fast eingeschlafen.

»Ich weiß, Liebes. Und nicht nur er.« Der Klabauter gab ihr einen sanften Nasenstüber. »Schlaf jetzt und träume!«

»Du bekommst noch Tabak von mir«, murmelte die Schelmin und glitt in Borons Arme hinüber, in den eigenen Armen den Beutel mit dem kostbaren Kleinod.

Derya Ni Sanin teilte die Kammer mit Brin, der längst tief und fest schlief. Den Brief, den Kapitänin Galahan ihr gegeben hatte, hielt sie immer noch in der Hand. Sie kannte ihn längst auswendig und hatte schon vor einiger Zeit das Licht gelöscht, um den Schlaf des Freundes nicht zu stören. Sie blickte mit offenen Augen in die Dunkelheit, als sie an die Zeilen dachte, die ihr Großvater ihr vor dem letzten Auslaufen der *Seeadler von Beilunk* zgedacht hatte.

... Ein Sanin gibt niemals auf, bevor er zu Efferd in sein nasses Grab geht – nach einem Kampf, an dem Rondra Ihre Freude hatte. Und ich weiß, dass du auf den gleichen Wassern segelst. Ich spüre, dass du, meine geliebte Enkelin, noch lebst, irgendwo dort draußen, und ebenso wie alle aufrechten

Seeleute im Kampf mit dem Feind liegst, der das wunderbare Reich des Efferd und die Welt der übrigen Zwölf bedroht. Du wirst siegen und zurückkehren, ebenso wie ich es tun werde, bis zu deinem und meinem letzten Kampf.

Kopf hoch, Derya Ni Sanin, die Segel in den Wind und die Rotzen bereit! Unendliche Weiten warten auf den Wassern darauf, von uns entdeckt und beschützt zu werden, wenn es Not tut. Und wir werden weder Efferd noch Rondra oder uns selbst enttäuschen, das wohl!

Wir sehen uns auf See!

Dein dich liebender Großvater, Kapitän Rateral Sanin XII

Lara träumte von einer Welt, in der ein strahlendes Band aus Licht über den Himmel zog und geflügelte Drachenpferde in wunderbaren Farben über die Wolken galoppierten. Vier Reiter trugen sie über die blauen Wälder. Eine goldrot gelockte Fee lachte ihr zu, eine mattschwarze Kugel gleich ihrer eigenen in der Hand. Der Schattenmann und die gewappnete Nixe winkten ihr. Und der schwarzgelockte Hexer schenkte ihr ein Lächeln und sandte einen Gruß an ihre Gefährten.





Anhang

Namen handelnder Personen

Alena – junge angehende Weißmagierin aus Perricum

Azaril Scharlachkraut – eine Elfe aus Mendena

Bachental, Meisterin – Schusterin aus Perricum

Brin – ein junger Streuner, nach dem Heldenkönig des Mittelreichs benannt, der in der Schlacht an der Trollpforte fiel

Chialnej'ianiejs – ein Gnom und Heiliger Sprecher der Echse aus einer fernen Welt

Derya – Seejunkerin an Bord des kaiserlichen Schiffs *Ehre von Perricum*

Elderik von Streitzig – Deckname Brins

Falk Turmen – ein junger angehender Weißmagier, Studiosus der *Kaiserlich Garethischen Lehranstalt der Magie wider Geister und transsphärischen Wesenheiten zu Perricum*

Falkenherz – ein Zauberer aus einer fernen Welt

Fenia – Falk Turmens Base, Geweihte der Rahja zu Perricum

Kalina Niodas – Ordensschwester der Noiona, Vorsteherin des *Klosters des Vergessens* bei Perricum

Khorena Turmen – Falk Turmens Mutter
Korian – ein Söldner aus den Schwarzen Landen
Lahda'terianmali – Laras koboldische Ziehmutter
Lara, eigentlich Lahra'terianmella – eine Schelmin
vom Darpat
Leodora Galahan – Kapitänin der *Ehre von Perricum*
Mellteria – eine Lichtfee aus einer fernen Welt
Ni'hrb – ein Schattenwesen aus einer fernen Welt
Ola – Schifferwitwe aus Perricum
Olorand von Gareth-Rothenfels, Seine Spektabilität –
Leiter der Magierakademie *Kaiserlich Garethische
Lehranstalt der Magie wider Geister und transsphäri-
schen Wesenheiten zu Perricum*
Peer Ui Llud – Navigator der *Ehre von Perricum*
Pijanij – eine Wasserfee
Talafeyar – halbelfischer Rahjageweiheter und Vorste-
her des Tempels der Rahja zu Perricum
Ungolfa Rubintreu – Schreiberin einer Segelmacher-
werkstatt in Perricum
Velun – Segelmacher aus Perricum
Velurian von Gareth – ein anderer Name Veluns
Wickrath, Baron von – Prälat-Oberst der *Schwerter
Borbarads*, der ›Tempelgarde‹ der Borbaradianer-
Religion
Yarnides Inan – eine Nixenkriegerin aus einer fernen
Welt

Erklärung aventurischer Begriffe

Die Götter und Monate der Menschen

1. Praios = Gott der Sonne und des Gesetzes – entspricht Juli
2. Rondra = Göttin des Krieges und des Sturmes – entspricht August
3. Efferd = Gott des Wassers, des Windes und der Seefahrt – entspricht September
4. Travia = Göttin des Herdfeuers, der Gastfreundschaft und der ehelichen Liebe – entspricht Oktober
5. Boron = Gott des Todes und des Schlafes – entspricht November
6. Hesinde = Göttin der Gelehrsamkeit, der Künste und der Magie – entspricht Dezember
7. Firun = Gott des Winters und der Jagd – entspricht Januar
8. Tsa = Göttin der Geburt und der Erneuerung – entspricht Februar
9. Phex = Gott der Diebe und Händler – entspricht März
10. Peraine = Göttin des Ackerbaus und der Heilkunde – entspricht April
11. Ingerimm = Gott des Feuers und des Handwerks – entspricht Mai

12. Rahja = Göttin des Weines, des Rausches und der Liebe – entspricht Juni

Die Stunden eines Praioslaufes (eines Tages)

Die geläufigste, allerdings nicht allgemein gültige Stundenbezeichnung des Tages im Neuen Reich beginnt um Mitternacht mit der Stunde des Praios und durchläuft den Zwölfkreis in obiger Reihung, sodass die Mittagsstunde wieder die des Sonnengottes Praios ist und an jedem Tag jedem Götternamen zwei Stunden zufallen.

Die verbreitetste Benennung der Wochentage im Neuen Reich und ihre Reihung

Windstag

Erdstag

Markttag

Praiosstag (jener gilt als allgemeiner Ruhetag)

Rohalstag

Feuertag

Wassertag

Maße und Münzen

Meile = 1 km

Schritt = 1 m

Spann = 20 cm

Finger = 2 cm

Halbfinger = 1 cm

Dukat = 10 Silbertaler

Silbertaler = 10 Heller

Heller = 10 Kreuzer

Kreuzer = kleinste mittelreichische Münze

Begriffe, Namen und Orte

Academia Contramagica Kuslikiensis – Magierakademie in Kuslik, an der Antimagie gelehrt wird

Adept – Magier nach bestandener Abschlussprüfung

Agentur, die – Kurzbezeichnung für die *Kaiserlich-Garethische Informations-Agentur*, KGIA, der Geheimdienst des Mittelreiches

Albernia – eine an der Westküste liegende Provinz des Mittelreiches

Alveranier – ein Bewohner Alverans, der Fünften Sphäre, des Götterhimmels; die Gefolgschaft der Zwölfgötter

Anderwelt, Welt Jenseits, Feenwelt – die Welt der Feen und anderer seltsamer Wesen

Angroscho, Angroschna, Angroschim – Zwerg, Zwergin, Zwerge

Arange – aranisch für Peraineapfel, vergleichbar kleinen irdischen Orangen

Aranier, Araniens – Bewohner Araniens; ein freies Land südlich der Grafschaft Perricum des Neuen Reiches

Ardariten – Angehörige eines angesehenen Rondra-Ordens; eine ihrer Ordensburgen befindet sich oberhalb der Akademie-Straße und unterhalb des Rondratempels von Perricum

Aventurien – ein Kontinent auf der Welt Dere, auf dem u. a. auch das Mittelreich und damit Perricum liegt

Bausch – sehr leichter, feiner und dennoch widerstandsfähiger Stoff zumeist elfischer Herkunft

Bethanier, der – ein Beiname Borbarads

Blaue Keuche – eine Erkrankung der Lungen, bei der der Kranke aus Luftnot blau anläuft und keuchend hustet

Blütenjungfer – eine fliegende, kleine, selten ernste Fee

Blutige See – im weiteren Sinn zu den Schwarzen Landen gehörig, umfasst weite Gebiete des Meeres östlich des Mittelreiches, Araniens und um Maraskan herum

Borbarad – der Dämonenmeister, einer der schreck-

lichsten Schwarzmagier der Geschichte, Eroberer der Gebiete, die heute die Schwarzen Lande genannt werden

Boroni – Bezeichnung der Borongeweihten

Braunchen – Sagengestalt; Feen, die aufgrund einer Verfehlung in der Feenwelt für eine gewisse Zeit als dienstbare Geister in die Welt der Menschen geschickt werden

Bunte Lichter von Perricum – volkstümliche Efferd-Feierlichkeiten mit Laternenumzug am 1. Efferd jeden Jahres in Perricum

Candidatus – Magierlehrling während der Abschlussprüfung

Chalwen – mythologische Riesin

Charyptoroth – eine Erzdämonin; sie gilt als Widersacherin des Gottes Efferd

Chimäre – ein magisch geschaffenes Mischwesen, zumeist mit einem Hang zum Wahnsinn

Darpat – ein Strom im östlichen Mittelaventurien, Grenzfluss zweier Provinzen des Mittelreiches, Darpatien und Garetien; mündet bei Perricum in den Golf von Perricum

Deirdre – Tante Deryas, Vizeadmiralin und Kommandantin der kaiserlichen Südflotte, Kapitänin der *Stern von Beilunk*

Dere – die Welt, auf der Aventurien liegt

Dergelmund – eine Ortschaft und wichtige Fährstati-

on, die der Stadt Perricum an der Mündung des Darpat gegenüber liegt

Dererund – die Welt Dere

Domäne, dämonische – Laut aventurischer Kosmologie gibt es zu jedem der Zwölfgötter einen dämonischen Widerpart; ihre Machtbereiche im Dämonenreich, der Siebten Sphäre, werden Domänen genannt.

Dritte Dämonenschlacht, die – die entscheidende Schlacht der Verbündeten gegen Borbarad, in dem der Dämonenmeister an das Ende aller Zeit entückt wurde; sie fand im Ingerimm 28 Hal statt

Dualisten, Gashoker – verehren Praios als Herrn der Ordnung und Bewahrer des Heils und Boron als Bringer des Übels und führen ein sehr sittenstrenges und ernsthaftes Leben

Efferdsrose – Windrose

Fatas – eine Tochter Satinavs, die die Zukunft formt; auch: Allegorie für die Zukunft

Festum – größte Stadt des Bornlandes im Nordosten Aventuriens

Galotta – einer der Heptarchen der Schwarzen Lande

Gareth – die Hauptstadt und der Kaisersitz des Neuen Reiches

Garetien – eine Provinz des Mittelreiches, in der auch Perricum liegt

Gastgeber der Freude – geweihter Vorsteher eines Rahja-Tempels

Gemeinschaft der Sterne – die Kirche des Phex
General Tjalinfoldalijn – eine Fee
Goldleim – ein stark ätzendes und zersetzendes Gift,
gewonnen aus der in Aventurien weit verbreiteten
Naftanstaude
Götterlauf – ein Jahr
Golgari – der Bote Borons, ein Rabe, der die Toten in
dessen Reich geleitet
Grauling – eine Bezeichnung für einen Phexnovizen
Güldenland – ein Kontinent westlich Aventuriens
Gwen-Petryl – seltene, von selbst leuchtende Steine
Havena – Handels- und Hafenstadt an der Westkü-
ste, Hauptstadt Albernias, zum Mittelreich gehörig
Harben – Hafenstadt an der Westküste, Standort der
Westflotte des Mittelreiches
Hal – Kaiser des Mittelreiches; die Jahreszählung des
Mittelreiches beginnt, trotz seines Verschwindens
vor etlichen Jahren, mit seiner Inthronisierung
Helm der Mada – abnehmender Mond
Heptarchen – die Bezeichnung der Herrscher der
Schwarzen Lande
Herr des Wahren Wissens – Beiname Amazeroth, ei-
nes Erzdämons, der als Gegenspieler der Göttin des
Wissens, der Hesinde, gilt
Himmlische Gauklerschar – mythologisch: Gefolgs-
schaft des Phex
Hohes Paar der Travia – ein Geweihtenpaar der Travia

kataklystischen Kataplasie – etwa: eine weltweite, tiefgreifende, katastrophale Rückbildung
Kelch der Mada – zunehmender Mond
Klabauter – ein Kobold, der auf Schiffen oder auch im Wasser zu Hause ist
K'Liraka, Mz.: K'Lirakanim – fliegender Schlangendrake einer fernen Welt
krängen – seemännisch: sich nach der Seite neigen
Kranik – eine Baronie des Neuen Reiches
Lachkrampf – eine Schelmenzauberei koboldischen Ursprungs, verursacht ebensolchen
Lebensspenderin – ein Beinamen der Göttin Tsa, die zusammen mit der Göttin der Magie und des Wissens, Hesinde, auch als die Erschafferin der Kobolde und damit als Schutzgöttin der Schelme gilt
Lehrer der Freude – Geweihte der Rahja
Leirix aus Punin – ein Schelm
Leuingen – reichstes Stadtviertel Perricums
Lichtband des Horizonts – lichtspendendes Phänomen in einer fernen Welt
Madamal – der Mond Deres
Magica Contraria – Antimagie
Magister – im weitesten Sinne: Lehrer
Marbo – die Tochter Borons, die auch als Traumwächterin gilt
Mendena – eine Stadt in den Schwarzen Landen, Hauptstadt Xeraaniens, an der Piratenküste gelegen

Mindorium – eines der magischen Metalle

Mittelreich, auch: Neues Reich – der größte Staat in Aventurien, zentral gelegen und im Osten an die Schwarzen Lande grenzend

Nachtblaue Tiefen – das dämonisch regierte Meer Charyptoroths, der erzdämonischen Gegenspielerin des Meeresherrn Efferd

Necker – seltsame und charismatische, humanoide Wasserwesen

Noionit – Angehöriger des Ordens der Heiligen Noiona, siehe dort

Nordmähne – ausdauernde, bäuerliche Pferderasse Nordaventuriens

Orazal – zähe, südaventurische Schlingpflanze, aus der man eine stark klebende Substanz oder auch ein Konservierungsmittel gewinnen kann

Orden der Heiligen Noiona – Orden des Boron, der sich insbesondere um die geistig Verwirrten sorgt

Oron, oronisch – ein zu den Schwarzen Landen gehörender ehemaliger Teil Araniens, im Südosten Perricums liegend

Paktierer – jemand, der mit einem Dämon eine Art Vertrag abschließt und dabei sein Seelenheil riskiert

Perlentümmeler – eine silberweiße Delphinart einer fernen Welt

Perricum – Reichsstadt des Mittelreiches, Hauptstadt der Edelgrafschaft Perricum

Praiosfalter – ein hellgelber Schmetterling

Praiosscheibe – die Sonne

Praiossprossen – Sommersprossen

Prinzesschen vom Blütenkraut – eine Fee

Rad der Mada – Vollmond

Rahjatänzer – eine kleine Hunderasse mit lockigem Fell unterschiedlichster Fellfarbe, gilt allgemein als sehr klug und als der beliebteste Schoßhund der Reichen

Renka – ein geflügeltes, geschupptes Reittier einer fernen Welt

Riesenlöffler – eine Kaninchenart, die sowohl in Freiheit als auch in bäuerlichen Ställen angetroffen wird

Rohal – ein mächtiger, weiser Magier, dessen Regierungszeit (527 bis 404 v. Hal) allgemein *Rohalszeit* genannt wird; gefallen im Kampf gegen Borbarad, seinen Zwillingsbruder, in unvorstellbar hohem Alter

Rotze – ein Schiffsgeschütz

Rho'Al – ein toter Magier in einer fernen Welt

Rondrigan von Perricum – 17-jähriger Graf von Perricum, für den derzeit seine Großmutter regiert

Sahgertaljan-Miju – eine sagenhafte Stadt aus Kristall aus koboldischen Märchen

Satnav – ein Halbgott, Wächter der Zeit, mythologisch an das Schiff der Zeit innerhalb der Ersten Sphäre gefesselt

Schabernack – ein Schelmenzauber, der den Verzau-

berten etwas für ihn Peinliches, aber nicht unbedingt Schädliches tun lässt

Schaube – ein meist mittellanger, weiter Mantel mit langen, weiten Ärmeln

Schleier der Rahja – eine der Bezeichnungen der Rahjakirche für den seelisch-geistigen Zustand der Ent-rückung nach einem erlebten Wirken der Macht Rahjas

Schüler der Freude – Novize der Rahjakirche

Schule der Austreibung – Kurzbenennung der *Kaiserlich Garethischen Lehranstalt der Magie wider Geister und transsphärischen Wesenheiten zu Perricum*

Schwarze Lande – die Lande im Nordosten Aventuriens unter der Regentschaft der Heptarchen, menschenverachtenden, götterhöhnenden und häufig der Dämonologie zugewandten finsternen Herrschern

Schwarzes Auge – ein magisches Artefakt von großer Macht, das dem Benutzer erlaubt, an *einen* fernen Ort, manchmal auch in die Vergangenheit *eines* Ortes zu schauen, zumeist unverrückbar an die Stelle seiner Aktivierung gebunden; es gibt in ganz Aventurien kaum ein Dutzend Schwarzer Augen, von denen eines oder zwei transportabel sind

Seejunker, Seejunkerin – niederster Offiziersrang der kaiserlichen Flotte, Teil der Ausbildung zum vollwertigen Seeoffizier der Flotte

Sharisad – Tänzerin aus dem Süden Aventuriens

Siebte Sphäre; Sphärentheorie – Laut aventurischer Kosmologie ist die gesamte existierende Welt in Sphären geordnet, wobei z.B. die Wesen Deres in der Dritten, die Zwölfgötter in der Fünften und die Dämonen in der äußersten, der Siebten Sphäre, zu Hause sind.

Sphärenriss – allgemein ein Riss im Gefüge der Sphären, der je nach Ausprägung den Übertritt in den Limbus (den sog. Sphärenzwischenraum), eine Globule (eine Nebenwelt) oder eine andere Sphäre ermöglicht

Steineichen – Baumart, die ein besonders hartes, widerstandsfähiges Holz liefert

Studiosus – Magierlehrling einer Akademie in den letzten beiden Lehrjahren

Thar'Nha'Lhaoth – ein Dämon aus der Domäne des Xamanoth

Tote und Wiedergeborene Mada – Neumond

Traviabund – ein Ehe- bzw. Treuebund

Trollzacken – schroffes Grenzgebirge zwischen der Grafschaft Perricum und den Schwarzen Landen, im Nordosten des Darpat gelegen

Tsas Segen – unter anderem: Umschreibung für Schwangerschaft

Tulamiden – weit verbreitetes Volk im Süden Aventuriens

Ur-Tulamidya – eine alte Sprache aus dem Süden
Aventuriens

Tuzak; Tuzaker – Stadt auf der Insel Maraskan; Be-
wohner derselben, eine Hunderasse

Verbündeten der freien Reiche, die – teils loser, teils
vertraglich geregelter Zusammenschluss aller Rei-
che, Mächte und Interessensgruppierungen wie
z.B. großer Handelshäuser, die die Schwarzen
Lande gemeinsam aktiv oder unterstützend be-
kämpft haben und weiterhin bekämpfen

Verhasste, die oder der – dämonische/göttergefällige
Umschreibung des jeweiligen göttli-
chen/dämonischen Gegenspielers, um eine Nen-
nung des Götter-/Dämonennamens zu umgehen

Vogtvikar – ranghöherer Priester des Phex, zumeist
Tempelvorsteher

Wehrheim – Stadt des Mittelreiches, ein wichtiger mi-
litärischer Stützpunkt des kaiserlichen Heeres ge-
gen die Schwarzen Lande

Xamanoth – das Verbotene Wissen, wohl eine Ver-
körperung des Amazeroth, des erzdämonischen
Widerparts der Göttin Hesinde

Xeraan – einer der Heptarchen, Herrscher Xeraaniens,
eines Teiles der Schwarzen Landen

Zwölf Winde – die Namen tragenden Winde Aventu-
riens; gelten als elementare Wesen und zählen zur
Gefolgschaft Efferds



Das Schwarze Auge

1. Band: Ulrich Kiesow, *Der Scharlatan* · 06/6001
2. Band: Uschi Zietsch, *Túan der Wanderer* · 06/6002
3. Band: Björn Jagnow, *Die Zeit der Gräber* · 06/6003
4. Band: Ina Kramer, *Die Löwin von Neetha* · 06/6004
5. Band: Ina Kramer, *Thalionmels Opfer* · 06/6005
6. Band: Pamela Rumpel, *Feuerodem* · 06/6006
7. Band: Christel Scheja, *Katzenspuren* · 06/6007
8. Band: Uschi Zietsch, *Der Drachenkönig* · 06/6008
9. Band: Ulrich Kiesow (Hrsg.), *Der Göttergleiche* · 06/6009
10. Band: Jörg Raddatz, *Die Legende von Assarbad* · 06/6010
11. Band: Karl-Heinz Witzko, *Treibgut* · 06/6011
12. Band: Bernhard Hennen, *Der Tanz der Rose* · 06/6012
13. Band: Bernhard Hennen, *Die Ränke des Raben* · 06/6013
14. Band: Bernhard Hennen, *Das Reich der Rache* · 06/6014
15. Band: Hans Joachim Alpers, *Hinter der eisernen Maske* · 06/6015
16. Band: Ina Kramer, *Im Farindelwald* · 06/6016
17. Band: Ina Kramer, *Die Suche* · 06/6017
18. Band: Ulrich Kiesow, *Die Gabe der Amazonen* · 06/6018
19. Band: Hans Joachim Alpers, *Flucht aus Ghurenia* · 06/6019
20. Band: Karl-Heinz Witzko, *Spuren im Schnee* · 06/6020
21. Band: Lena Falkenhagen, *Schlange und Schwert* · 06/6021
22. Band: Christian Jentzsch, *Der Spieler* · 06/6022
23. Band: Hans Joachim Alpers, *Das letzte Duell* · 06/6023
24. Band: Bernhard Hennen, *Das Gesicht am Fenster* · 06/6024
25. Band: Niels Gaul, *Steppenwind* · 06/6025
26. Band: Hadmar von Wieser, *Der Lichtvogel* · 06/6026
27. Band: Lena Falkenhagen, *Die Boroninsel* · 06/6027
28. Band: Barbara Büchner, *Aus dunkler Tiefe* · 06/6028
29. Band: Lena Falkenhagen, *Kinder der Nacht* · 06/6029
30. Band: Ina Kramer (Hrsg.), *Von Menschen und Monstern* · 06/6030
31. Band: Johan Kerk, *Heldenschwur* · 06/6031
32. Band: Gun-Britt Tödter, *Das letzte Lied* · 06/6032



Das Schwarze Auge

33. Band: Barbara Büchner, *Das Galgenschloß* · 06/6033
34. Band: Karl-Heinz Witzko, *Tod eines Königs* · 06/6034
35. Band: Hadmar von Wieser, *Der Schwertkönig* · 06/6035
36. Band: Barbara Büchner, *Schatten aus dem Abgrund* · 06/6036
37. Band: Barbara Büchner, *Seelenwanderer* · 06/6037
38. Band: Hadmar von Wieser, *Der Dämonenmeister* · 06/6038
39. Band: Christel Scheja, *Das magische Erbe* · 06/6039
40. Band: Linda Budinger, *Der Geisterwolf* · 06/6040
41. Band: Momo Evers, *Und Altaia brannte* · 06/6041
42. Band: Barbara Büchner, *Blutopfer* · 06/6042
43. Band: Lena Falkenhagen, *Die Nebelgeister* · 06/6043
44. Band: Karl-Heinz Witzko, *Die beiden Herrscher* · 06/6044
45. Band: Bernhard Hennen, *Die Nacht der Schlange* · 06/6045 (Hardcover)
46. Band: Barbara Büchner, *Das Wirtshaus »Zum lachenden Henker«* · 06/6046
47. Band: Karl-Heinz Witzko, *Die Königslarve* · 06/6047
48. Band: Tobias Frischhut, *Geteiltes Herz* · 06/6048
49. Band: Hadmar von Wieser, *Erde und Eis* · 06/6049
50. Band: Britta Herz (Hrsg.), *Gassengeschichten* · 06/6050
51. Band: Heike Kamaris & Jörg Raddatz, *Sphärenschlüssel* · 06/6051
52. Band: Alexander Huiskes, *Die Hand der Finsternis* · 06/6052
53. Band: Martina Nöth, *Zwergenmaske* · 06/6053
54. Band: Gun-Britt Tödter, *Koboldgeschenk* · 06/6054
55. Band: Heike Kamaris & Jörg Raddatz, *Blutrosen* · 06/6055
56. Band: Ulrich Kiesow, *Das zerbrochene Rad: Dämmerung* · 06/6056
57. Band: Ulrich Kiesow, *Das zerbrochene Rad: Nacht* · 06/6057
58. Band: Jesco von Voss, *Der Letzte wird Inquisitor* · 06/6058
59. Band: Olaf Flatergast, *Druiden-Rache* · 06/6059

Weitere Bände in Vorbereitung